

käfer

Die Wanderungen der Minerva

Veröffentlicht auf Harry Potter Xperts
www.harrypotter-xperts.de

Inhaltsangabe

Minerva McGonagall hat alles verloren, was ihr lieb und teuer war. Sie sieht in ihrem Leben keinen Sinn mehr und springt in eine tiefe Schlucht im verwunschenen Wald. Doch sie stirbt nicht, sondern landet in einer ihr völlig fremden Gesellschaft.

Getrieben von einer geheimnisvollen Kraft macht sie sich auf den Weg ins Ungewisse...

Vorwort

Dies ist eine Cross-Over-Geschichte. Die Welten, durch die ich meine Minerva schicke, sind zum Teil aus Filmen und Büchern bekannt, ebenso die Wesen, die sie trifft. Andere Landschaften und Personen habe ich mir ausgedacht bzw. haben mich reale Dinge inspiriert.

Nach wie vor schreibe ich nur aus Spaß und verdiene mein Geld anderswo.

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort
2. Prolog
3. Ende
4. Am falschen Platz
5. Blumenland 1
6. Blumenland 2
7. "Blumenland" - 3
8. "Blumenland" - 4
9. Die zweite Welt - Insel der Jungfrauen (1)
10. Insel der Jungfrauen - 2
11. Insel der Jungfrauen - 3
12. Insel der Jungfrauen - 4
13. Die dritte Welt - 1
14. Die dritte Welt - 2
15. Die dritte Welt - 3
16. Die dritte Welt - 4
17. Sandsteinwelt - 1
18. Sandsteinwelt - 2
19. Sandsteinwelt - 3
20. Sandsteinwelt - 4
21. Sandsteinwelt - 5
22. Sandsteinwelt - 6
23. Sandsteinwelt - 7
24. Mittelerde - 1
25. Mittelerde - 2
26. Mittelerde - 3
27. Mittelerde - 4
28. Mittelerde - 5
29. Mittelerde - 6
30. Zwischenstopp im Irgendwo
31. Großstadt - 1
32. Großstadt - 2
33. Großstadt - 3
34. Großstadt - 4
35. Großstadt - 5
36. Großstadt - 6
37. Großstadt - 7
38. Großstadt - 8
39. Zamonien - 1
40. 40 - Zamonien 2
41. Zamonien 3
42. Zamonien - 4
43. Zamonien - 5
44. Zamonien - 6
45. Zamonien - 7
46. Zamonien - 8
47. Zamonien - 9
48. Wüste - 1
49. Wüste - 2

50. Wüste - 3
51. Fantasien - 1
52. Fantasien - 2
53. Auf dem Weg nach Hause - 1
54. Auf dem Weg nach Hause - 2
55. Auf dem Weg nach Hause - 3
56. Auf dem Weg nach Hause - 4
57. Auf dem Weg nach Hause - 5
58. Neubeginn
59. Epilog

Vorwort

Es hat sie immer gegeben und es wird sie immer geben: Parallelwelten. Das sind Landschaften, Völker, Kulturen, die unerkant in und neben unseren Landschaften, Völkern, Kulturen existieren. Niemand hätte je Kunde von ihnen erhalten, gäbe es nicht Verbindungen zwischen den Welten, Weltentore, und wären nicht Menschen hindurchgegangen und hätten nach ihrer Rückkehr von ihren Erlebnissen berichtet.

Früher einmal gab es Druiden und Hohepriesterinnen, die um diese Weltentore wussten und sie bewachten, doch sie sind längst ausgestorben und mit ihnen das Alte Wissen.

Der Eintritt in eine Parallelwelt ist nunmehr zufällig, und jenen, die darüber berichten, glaubt man nicht. Günstigenfalls schreiben sie ihre Erlebnisse als Roman auf, schlimmstenfalls steckt man sie in eine Irrenanstalt.

Heutzutage findet niemand mehr einen solchen Übergang, wenn er danach sucht. Die Durchgänge öffnen sich allenfalls für unschuldige, kindhafte Seelen oder für verzweifelte, ausgebrannte, die lange vor Erfüllung ihrer Bestimmung mit dem Leben abgeschlossen haben. So wie ich, Minerva McGonagall, dreiundzwanzig, Witwe, keine Kinder, keine Verwandten, keine Aufgabe im Leben.

Prolog

Das Entsetzen stand Minerva McGonagall ins Gesicht geschrieben, als sie das Büro des Schulleiters verließ. Wie betäubt blieb sie neben dem Eingang stehen. Severus Snape sah seine Kollegin fragend an, wagte aber nicht, das Wort an sie zu richten. Er würde die schlechten Nachrichten, die Albus Dumbledore erhalten hatte, ohnehin gleich von ihm selbst hören.

„Honigkonfekt.“ Wie durch Watte hindurch hörte Minerva das Passwort. „Honigkonfekt“ – nichts passte weniger zu dem gerade gehörten als dies. Immer noch halb betäubt ging Minerva auf den Schulhof. Es war ein strahlend schöner Juli-Ferientag, Vögel zwitscherten, Bienen summten, alles war so ruhig und friedlich, und doch...

Entschlossen machte Minerva kehrt und lief in ihre Privaträume. Sie schloss die Tür hinter sich ab und stellte den Zeiger auf „Keinesfalls ansprechbar“, was bedeutete, dass einzig und allein der Schulleiter stören durfte. Rasch durchquerte Minerva das Wohnzimmer und betrat ihre Privatbibliothek. Sie zog die Tür hinter sich zu und schloss die Vorhänge, ehe sie sich ihrem Sekretär zuwandte. Für einen kurzen Moment legte sie die Hände auf die Abdeckung und schloss die Augen. Sollte sie wirklich? Mit einem tiefen Atemzug öffnete sie schließlich den Deckel, zog rechts das Kästchen mit den Büroklammern heraus und tastete nach dem ersten Riegel. Die Verschlussmechanismen funktionierten tadellos, obwohl sie 35 Jahre lang nicht mehr benutzt worden waren; keine Minute später hatte Minerva gefunden, was sie suchte: ein unscheinbares Pappschächtelchen. Sie öffnete es und legte den Ring auf ihre Handfläche.

Die Erinnerungen überfielen Minerva mit aller Macht. Sie starrte auf den Ring und erlebte alles noch einmal.

Ende

Endhaltestelle. Ich steige aus dem Bus, endlich. Die Gegenwart anderer Menschen bereitet mir körperliche Schmerzen.

Die Touristen zerstreuen sich, gehen zu ihren Hotels. Die ältere Dame, die mir während der Fahrt eine Unterhaltung aufgedrängt hat, winkt mir noch einmal zu. Ich habe ihr erzählt, ich wolle durch den Wald nach North Syllamore wandern und unterwegs in Wanderherbergen übernachten.

Ich habe keine Übernachtungen gebucht, ich will gar nicht nach Syllamore. Und mein Rucksack enthält keinen Schlafsack und keine Wanderausrüstung, sondern mein Brautkleid. Dies werde ich auf meinem letzten Weg tragen, nichts anderes. Eines Tages wird man im Wald vielleicht den Rucksack mit meinen Kleidern und dem Abschiedsbrief finden. Vielleicht auch nicht, niemand wird nach mir suchen.

In den alten Geschichten, die meine Großmutter erzählt hat, war von einer tiefen Schlucht im Wald die Rede, einer Schlucht mit senkrechten Wänden und einem reißenden Fluss am Grund. Wer dort hineinfällt, wird nie gefunden. Dahinein werde ich springen, den Kopf voran. Ich werde aus der Welt verschwinden, mich vermisst keiner. Wer sollte mich auch suchen? Meine Schwester ist mit ihrem Muggelmann nach Australien ausgewandert, auf meine Briefe hat sie nie geantwortet. Warum auch, nach diesem heftigen Streit?

Meine Eltern sind tot, genauso meine Großeltern, meine Tanten und meine Cousinsen. Patrick, der Mann, der Inhalt, Ziel und Mittelpunkt meines Lebens war, wurde umgebracht, getötet vor meinen Augen von einer gespenstischen, maskierten, schwarzen Gestalt. Nichts ist mir von Patrick geblieben, nicht einmal unser Kind. Es kam tot zur Welt, nach der Nacht, in der uns diese dunklen Gestalten durch London gehetzt hatten.

Wir kamen aus dem Muggeltheater, es war nichts dabei, dorthin zu gehen. Sie haben uns aufgelaert, verfolgt bis in die Seitengasse, von wo aus wir apparieren wollten. Eingekeist haben sie uns, einer hat gerufen: „Das wird euer Ende, ihr elenden Verräter!“ Ich wusste nicht, was er meinte; die Stimme kam mir auch nicht bekannt vor.

Patrick hat es geschafft, mit mir aus dem Kreis heraus zu apparieren, aber kaum hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen, waren sie wieder da. Diesmal haben sie einen Anti-Apparier-Zauber gelegt. Wir sind um unser Leben gerannt, aber immer waren die finsternen Figuren hinter uns. Gelacht haben sie, hässliches Gelächter, das mir noch mehr Angst machte.

Schließlich waren wir in eine Sackgasse geraten. Sie waren überall, hinter uns, vor uns, über uns. Einen schwarzglänzenden Zauberstab konnte ich erkennen; ein grüner Blitz schoss daraus hervor, traf Patrick. „Flieh, bring dich und das Kind in Sicherheit!“, das waren die letzten Worte, die mein Mann mir zurief, bevor er tot zusammenbrach. Ich rannte und rannte und rannte, bis ich merkte, dass die schwarzen Gestalten verschwunden waren. Sie hatten es nur auf Patrick abgesehen, nicht auf mich. Warum?

Als ich irgendwann zu Tode erschöpft in die Wohnung zurückkehrte, war alles zerwühlt und zerschlagen. Kleidung und Hausrat lagen in Fetzen und Scherben am Boden, einzig und allein mein Brautkleid befand sich noch an seinem Platz. Ich hatte Krämpfe und spürte Nässe zwischen den Beinen. Panische Angst schnürte mir die Kehle zu. Mein Kind! Mit letzter Kraft apparierte ich zu meiner Großmutter. Sie war heilkundig, sie würde mir helfen.

Doch das Haus war verlassen und leer.

An die folgenden Stunden erinnere ich mich nur verschwommen. Die Krämpfe wurden so heftig, dass ich wohl zeitweise das Bewusstsein verloren habe. Schemenhaft konnte ich eine Nachbarin erkennen, sie bewegte sich um mich herum, fasste mich an, flößte mir etwas Heißes ein. In dem Moment jedoch, als das kalte, tote Kind aus mir herausglitt, war ich ganz bei Bewusstsein. Es war furchtbar, es war so endgültig, so sinnlos.

Ich wünschte, ich wäre in der endlosen Schwärze versunken, aber irgendwann kehrten meine Lebensgeister zurück. Und mit ihnen die schlimmen Nachrichten. Meine Cousine, die letzte, die ich noch hatte, war von einem Werwolf angefallen und getötet worden. Keiner wusste, woher er kam, wohin er ging, wer er war. Meine Tante verlor darüber den Verstand und erhängte sich. Meine Großmutter blieb nicht lange verschwunden. Man fand sie in einem verborgenen Durchgang zwischen Krumpfen- und Nocturngasse. Mit verrenkten Gliedern und aufgerissenen Augen lag sie da wie Patrick. Tot, nicht weit entfernt von der Stelle, an der zwei Jahre zuvor meine Eltern umgekommen waren.

Meine ganze Familie war ausgelöscht.

Warum sollte ich noch leben?

Ich gehe durch das Dorf, schlage den Weg nach Syllamore ein. Ein Schild sagt mir, dass es bis zur ersten Waldherberge drei Stunden Fußmarsch sind. Ich wäre um sieben Uhr dort, genau rechtzeitig mit Einbruch der Dämmerung.

Wer diese Wanderung antritt, geht eher los. Niemand ist mit mir auf dem Weg, und das ist gut so. Man kann mir kein Wandergefährtengespräch aufdrängen, keiner wird sich wundern, wenn ich verschwinde und nicht wieder auftauche.

Eine Meile oder so folge ich der Forststraße zur Waldherberge. Dort, wo der Weg nach Norden abbiegt, gehe ich auf einem Jägerpfad nach Südwesten. Keine Minute zu früh, ich höre Motorengeräusch und stelle mich hinter den mächtigen Stamm einer alten Fichte. Es ist der Jeep, der die Waldherberge versorgt und manchmal verspätete Wanderer einsammelt. Mich findet er nicht.

Auch den Jägerpfad verlasse ich bald und laufe nun durch den alten, wie verwunschen dastehenden Urwald. Die riesigen, bestimmt schon vier-, fünfhundert Jahre alten Fichten haben ihre Äste ineinander verflochten, kein Sonnenstrahl kommt zum Waldboden durch.

Meine Uhr werfe ich in die Höhlung zwischen die Wurzeln eines alten Baumes, ich brauche sie nicht mehr, Zeit spielt keine Rolle mehr für mich.

Ich laufe, bis ich fast nichts mehr sehen kann. An einer Quelle mache ich halt, esse und trinke etwas. Ich habe Proviant für zwei Tage dabei, in den alten Geschichten von Leuten, die die Schlucht gefunden und sich dann doch nicht getraut haben, hineinzuspringen und umgekehrt sind, heißt es, dass man drei Tage unterwegs ist bis zum Endpunkt des Lebens.

Auf einem trockenen Platz ein paar Schritte von der Quelle entfernt lege ich mich hin, den Kopf auf meinem Rucksack. Das letzte, was ich sehe, ist der Ring, den Patrick mir einst geschenkt hat mit dem Versprechen, mich niemals alleine zu lassen. Der Smaragd scheint von innen heraus zu leuchten; ich bin zu müde, um mir darüber Gedanken zu machen.

Ich schlafe tief und traumlos. Mein Gehirn hat nichts mehr, mit dem es sich beschäftigen müsste, es ist leer und ausgebrannt. Ich esse ein Sandwich, dann laufe ich weiter, den ganzen Tag. Es ist fast schon dunkel, als ich wieder an einer Quelle ankomme. Sie sieht aus wie die von gestern. Bin ich im Kreis gelaufen? Nein, die kleine Birke gab es gestern nicht.

Als ich erwache, ist es noch tiefste Nacht. Der Smaragd am Ring strahlt so viel Licht aus, dass ich genügend sehen kann. Ich laufe weiter und denke an nichts als an die Schlucht, die mein Ziel ist. Es ist still im Wald, nicht einmal ein Vögelchen piept. Mein Smaragd leuchtet, doch warum sollte ich mir Gedanken darüber machen, weshalb er das tut? Ich werde den Ring am Finger haben, wenn ich springe, er wird mit mir versinken, egal ob er leuchtet oder nicht.

Plötzlich höre ich ein Geräusch, bleibe stehen. Es klingt wie ein tosender Wasserfall. Es ist tosendes Wasser, ein verheißungsvolles Rauschen. Ich habe die Schlucht gefunden. Ich bin dem Ende meines Lebens nahe. Endlich.

Ich steige über umgestürzte Bäume und umgehe trügerische Löcher. Ich will nicht hier kurz vor dem Ziel mit gebrochenen Knochen liegenbleiben und den wilden Tieren zum Fraß werden, ich will schnell Schluss machen. Ich werde springen.

Als ich den tiefen Abgrund sehe, ist es, als würde mir eine schwere Last von den Schultern genommen. Mir wird eine schwere Last abgenommen: mein Leben.

Ganz langsam, feierlich, nehme ich das Brautkleid aus dem Rucksack. Es ist ein wenig zerknittert, ich streiche es glatt. Ich ziehe mich ganz aus, will auf meinem letzten Gang wirklich nichts tragen als Brautkleid, Ring und Zauberstab.

Die Kleider, die ich trage, Schuhe und Unterwäsche stopfe ich in den Rucksack. Ich schleudere ihn in den Wald.

Die Felsen am Rande der Schlucht sind scharfkantig, wie abgeschnitten. Es geht senkrecht in die Tiefe. Das Wasser unten kann ich nicht sehen, nur hören.

Ich atme tief durch. Den Kopf voran wollte ich mich hinunterstürzen, aber irgendetwas hält mich davon ab. Ich drehe mich um, gehe ein paar Schritte zurück, raffe die Röcke, nehme Anlauf und springe in einem Satz mitten hinein in den Abgrund. So ist es richtig, so soll es sein, nicht kopfunter.

Ich falle, falle, falle. Die Röcke schlagen sich um wie ein Regenschirm bei Sturm, ich spüre die kühle Seide

auf meinem Gesicht, sehe nichts als Weiß.

Die Schlucht ist unendlich tief. Meine Zehen berühren kaltes Nass. Es wird schwarz um mich herum.
Ende.

Am falschen Platz

Ich treibe irgendwo zwischen Ohnmacht und Bewusstsein, zwischen Tag und Nacht, zwischen Leben und Sterben. Erinnerungsfetzen fliegen vorüber. Habe ich das Vergangene geträumt oder war es real?

Ich meine, mich noch an das Eintauchen in den Fluss zu erinnern und an einen Aufprall. Das nächste war Summen in meinen Ohren und die Vibrationen, die im Rhythmus einer mächtigen Trommel, in deren Inneren ich mich wähnte, durch meinen Körper liefen.

Die Trommel hörte mit einem besonders mächtigen „Boom“ auf zu schlagen. Ich nahm den Gesang von unzähligen Vögeln wahr, Frühlingsluft umschmeichelte meine Nase. Ich öffnete die Augen, setzte mich und glaubte, im Paradies zu sein. Die Landschaft war wunderschön und öde, fremd und doch vertraut, still und laut zugleich. Ich rappelte mich hoch, neben mir rauschte ein Fluss. Ich weiß nicht, ob ich einen Tag an seinem Ufer stand oder nur einen Sekunde, mir schien alles verzaubert.

Wie ich unter Wasser geraten bin, weiß ich nicht mehr, doch ganz deutlich sehe ich vor mir im Schlamm den goldenen Ring blinken. Ich glaubte, ich hätte meinen Ehering verloren und griff voll Panik zu. Doch als ich, immer noch unter Wasser, den Ring anstecken wollte, stellte ich verblüfft fest, dass meiner an seinem Platz saß.

Plötzlich fühlte ich mich emporgehoben und fand mich auf dem Ufer wieder, mir gegenüber ein Zauberer.

Ob es wirklich einer war, weiß ich nicht, aber so wie der Mann aussah, nahm ich es einfach an. Äußerlich war er ein uralter Mann, doch in seinen Augen erkannte ich den Jüngling. Er war ganz in graugrüne, weiche Gewänder gehüllt und hielt einen mächtigen, kunstvoll verzierten Stab mehr fest als dass er sich darauf stützte.

„Die falsche Person zur falschen Zeit am falschen Platz“, sagte er und seine Stimme füllte das ganze Tal. Oder doch nur meinen Kopf?

Er streckte die Hand aus und ich legte den Ring hinein. Er schaute ihn kurz an und warf ihn ins Wasser zurück. Dann berührte er mich mit seinem langen Stab und ich versank in bodenloser Schwärze.

[Wer traut sich, den ersten Kommi zu schreiben? Bitte, bitte!]

Blumenland 1

Vorab: Da bei diesem und beim nächsten Kapitel beim Hochladen irgendwas daneben gegangen ist und statt der "Gänsefüßchen" nur merkwürdige Zeichenketten dastanden, lade ich die beiden Kapitel noch mal hoch in der Hoffnung auf Besserung. Ich bitte um Entschuldigung, habe aber keine Ahnung, was da genau passiert ist!

Ich liege auf etwas sehr hartem. Es bohrt sich in meine Seite, schmerzt.

In meinen Ohren ist ein hässliches Geräusch, es klingt wie ein Wasserkessel.

Mein Körper ist schwer wie Blei.

Ist das der Tod?

Ich muss die Augen öffnen. Der Wasserkessel hört auf zu pfeifen. Dafür höre ich jetzt Gesang und Gelächter.

Ich sehe grün und weiß vor meinen Augen. Grün vom Gras und weiß von meinem Kleid.

Es ist trocken.

Was sich da in meine Seite bohrt, ist mein Zauberstab.

Ich setze mich auf, befühle den Zauberstab. Er ist heil geblieben.

Das Singen und Lachen kommt näher.

Mühsam stemme ich mich hoch, mir tut alles weh. Ich stehe auf einer kreisrunden Tafel aus Stein, ringsum ist nichts als Gras, grüne, saftige Wiese, soweit das Auge reicht. Ich drehe mich um mich selber, sehe nichts als ebene Wiese. Plötzlich steht vor mir ein steinerner Torbogen. Links, rechts, davor, dahinter ist nichts als Wiese. Ebenso gut könnte ich an dem Bogen vorbeilaufen, doch ich gehe mitten hindurch und finde mich in einer völlig anderen Landschaft wieder. Sanfte Hügel wechseln sich ab mit schroffen Hängen, Büsche und Bäume sind malerisch verteilt. In der Ferne stürzt ein Wasserfall zu Tale, ich entdecke eine Siedlung mit strohgedeckten Häuschen. Die Wiese, auf der ich stehe, ist voller bunter Blumen. Ein betörender Geruch liegt in der Luft. Von Ferne höre ich wieder Musik.

In der bunten Wiese ist ein schmaler Pfad zu erkennen, eine grüne Spur aus kurzem Gras ohne Blumen.

Ein ebensolcher Pfad schlängelt sich nach links, wo ich Felsbrocken erkennen kann und einen rot-gelb-blau-grün-geringelten Leuchtturm.

Etwas stimmt nicht. Ich spüre das kühle, feuchte Gras unter meinen nackten Füßen, mein Körper fühlt sich an wie Blei. Lebe ich etwa noch? Ich sollte doch tot sein! Dann löst sich die Seele vom Körper und schwebt befreit durchs Universum. Ich aber klebe am Boden fest.

So langsam setzt meine Erinnerung wieder ein. Patrick, die dunklen Gestalten, das Begräbnis der Großmutter, die Schlucht. Hineingesprungen bin ich, ja – aber nie unten angekommen. Und das Kleid, das ich trage, ist mein eigenes Brautkleid.

Wie von allein bewegen sich meine Füße, ich laufe auf das Dorf zu. Ein lauer Wind weht Fetzen von Musik und Gelächter zu mir herüber.

Kurz vor dem Dörfchen komme ich an einem eingezäunten Stück Land vorbei. Umrahmt von blütenweißem Kies sehe ich akkurat ausgerichtete Reihen von hügeligen Blumenbeeten. Ein Friedhof? Es gibt keine Grabsteine und Kreuze, nur diese Hügel und Unmengen von Blumen.

Ich habe keinen Platz, an dem ich Blumen für Patrick ablegen könnte. Er wurde nie begraben, die schwarzen Gestalten haben seinen leblosen Körper mitgenommen, zwei von ihnen sind mit ihm in die Luft geflogen, einfach so, ohne Besen, ohne alles. Mir zieht sich das Herz zusammen.

Warum ich weiter in das Dorf gehe statt mich umzudrehen, zu den Klippen zu laufen und mich kopfüber hinunterzustürzen, weiß ich nicht. Im Dorf scheint eine fröhliche Feier im Gange zu sein – ein Martyrium für meine todsuchende Seele. Ich weiß es und gehe trotzdem darauf zu.

Die fröhliche Melodie erinnert mich an diesen Tanz auf unserer Hochzeit. Beim Herumhüpfen habe ich mich im Kleid verfitzt und bin zur Erheiterung aller Gäste auf dem Hinterteil gelandet. Ich spüre einen Kloß in der Kehle, meine Augen werden feucht.

Der Pfad wird breiter, ist mit Steinplatten belegt. Ich gehe zwischen zwei Häusern mit Gärten voller

Blumen hindurch und stehe auf einem ovalen Dorfplatz. In der Mitte wächst eine mächtige Linde, davor liegen zehn große weiße Steine. Der Platz dient ganz bestimmt nicht als Marktplatz, er erinnert eher an einen Park. Akkurat gepflasterte Wege verlaufen spinnennetzartig und verbinden alle Häuser miteinander. Dazwischen blühen bunte Blumen.

Die Dorfbewohner scheinen sich sehr sicher zu fühlen, ich erkenne offene Fenster und Türen, obwohl kein Mensch zu sehen ist.

Unschlüssig bleibe ich unter der Linde stehen. Soll ich bleiben und um Aufnahme bitten oder umkehren und von den Klippen springen?

Ehe ich eine Entscheidung treffen kann, steht eine lachende Frau vor mir. „Willkommen im Blumenland!“

Das Alter der Frau ist schwer zu schätzen. Ihr reifer, draller Körper steckt in buntgemusterten Kleidern. Wenn sie lacht und spricht – sie tut beides gleichzeitig – sind feste perlweiße Zähne zu sehen. Die von Fältchen umzogenen Augen blicken weise und übermütig zugleich; Blüten sind in das von grauen Strähnen durchzogene Haar geflochten. „Du kommst von außerhalb, nicht wahr? Bist durch das Tor getreten?“

Ich nicke beklommen.

„Es passiert selten, dass jemand durch das Tor kommt. Ein doppelter Grund zum Feiern. Komm Tanzen!“

„Tanzen?“ Meine Füße sollen sich im Takt der Musik leicht über den Boden bewegen, während mein Herz schwer ist wie ein Klumpen Blei und mein Verstand in ewiger Dunkelheit versinken möchte?

„Ich bin müde von der Reise“, höre ich mich sagen. Warum tue ich das? Was hindert mich daran, die Wahrheit zu erzählen?

Die Frau lächelt verständnisvoll. „Ach so. Na, das ist nicht weiter schlimm, das Fest hat gerade erst angefangen. Komm, ich zeige dir, wo du dich ausruhen kannst. Und morgen führst du den Reigen an.“

Ehe ich etwas sagen kann, dreht sich die Frau um, dass ihr Rock hochfliegt und kräftige braune Waden freigibt, und hüpfte wie ein junges Mädchen über die Wege. Obwohl ich es wirklich nicht will, folge ich ihr. Am Rand der Siedlung steht ein größeres Haus. Es ist offen und leer. In einem Vorraum liegen auf einem Tisch Blumenkränze. Sie nimmt einen davon und bedeutet mir, ihr nach oben zu folgen. Das Gebäude muss eine Art Herberge sein, wir gelangen auf einen Gang mit vielen Türen. An einigen hängen Blumenkränze, an anderen nicht. Die Frau hängt den Kranz aus Mohn- und Kornblumen an eine der Türen, öffnet sie und sagt zu mir: „Hier kannst du dich ausruhen. Wenn du Hunger hast, musst du nur runtergehen in die Stube, da findest du alles.“

„Ich habe kein Geld bei mir“, wage ich einzuwenden.

„Geld? Was ist das?“, fragt sie verwundert. Ohne eine Antwort abzuwarten, springt sie die Treppe hinunter und ich bin allein. Ich schließe die Tür und sehe mich um. Das Zimmer ist nicht sehr groß. Links an der Wand steht ein Bett mit soliden Holzpfosten. Rechts befindet sich ein über und über mit Blüten bemalter Schrank und in der Ecke steht ein Waschtisch. Auf einem Tischchen unter dem Fenster stehen eine Vase mit goldgelben Blumen und eine Karaffe mit einem Getränk, dessen Aroma an Holunderblüten erinnert.

Vor dem Fenster ist ein Baum, selbst darauf sind bunte Blüten. Es dauert ein Weilchen, ehe ich erkenne, dass es Vögel sind.

Eine bleierne Müdigkeit übermannt mich. Ich plumpse auf das Bett und versinke im Nichts.

Blumenland 2

Auch hier gab es die Probleme, dass aus normalen Satzzeichen plötzlich komische Zeichenketten wurden, was in der Vorschau aber nicht zu sehen war. Deshalb jetzt der nächste Versuch.

Vogelgesang hat mich geweckt. Er erinnert mich an die beiden Kanarienvögel, die Patrick mir zum Geburtstag geschenkt hatte. Ich sehe sie wieder mit verrenkten Köpfchen im Käfig liegen und fühle Trauer aufsteigen.

Draußen herrscht ohrenschmerzend fröhlicher Lärm. Mit den Vögeln um die Wette musiziert ein Blasorchester; Männerstimmen schmettern einen Marsch. Es ist kein dumpfer Kriegsgesang, eher etwas Lockeres zum Springen. Unter meinem Fenster spielen kichernd ein paar Mädchen.

Mir tut das Herz weh.

Vielleicht ist das hier doch das Paradies? Aber wie finde ich dann Patricks Seele? Und warum gibt es einen Friedhof?

Ich gehöre nicht hierher.

Mein Magen knurrt. Wie gegen meinen Willen wasche ich mich und fahre mit dem Kamm durchs Haar, ehe ich nach unten gehe. Ich habe beschlossen, geradewegs zu den Klippen zu laufen und hinunterzuspringen, diesmal wirklich den Kopf voran. Dennoch finde ich mich in der Gaststube wieder.

An den Tischen sitzen lauter Pärchen; essen, schwatzen und lachen miteinander. Nur an einem einzigen Tisch hocken zwei Männer ohne weibliche Begleitung; sie lachen, winken mir zu und zeigen auf die beiden leeren Stühle ihnen gegenüber. Ich tue so, als hätte ich das nicht bemerkt und quetsche mich allein in die entfernteste Ecke, obwohl meine Füße zu den Männern laufen wollen.

Was ist das für ein Zauber, der hier in der Luft liegt? Warum tut man immer etwas anderes, als man eigentlich will?

„Einen wunderschönen guten Morgen wünsche ich!“ Vor mir steht eine dralle Frau in einem mit roten, gelben und blauen Blumen gemusterten Kleid. Sie stellt mir ein Tablett mit Essen hin: ein Breiteller, auf den mit Zimt eine Blüte gemalt ist, eine Schüssel mit Obststücken, obenauf liegen ein paar Gänseblümchen, etwas, das sowohl Brot als auch Kuchen sein könnte und einen Keramikbecher mit einem blumig-würzigen Kräutertee.

Plötzlich überläuft es mich heiß und kalt: „Ich kann das alles nicht bezahlen. Ich habe gar kein Geld bei mir. Ich...“

„Bezahlen? Geld? Was ist das?“

Will die mich veräppeln?

„Ich habe wirklich nichts bei mir, was ich Ihnen geben könne als Bezahlung für das Essen und die Übernachtung.“

„Du musst mir nichts geben, Fremde von hinter dem Tor. Du machst dich nützlich für die Gemeinschaft und es ist gut.“

Herrscht hier der Kommunismus, von dem ich einmal in einem Roman gelesen habe? Ist meine Seele durch ein Versehen in meinem Körper geblieben? Denn es ist unbestritten immer noch mein eigener Körper, in dem ich stecke. Ich hatte eine kleine Narbe an der linken Hand, wo ich mal mit dem Messer abgerutscht bin, und die ist nach wie vor da.

Die beiden Männer lachen und winken mich zu ihnen herüber. Es ist merkwürdig. Ein Teil von mir will mit Freuden aufspringen und hinübergehen, der andere Teil wehrt sich dagegen.

Ein Mann betritt die Schankstube, sieht sich um und steuert auf mich zu. Er trägt ein blau-rot kariertes Hemd und Arbeitshosen. „Du bist die Fremde von hinter dem Tor?“, fragt er im Ton einer Feststellung.

„Komm mit, der Rat erwartet dich.“

Ich folge ihm ohne ein Wort zu sagen.

Der Rat tagt unter der Linde und besteht aus fünf Frauen und fünf Männern, die auf den Steinen sitzen, sowie einem Wesen, das so von Zweigen, Stroh und Blumen bedeckt ist, dass ich weder Alter noch Geschlecht erkennen kann. Im Gegensatz zu den Zuschauern tragen die Ratsleute nur einfarbige Kleidungsstücke.

Ich habe ein endloses Palaver befürchtet, aber sie fragen mich nur, wie ich heiße und woher ich komme.
„Das ist hinter dem Tor, nicht wahr?“
„Das Tor öffnet sich nur alle drei Jahre, wenn wir Erntefest feiern.“
Sie sprechen abwechselnd, keiner sagt mehr als einen Satz.
„Du kannst dich entscheiden, ob du hierbleiben oder woanders hingehen willst.“
Da ist sie wieder, die Unentschlossenheit, dieser innere Widerstand, etwas zu tun. Was ist besser?
Hierbleiben? Weggehen? Woher soll ich das wissen? Weggehen? Hier sind Klippen! „Ich bleibe hier.“
„Gut.“
„Was kannst du nützliches schaffen?“
Jetzt habe ich ein Problem. Bis ich schwanger wurde, habe ich Zaubererkindern Privatunterricht gegeben, ihnen lesen, schreiben und rechnen beigebracht. Ich zucke mit den Schultern. „Ich kann euren Kindern lesen, schreiben und rechnen beibringen.“
Sie starren mich an, alle – Rat und Zuschauer.
Das älteste Ratsmitglied, ein Mann mit schlohweißen Haaren und einem Gesicht voller Lachfalten, fragt:
„Was ist das?“
Ich schnappe nach Luft. Die Leute schauen mich erwartungsvoll an. Sie wissen es wirklich nicht. Ich muss es ganz einfach erklären.
„Schreiben ist: gesprochenes Wort aufzeichnen, um es aufzuheben, damit nichts vergessen wird. Lesen ist das Gegenteil, man entziffert aufgeschriebenes und macht es wieder zum gesprochenen Wort. Und rechnen ist ... ist zusammenzählen.“
„Wir müssen keine Wörter aufheben und zusammenzählen lernen unsere Kinder auch so. Wir brauchen das nicht.“
„Sag etwas anderes.“
„Ich könnte auf eure Kinder aufpassen, während ihr arbeitet.“
Mir schwebt so ein Kindergarten nach deutschem Vorbild vor, wie er bei den Muggeln immer beliebter wird.
„Das ist unnütz.“
„Kannst du gar nichts machen?“ Das klingt ein wenig vorwurfsvoll.
„Da, wo ich herkomme, ist Schreiben, Lesen und Rechnen ganz wichtig. Die Eltern haben mir Geld dafür gegeben, dass ich es ihren Kindern beigebracht habe. Das Geld habe ich gegen die Dinge eingetauscht, die ich brauchte.“
„Wir tauschen die Dinge direkt.“
Es ist zum Verzweifeln. „Zählt doch bitte auf, was ihr braucht und ich sage euch, ob ich das kann.“
Ich möchte eigentlich erklären, dass sie sich mit mir keine Mühe geben sollen, weil ich sowieso bei ersterbesten Gelegenheit von der Klippe springe, aber eine eigenartige Kraft verschließt meinen Mund.
„Kannst du schmieden?“ „Holz bearbeiten?“
„Kannst du mit der Sense umgehen?“ „Dreschen?“
„Kannst du Schafe scheren?“ „Wolle spinnen?“ „Socken stricken?“ „Weben?“
„Kleider nähen?“
Endlich etwas, auf das ich nicht ganz kategorisch mit „Nein“ antworten muss. „Neue Kleider anfertigen kann ich nicht, aber kaputte wieder ganz machen.“
Gemeinschaftliches Aufatmen. Der Älteste fragt: „Wer ist dafür?“
Alle zehn Ratsleute heben die Hand, das verborgene Wesen rührt sich nicht.
„Sasu wird dir alles zeigen.“
Ein altes Weiblein löst sich aus der Menge.

"Blumenland" - 3

Sasu hat mich in ihr Haus aufgenommen, als wäre es das selbstverständlichste auf der Welt. Es IST das selbstverständlichste für sie. Sie hat die Entscheidung des Rates völlig gleichmütig hingenommen, hat weder besondere Freude gezeigt, den Gast aus der anderen Welt aufnehmen zu dürfen, noch hat sie sich dagegen gewehrt.

Auf dem Weg zu ihrem Heim erklärte mir Sasu, wer wo wohnt und was derjenige am besten kann. Sie tat das mit dem Enthusiasmus einer altgedienten Museumsführerin, die genau weiß, dass sie Schulkinder nicht für alte Stühle begeistern kann. Und wie eine Herde Schulkinder im Stühlemuseum habe ich die Erklärungen an mir vorbeirauschen lassen. Wozu soll ich mir das alles merken? Ich springe bei nächster Gelegenheit von der Klippe, und zwar mit dem Kopf voran, Genickbruch ist tödlich.

Nur hat sich die Gelegenheit bis jetzt noch nicht ergeben, immer wieder lenkt mich jemand ab. Mir bleibt weiter nichts übrig, als das Leben im Dorf einfach mitzumachen, obwohl ich vieles befremdlich finde. Am meisten erstaunt es mich, dass es keinerlei Eigentum gibt. Die Leute pflücken ihre Blumen, wo es ihnen einfällt, lediglich der Platz um die Linde herum ist tabu. Wer ein kaputtes Kleidungsstück zum Reparieren bringt, nimmt sich einfach ein fertiges und alles ist erledigt. Niemand macht sich die Mühe, selbst Essen zu kochen, sie gehen alle ins Speisehaus. Wenn man eine Bleibe braucht, sucht man einfach ein Haus, an dessen Tür weniger Blumenkränze hängen als darauf gemalt sind, hängt einen Kranz auf und zieht ein. Abgesehen von der Toilettentür wird nichts abgeschlossen. Verbrechen gibt es nicht. Traumhaft.

Was mir auf die Nerven geht, ist das ständige Lachen. Immerzu wird gelacht, auch wenn es gar nicht lustig ist. Begegnen sich zwei, wünschen sie sich guten Tag und guten Weg, lachen und gehen weiter. Nimmt sich jemand ein repariertes Kleidungsstück, lacht er laut, egal ob ich da bin oder nicht.

Da sie keine Bücher besitzen, hätte ich erwartet, dass sie ihr Wissen wenigstens mündlich weitergeben, aber davon ist nichts zu bemerken. Sie erzählen keine Geschichten, reden nicht über das, was am Tage geschehen ist (es passiert allerdings auch nur ganz selten etwas Außergewöhnliches) und sie stellen keine Fragen. Ich gestehe, ich bin froh, dass sie mich nicht über mein Leben in der anderen Welt aushorchen, aber dass absolut niemand fragt, wie es bei uns zugeht, wundert mich dann doch.

Heute regnet es. Irgendwann in der Nacht hat es angefangen. Sanft rieseln die Tropfen nieder, wässern die Blumen ohne sie zu knicken, tauchen alles ringsum in fahles graues Licht. Anscheinend regnet es hier öfters, niemand verliert ein Wort darüber.

In der Nähstube hocken ein paar vielleicht zehnjährige Kinder, rollen Wollknäuel herum und langweilen sich. Vorhin habe ich versucht, ihnen eine Geschichte zu erzählen, aber dummerweise ist mir nichts anderes eingefallen als „Frau Holle“. Als ich von der hässlichen, faulen Tochter sprach, protestierten sie und riefen: „So was gibt’s doch gar nicht!“ Was ein Brunnen ist, wussten sie nicht und als ich bei dem Backofen mit den rufenden Broten angekommen war, stellte sich heraus, dass die Kinder hier mit dem Begriff „Märchen“ gar nichts anfangen können. Es interessierte sie auch nicht, wie die Kinder bei uns ihre Tage verbringen. „Wozu solltest du uns das erzählen? Wir kommen doch eh nicht dorthin.“

Hilfe!

Da kommt mir eine Idee. Rasch laufe ich hinüber zum Holzbauer, suche und finde unter den Resten geeignete Stücke. Auf einem Stück Stoff, das eigentlich als Flickendienen sollte, male ich den Spielplan auf, mit Blumen als Startplatz für die Spielfiguren, kleine Klötzchen, denen ich verschiedene Blumen aufgemalt habe. Die Kinder beobachten meine Vorbereitungen mit Interesse und Neugier, die Erwachsenen mit Skepsis.

Die Kinder sind bereit, ein „Spaßiges Spiel“ zu spielen, aber wie soll ich ihnen die Regeln von Mensch-ärgere-dich-nicht erklären, wenn sie das Wort SpielREGEL gar nicht kennen, „man muss“ bei ihnen nur mit dem Toilettengang verbunden ist und „gewinnen“ und „verlieren“ verpönt sind? Außerdem können sie nicht wirklich zählen. Also zeige ich ihnen den Würfel, den ich gemacht habe, und beweise, dass es reiner Zufall ist, welche Seite oben liegen bleibt. Doch wie soll ich ihnen beibringen, dass man erst mit dem Spielen beginnen durfte, wenn man eine 6 (die ich mit allen Farben des Regenbogens verziert habe) gewürfelt hat? Schier unmöglich! Ich wandle die Spielregeln ein bisschen ab, jeder darf mit der Zahl beginnen, die er gewürfelt hat, niemand muss gegnerische Steine rauswerfen, keiner muss von vorn anfangen, wenn er

herausgeworfen wurde, aber man darf es. Immer wieder betone ich, dass das Ganze ein Zeitvertreib ist, weil es so regnet und sie nicht draußen herumlaufen und Blumen anschauen mögen.

Es dauert ein Weilchen, dann machen es alle richtig, sie entwickeln erstaunlichen Ehrgeiz, ihre Klötzchen zu den Bienen zu bringen. Die ersten beiden Runden spiele ich mit, dann überlasse ich sie sich selbst. Das Würfelklappern, Zählen und Lachen hält an, die Skepsis weicht aus den Gesichtern der Mütter.

"Blumenland" - 4

Vorab: *Vielen Dank an psimo_de für den Kommi! Habe die beiden Kapitel gleich noch mal hochgeladen. Nun muss mir nur jemand verraten, was da passiert war - in der Vorschau sah alles richtig aus und in meinem Word-Dokument sind diese ganzen kryptischen Zeichenketten ganz normale Satzzeichen...*

Was tue ich hier noch?

Jeden Morgen wache ich auf mit dem festen Vorsatz, endlich von den Klippen zu springen. Ich gehe los, doch sobald ich auf dem Pfad bin, der aus dem Dorf hinaus führt, werden meine Glieder träge und die Füße schwer wie Blei. Schließlich habe ich das Gefühl, gegen eine Wand aus Gummi zu laufen, Panik befällt mich und der Wunsch wird übermächtig, in die Sicherheit des Dorfes zurückzukehren. Doch welche Sicherheit, welches Leben ist das? Alles ist oberflächlich und leer. Die Leute hier – und ich mitten unter ihnen – leben vor sich hin in glückseliger Sorglosigkeit, aber ohne jegliches tieferes Gefühl. Sie sind nett zueinander, weil sie schon immer nett waren. Sie arbeiten zusammen, weil sie es schon immer so gemacht haben. Sie sitzen zusammen und reden, aber sie besprechen nichts. Sie denken, aber sie machen sich keine Gedanken.

Alles war schon immer so und wird ewig so bleiben. Sie haben keine Sehnsüchte, keine Wünsche, keinen Antrieb. Wozu auch? Es ist alles gut, so wie es ist.

Ich habe versucht, wenigstens den Kindern ein paar Sachen beizubringen, aber sie haben keinen Ehrgeiz, neues zu lernen. Wozu? ist das Wort, das ich am häufigsten höre. Wozu? frage ich mich jeden Morgen beim Erwachen. Wozu?, wenn ich wieder einmal zurückgerannt bin und keuchend in meinem Zimmer stehe. Wenn die Panik weicht, kommt der Frust, weil ich es wieder nicht geschafft habe. Jeden Tag aufs Neue.

Die Menschen legen auf den Gräbern ihrer Angehörigen Blumenbeete an. Es gibt keine Grabsteine, keine Kreuze, nichts. Sie scheinen auch keiner Religion anzuhängen. Andere Länder, andere Sitten, habe ich gedacht. Jetzt bin ich mir nicht mehr sicher, ob es wirklich nur andere Sitten sind. Die Menschen haben keine Emotionen. Sie hassen nicht, sie lieben nicht, sie trauern nicht. Sie sind freundlich, lieb und nett, lachen, singen und tanzen miteinander, sie wohnen in einer engen Gemeinschaft und doch leben sie nebeneinander her. Zwei Häuser weiter hat ein alter Mann gewohnt, zusammen mit mehreren jüngeren Leuten, von denen ich vermute, dass sie Verwandte von ihm sind. Aber erst, als aus dem Zimmer komischer Geruch drang, hat mal jemand nachgesehen und den Toten gefunden. Drei Stunden später war das Blumenbeet auf seinem Grab fertig, das Zimmer leer und sauber und der Sohn des Mannes tanzte und lachte mit den anderen am Dorfrand. Ich kann weder lachen noch tanzen, weil ich dauernd an Patrick denken muss und weinen möchte.

„Was ist eigentlich mit dir los?“, spricht mich eine Frau an, die Kinderkleider zum Ausbessern bringt.
„Warum tanzt du nicht mit uns? Du lachst auch nie.“

„Ich bin traurig“, antworte ich halb gegen meinen Willen.

„Trau-rig? Warum? Hier ist es doch schön.“

„Ich habe meinen Mann verloren. Er ist vor meinen Augen umgebracht worden.“

„Um-ge-bracht?“ Ihre Augen werden groß. „Was ist das?“

„Jemand hat ihn tot gemacht und ich stand daneben, als es passierte.“ Ich muss schlucken, meine Augen füllen sich mit Tränen.

„Ach so. Du brauchst einen Mann. Aber das ist doch nichts Schlimmes. Du suchst dir einfach einen aus und fragst ihn. Was ist daran so schwer?“

Ich schreie und renne nach draußen. Ich renne, entsetzt und wütend. Ich renne, spüre den Widerstand. Aber das Entsetzen über die Gleichgültigkeit ist größer, ich renne, bis ich am Abgrund angekommen bin. Ohne zu zögern renne ich weiter und stürze ins Leere.

Die zweite Welt - Insel der Jungfrauen (1)

Diese Welt wurde inspiriert durch verschiedenste Geschichten über Avalon, die Bewohnerinnen sind aber meiner eigenen Fantasie entsprungen.

Aus dem Schwarz wird rot.

Ich höre ein Geräusch, es klingt wie ein Teekessel und ist direkt in meinem Kopf.

Ich liege; der Untergrund ist hart und etwas piekt mich in die Seite.

Ich muss die Augen aufmachen, sehe grün und weiß. Grün vom Gras, weiß von meinem Kleid.

Ich liege auf etwas sehr hartem. Es bohrt sich in meine Seite, schmerzt.

In meinen Ohren ist ein hässliches Geräusch, es klingt wie ein Wasserkessel.

Mein Körper ist schwer wie Blei.

Lebe ich etwa immer noch? Habe ich diesen Mordssprung überlebt? Unverletzt? Mir tun alle Knochen weh, aber es ist alles ganz, einschließlich Zauberstab.

Ich stehe wieder auf einer grünen Wiese. Wiederholt sich jetzt alles?

Ich fürchte, ja. Dort ist der Torbogen und von einer fremden Kraft getrieben trete ich hindurch.

Ich schaue mich um. Es wiederholt sich anscheinend nicht. Es sieht alles anders aus, die Blumen fehlen.

Die Wiese wirkt irgendwie künstlich, aber das Gras ist echt.

Es gibt keine Berge, nur einen einzigen, sanft ansteigenden Hügel. Hinter mir ist Wasser. Es riecht nicht nach Meer, eher nach Binnensee. Das andere Ufer kann ich nicht erkennen, es verschwindet im Nebel.

Zu meinen Füßen führt eine Spur den Hügel hinauf, wie ein Pfad, der schon ewig nicht mehr benutzt wird. Ohne es wirklich zu wollen, setze ich mich in Bewegung.

Als ich den Pfad halb hinaufgegangen bin, sehe ich die Spitzen einer massiven Palisade. Wo bin ich bloß gelandet? Das Paradies ist es jedenfalls nicht, es ist zu still. Nicht ein einziges Insekt summt, kein Vogel zwitschert, niemand singt, keiner lacht. Im Blumenland habe ich mich nach Stille gesehnt. Jetzt, wo ich sie habe, macht sie mir Angst.

Ich höre etwas quietschen und zucke zusammen. Was ist das?

Eine Gestalt kommt auf mich zu. Es ist eine junge Frau, sie trägt wie ich ein Brautkleid und schreitet daher wie eine Braut auf dem Weg zum Traualtar. Ich muss mir ein Grinsen verbeißen und spüre etwas, das ich längst vergessen glaubte: Belustigung. Das Kleid ist viel zu weit für die magere, knochige Gestalt. Das Mieder, gemacht, um Rundungen zu formen und zu betonen, zieht Falten. Die Spitze, die einen ordentlichen Busen umhüllen sollte, hat nichts zu umhüllen und der weite Ausschnitt lässt spitze Schlüsselbeine sehen. Der Rock ist über ein Drahtgestell gespannt, welches um zu schmale Hüften schlackert.

„Willkommen auf der Insel der Jungfrauen, neue Schwester.“

Insel der Jungfrauen? Schwester? - ???

„Komm mit!“

Meine Füße setzen sich in Bewegung, ich folge der Fremden.

Wir gehen lange und schweigend. Der Pfad windet sich über den Hügel und um Büsche und Bäume. Doch er ist immer so breit, dass meine Führerin mit ihrem breiten Rock mühelos gehen kann.

Die Palisaden kommen näher. Quietschend öffnet sich eine Pforte. Auch sie ist breit genug für die Krinoline. Meine Führerin zieht die Pforte wieder zu und legt drei Riegel vor, dann winkt sie mich weiter.

Innerhalb der Palisaden ist es flacher und der Pfad windet sich noch mehr. Es ist unnatürlich still.

Eine letzte Biegung noch, dann trete ich auf einen größeren Platz und erstarre. Vor mir stehen gut und gerne zwanzig weißgekleidete Frauen im Halbkreis. Die Szene erinnert mich an Debütantinnen vor einem Opernball und erscheint unwirklich. Die Frauen gleichen sich, ich weiß schon nicht mehr, welche von ihnen mich hergebracht hat. Nur die eine, die genau in der Mitte steht, unterscheidet sich von allen anderen. Sie ist als einzige ziemlich wohlgenährt und ihr Kleid ähnelt mehr der Robe einer Nonne als einem Brautkleid.

Ist sie die Chefin hier? Jedenfalls fängt sie an, mir eine Rede zu halten; doch die rauscht an mir vorbei. Nur ein paar Fetzen haken sich in meinem Gehirn fest:

„... Vorteile des jungfräulichen Daseins...“ und „... glücklicher leben ohne Männer...“

„Vorteile des jungfräulichen Daseins“ – nun, Jungfrau bin ich schon lange nicht mehr. Wir waren siebzehn, als wir das erste Mal miteinander geschlafen haben. Eines Samstagabends versteckten wir uns mit einer Flasche Elfenwein im Wahrsagekabinett – dort gab es ausreichend Kissen und Decken und wir wussten, dass die Lehrerin übers Wochenende weggefahren war. Wir wollten es beide und wussten, wie es ging – theoretisch. Aber weder Patrick noch ich hatten auch nur einen Funken Ahnung von der „Praxis“. Es tat nicht weh, wie ich das hier und da gehört hatte, aber ich hatte auch keinen Höhepunkt, geriet nicht in Ektase oder so. Schön war es trotzdem und wir hatten noch viel Gelegenheit zum Üben; später hätte man mit Beschreibungen unserer Liebesspiele ein ganzes unanständiges Buch füllen können. Die Erinnerung daran treibt mir die Tränen in die Augen.

Ohne Patrick werde ich nie mehr glücklich sein.

Zwei der weißen Mädchen führen mich in ihr Haus. Sie stellen sich als Ada und Ida vor, Ada sagt: „Wir sind deine Freundinnen.“

Das geht mir alles zu schnell, außerdem brauche ich keine Freundinnen. Ich würde auch lieber allein in eins der leerstehenden Häuschen ziehen, damit ich ungestört bleibe und aus dem Leben verschwinden kann, sobald ich einen Weg dazu gefunden habe. Doch die Anweisung von Marga war eindeutig: Ich muss mit Ada und Ida zusammenleben. „Drei Jungfrauen gehören in jedes Haus, das bietet Sicherheit vor den Männern.“

Ich habe mir das alles schweigend angehört, versuche die ganze Zeit, mir einen Reim darauf zu machen und vor allem frage ich mich, warum ich nicht auf den spitzen Steinen am Fuß der Klippen aufgeschlagen bin. Wo bei Merlins Bartspitze bin ich jetzt gelandet?

Insel der Jungfrauen - 2

Seit drei Wochen bin ich nun auf dieser „Insel der Jungfrauen“, ohne dass ich mehr gesehen hätte als die Siedlung, in der wir leben, und ohne dass ich eine einzige Gelegenheit gefunden hätte, aus dem Leben zu verschwinden. Wir – das sind, mich mitgezählt, 25 mehr oder weniger alte Jungfern, die jeweils zu dritt in einem kleinen Haus wohnen. Nur Marga lebt allein. Sie ist unumstritten die Chefin hier, sie herrscht wie eine Königin. Was Marga befiehlt, wird getan. Was Marga sagt, ist richtig, auch wenn ich es manchmal für völligen Blödsinn halte.

Der Tagesablauf ist streng geregelt und langweilig. Morgens bei Sonnenaufgang ruft uns eine Trommel zum Frühritual, das im wesentlichen darin besteht, der Vorsehung dafür zu danken, dass eine weitere Nacht in ruhiger Keuschheit vergangen ist – das ganze 25 mal, für jede von uns einzeln. Dann stimmt Marga einen Singsang an, der in meinen Ohren weiter nichts ist als die Aneinanderreihung von altenglischen Wörtern und Silben und einen Schutzzauber für unsere Jungfräulichkeit darstellen soll.

Damit vergeht der halbe Vormittag, dann gibt es ein Frühstück aus mehr oder weniger dünnem Haferschleim. Der Rest des Vormittags gehört der Reinlichkeit, das heißt, wir müssen erst die Häuser – einschließlich der leerstehenden – von oben bis unten putzen und dann uns selbst säubern. Jede von uns besitzt zwei weiße Kleider, die immer im Wechsel getragen werden.

Nachmittags wird gearbeitet, was nichts anderes heißt, als dass alle unter Margas Aufsicht im Gemeinschaftsraum zusammensitzen und Handarbeiten anfertigen: Deckchen häkeln, Borten weben, Tücher besticken – alles Dinge, für die ich kein Talent besitze.

Es gibt unzählige Regeln für den Fall einer versehentlichen Begegnung mit einem Ungeheuer namens MANN. Im Falle der Missachtung dieser Ge- und Verbote drohen strengste Strafen, ohne dass mir jemand gesagt hätte, welcher Art diese wären.

Jeden Abend erinnert uns Marga daran, welche Scheußlichkeiten Männer mit Jungfrauen tun wollen und mahnt zu ständiger Wachsamkeit. Diese Wachsamkeit sieht so aus, dass keine von uns auch nur eine Sekunde lang allein sein darf. Nicht mal auf dem Abtritt hat man seine Ruhe, nur der Vorhang im Schlafraum bietet ein wenig Privatsphäre. Man wird zwar noch gehört, aber wenigstens beim An- und Ausziehen nicht beobachtet, was mir die Möglichkeit gibt, meine Ringe und den Zauberstab im Kleid zu verstecken. In jedem Schlafabteil befinden sich neben dem Bett eine winzige Kommode mit etwas Unterwäsche, ein Waschtischchen, ein Kleiderständer und ein Hocker. Man hat mir nicht gesagt, von wem das Zeug stammt, das ich hier vorgefunden habe und ich glaube, ich will es auch gar nicht wissen. Paradoxerweise haben sie mich einfach aufgenommen, ohne zu fragen, woher ich komme und ob ich überhaupt noch Jungfrau bin. Keine fragt, warum ich nachts weine, obwohl ich sicher bin, dass Ada und Ida das durchaus bemerken.

Von früh bis spät denke ich an Patrick, sehne mich nach seinen Küssen und Umarmungen. Der Gedanke, dass ich ihn nie wiedersehen werde, schmerzt von Tag zu Tag mehr. Ich will ihm in den Tod folgen und finde doch keinen Weg.

Unter der Decke taste ich nach dem Smaragdring. Marga hat am ersten Tag einen derart gierigen Blick darauf geworfen, dass ich es gewagt habe, den Zauberstab zu benutzen und sie vergessen ließ, dass ich Schmuck besitze. Auf gar keinen Fall will ich den Ring verlieren, er ist ein Geschenk von Patrick. Wir waren nie offiziell verlobt, aber die Worte, mit denen er ihn mir schenkte, waren nichts anderes als ein Eheversprechen.

Ich erinnere mich noch an jede Minute dieses Tages. Wir hatten einen Ausflug gemacht, im wahrsten Sinne des Wortes. Stundenlang waren wir kreuz und quer über Großbritannien geflogen, später hatten wir über dem Meer getanzt. Gegen Abend ruhten wir uns auf einem Inselchen aus, eigentlich war es nicht mehr als ein Felsbuckel, der aus dem Meer ragte.

Schweigend sahen wir der Sonne beim Untergehen zu. Als sie halb versunken war, nestelte Patrick in seiner Umhanginnentasche herum und steckte mir den Ring an: „Minerva, ich möchte immer in deiner Nähe bleiben. Wenn du diesen Ring trägst, bist du mit mir verbunden, egal wie viele Meilen uns trennen.“

Der Smaragd funkelte im Licht der untergehenden Sonne. Ich war überwältigt und stammelte: „Aber Patrick! So ein wertvoller Ring! Deine Familie... das kann ich nicht annehmen...“

Er drückte meine Hand zu und sagte leise, aber bestimmt: „Das geht schon in Ordnung. Der Ring ist ein altes Familienerbstück, ich habe meiner Großmutter auf dem Sterbebett versprechen müssen, ihn dem Mädchen zu geben, mit dem ich zusammenleben möchte, egal ob sie ja sagt oder nicht.“

Ich sah Patrick mit aufgerissenen Augen an.

Er fuhr fort: „Großmutter wollte mir noch etwas dazu erzählen, aber mehr als ‘Der Ring hat’ konnte sie nicht mehr sagen.“

Nach einer Weile küssten wir uns und hätten uns wohl auch auf dem Felsen geliebt, wenn nicht die Wellen plötzlich über den Buckel geschwappt wären.

Die Erinnerung an Patrick trieb mir die Tränen in die Augen. Eine davon tropfte auf den Smaragd. Er glühte kurz auf. „Patrick, wo bist du?“, flüsterte ich voll Verzweiflung. „Hol mich hier weg!“

Ich muss noch mal raus. Nach den Ungeschriebenen Regeln müsste ich Ada und Ida wecken, doch wozu? Erstens befindet sich die Pinkelkammer mit unseren Nachttöpfen innerhalb des mit drei Riegeln und ebensovielen Ketten gesicherten Hauses; zweitens sind Ada und Ida bei mir, sobald ich nur mein Abteil verlasse. Die beiden machen einen Wettbewerb, wer als erste neben mir ist. Ada genießt eine gewisse Vorrangstellung in der Gemeinschaft, sie ist beim Putzen eine Art Aufseherin und viel öfter mit Marga zusammen als alle anderen. Ida neidet ihr diesen Posten und ist in allem besonders eifrig.

Ich gebe mir keine Mühe, leise zu sein; die Dielen knarren überlaut – etwas, gegen das ich leider keinen Zauber kenne. Linker Fuß – knack. Rechter Fuß – kna-a-arr. Ada schlägt die Decke zurück; das Geräusch kenne ich. Ida wirft sich herum und murmelt etwas. Drei weitere Schritte, zwei Paar Füße fahren in die Holzpantoffeln.

Ida ist zu ihrer Verärgerung eine Sekunde nach Ada neben mir, dafür ist sie beim Fragen schneller: „Was ist los?“

„Ich muss bloß mal, ihr könnt eigentlich in den Betten bleiben.“

„Das ist verboten!“

Jetzt ist Ada ärgerlich, sie sollte diejenige sein, die mich an die Regeln erinnert.

„Ich habe Leibkrämpfe. Habt ihr eine Medizin dagegen?“

„Nein.“ Adas Stimme trieft vor Schadenfreude, ich möchte ihr einen Kübel Eiswasser über den Kopf gießen. „Das ist die Strafe für unkeusche Träume.“

„Wieder was dazugelernt“, sage ich rasch, um neugierigen Fragen vorzubeugen. Als ich am ersten Tag das eine oder andere wissen wollte, hat Ada mich energisch darauf hingewiesen, dass einzig und allein Marga das Recht hatte, persönliche Fragen zu stellen und auch das nur unter vier Augen. Ada, dieses hinterlistige Biest, versucht jedoch immer wieder, mir mit verfänglichen Fragen Regelverstöße nachzuweisen.

Ich hole tief Luft: „Dann lasst uns jetzt miteinander auf den Topf gehen, damit ihr wieder in die Betten könnt.“

Mit in die Kammer huscht Ida; ich bemerke den giftigen Blick, den Ada ihr zuwirft, als sie sich regelkonform vor der Tür postiert, was der untergeordnete Aufsichtsposten ist.

Ida beugt sich vor und raunt verschwörerisch: „Sag schon, was hast du geträumt? Oder hast du dich wo angefasst?“

„Halt den Mund und guck aus dem Fenster!“, knurre ich hoffentlich laut genug, dass Ada vor der Tür es hört.

Als ich endlich wieder im Bett liege, bin ich hellwach, weil wütend. Wütend auf mich selber. Viel zu lange ertrage ich diesen Schwachsinn und die demütigende Behandlung hier, ohne mich zur Wehr zu setzen.

Ich finde keinen Ausweg, weil ich nur in Gedanken versucht habe, wegzukommen, und immer gleich resigniert habe, wenn ich auf Hindernisse gestoßen bin. Wenn ich nicht aufpasse, werde ich genauso kraft- und saft- und willenlos wie die anderen, lebe in den Tag hinein wie ein Tier. Dabei habe ich etwas, was mich von den anderen grundlegend unterscheidet: meine Magie und die Katze in mir.

Zwar bin ich an das Geheimhaltungsgesetz gebunden, aber wenn niemand merkt, dass ich zaubere... Wo kein Kläger, da kein Richter! Als Katze könnte ich mich nachts nach draußen schleichen und mir wenigstens die Umgebung anschauen. Ich muss nur aufpassen, dass ich keine Fußspuren hinterlasse – hier gibt es nämlich keine Katzen. Und ich muss einen Weg aus dem Haus hinaus finden. Vielleicht kann ich auch direkt aus dem Bett disappearieren...

Da türmt sich schon wieder ein neues Problem vor mir auf: Ein Lichtstrahl fällt mir ins Gesicht, Ada lugt durch den Vorhang. Ich öffne ein Auge und fauche sie an: „Hau ab!“
Angestrengt versuche ich, mich an ein paar nützliche Sprüche zu erinnern. Darüber schlafe ich endlich ein.

Insel der Jungfrauen - 3

Das dumpfe Dröhnen von Margas Trommel schleicht sich in mein Bewusstsein. Ich strecke mich und denke über meinen Traum nach. Ein Einhorn habe ich gesehen, aber kein gewöhnliches mit silbrigem Fell und grauem Horn, sondern ein strahlend weißes mit nachtschwarzem Horn und smaragdgrünen Leuchtaugen. Es hat mich angesehen und wollte, dass ich zu ihm komme, doch ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. So sehr ich mich auch anstrenge, es wollte mir nicht gelingen, mein rechtes Bein auch nur einen Fingerbreit zu bewegen.

Ich muss aufstehen.

Da ist sie wieder, die bleierne Schwere in den Gliedern, die dumpfe Benommenheit im Kopf, fast so wie in meinem Traum. Es ist kein Wunder, dass alle hier bleich und antriebslos sind, uns fehlt die frische Luft. Wir schlafen zu dritt in einem Zimmerchen von höchstens 15 Quadratmetern Fläche und das bei geschlossenem Fenster und verrammelten Fensterläden.

Ada und Ida scheinen noch zu schlafen. Rasch erledige ich die Morgentoilette und streife mein Kleid über, in dem ich schon verdächtig viel Platz habe. Mit ein paar raschen Schritten bin ich am Fenster, reiße es auf, klappe die Läden zurück und atme tief die klare, frische, belebende Morgenluft ein.

„Was tust du da?“, fragt Ada plötzlich scharf von hinten.

Ich tue noch einen Atemzug, ehe ich mich halb zu ihr umdrehe. „Frische Luft reinlassen. Wir ersticken sonst im eigenen Mief.“

Ida wimmert aus ihrem Abteil: „Und wenn uns nun ein Mann sieht?“

Ich würde mich ihm an den Hals werfen und ihn betteln, mich mitzunehmen. – Bitte verzeih mir, Patrick, bitte, bitte, verzeih mir! - „Was gibt es da schon zu sehen! Wir sind vollständig angezogen, wenn wir hinter unseren Vorhängen hervorkommen. Außerdem müsste der Mann auf den Mittelplatz gehen, um überhaupt etwas sehen zu können. Und zum dritten sind da noch die Palisaden rings um unser Dorf. Ich habe hier überhaupt noch keinen fremden Menschen gesehen.“

Ada und Ida stehen da wie Salzsäulen und starren mich an.

„Sagt schon, wann war das letzte Mal ein Mann hier?“

Ada schüttelt stumm und mit geweiteten Augen den Kopf.

Ida sagt mit bebender Stimme: „Hierher kommt niemand. Um die Insel liegen Zauber. Aber nur, wer den Regeln getreu folgt und keusch und rein lebt, kann ausgewählt und zur Priesterin der Reinheit gemacht werden.“

Endlich ein Häppchen brauchbarer Information. „Ist Marga die Priesterin der Reinheit?“

„Nein, Marga ist die Wächterin der Jungfrauen. Sie wählt jedes Jahr diejenige von uns aus, die Priesterin werden darf. Wusstest du das nicht?“

„Nein, das hat mir niemand gesagt.“

Ada schaut mich finster an, wendet sich aber an Ida: „Wenn Marga ihr das nicht gesagt hat, ist sie nicht reif für dieses Wissen und du hast kein Recht, zu reden.“

Ida wird rot.

Allmählich glaube ich zu verstehen, was hier gespielt wird. Ich als gewesene Ehefrau, die auch noch Gefallen an körperlicher Liebe hatte, bin jedenfalls am falschen Platz gelandet. Soll ich zu Marga gehen, ihr alles erklären und sie bitten, mich an Land zu bringen?

Das wäre das Einfachste, aber ich glaube nicht, dass es Sinn macht. „Wer sich einmal für die Insel der Jungfrauen entschieden hat, bleibt hier und muss tun was ich sage.“

„Aber ich...“

„Kein Aber! Schweig und gehorche!“

„Dialoge“ wie diesen hat es in den ersten Tagen zwischen Marga und mir nicht nur einmal gegeben. Ich werde mich wohl allein aus dieser Gefangenschaft befreien müssen, ehe ich meinem Mann in den Tod folgen darf.

Ada redet noch immer zornig auf Ida ein. Ich lasse die beiden stehen und gehe zum Gemeinschaftshaus, ohne mich darum zu kümmern, ob sie mir folgen oder nicht. Gerade eben habe ich beschlossen, künftig gewisse Regeln zu ignorieren.

Wenn Marga morgens die Wecktrommel schlägt, sieht es aus, als wäre sie in Trance, doch wenn man nicht mit gesenktem Kopf herumschleicht, kann man erkennen, dass ihre Blicke unter den halbgeschlossenen Lidern hervorschießen und alles registrieren.

Die letzten zehn Schläge dröhnen lauter als die anderen vorher; ein heftiges Kleiderrascheln setzt ein, wenn die letzten Nachzüglerinnen angerannt kommen. Mit dem allerletzten Bumm kommen Ada und Ida angewetzt. Marga schüttelt sich, öffnet die Augen und wirft Ada einen strafenden Blick zu. Ada ihrerseits schaut erst Ida bitterböse an, dann mich. Ich senke rasch den Kopf, damit niemand mein Grinsen bemerkt.

Während wir das Loblied der Jungfräulichkeit singen, suche ich in einer Kleiderfalte nach meinen Schätzen. Schnell ertaste ich den Ehering und als ich bald darauf den Smaragd an meinen Fingern spüre, atme ich erleichtert durch. Dabei fällt mir ein Geruch auf, der mir vage bekannt vorkommt. Es dauert ein Weilchen, bis ich mich erinnere: Es sind die orientalischen Kräuter, die Sybil anzündete, um sich damit in Trance zu versetzen. Die gute alte Sybil! Ihre Großmutter war Aloysia Trelawney, die berühmte Seherin, die ihren Geist quasi an jeden beliebigen Ort der Welt schicken und berichten konnte, was dort gerade geschah. Von Sybil erwartete sie, dass diese mittels einer enthaltsamen und disziplinierten Lebensweise die Fähigkeit entwickelte, sich innerhalb einer Sekunde in tiefste Trance zu versetzen. Leider hatte Sybil dahingehend keinerlei Talente. Sie benutzte Hilfsmittelchen, um wenigstens so etwas ähnliches wie einen Trancezustand zu erreichen, und erzählte danach verrückte Dinge, die sie gesehen haben wollte. Ich bekam vom Gestank der schwelenden Kräuter nur Kopfschmerzen.

Das war es? Warum fiel der Sichel bei mir immer nur knutweise?! Manchmal habe ich nach dem Morgenritual ein dumpfes Druckgefühl im Kopf, während andere davon schwärmen, dass sie die irdische Schwere abgeschüttelt oder ihr Bewusstsein erweitert hätten. Wahrscheinlich verbrannte Marga solche Kräuter, um uns, unterstützt durch den gleichförmigen Singsang, in Trance oder wenigstens dessen Vorstufen zu versetzen und unser Wollen zu beeinflussen. Deshalb also der fensterlose Raum, erhellt nur von wenigen Öllampen, deshalb die geschlossene Tür. Frische Luft war das einzige Gegenmittel. Ich suche und finde eine Ritze im Gebälk; von dort aus presse ich die Luft durch einen unsichtbaren Schlauch vor mein Gesicht. Nach wenigen Atemzügen kann ich wieder klar denken und sehen. Auch Marga muss Frischluftversorgung haben, die Kerzen in ihrer Nähe flackern.

Am Ende des Morgenrituals zieht Marga an einer Strippe, die über ein System von Hebeln und Rollen die Tür öffnet. Aha! Es ist also doch Mechanik, und nicht, wie Ada mir weismachen wollte, Magie, die die Tür öffnet.

Susa, ein bildhübsches Mädchen mit fanatisch brennenden Augen, kniet vor Marga nieder und berichtet von einer Vision, die sie eben gehabt haben will. Beinahe jeden Tag tut das eine; nur ich behalte meine Gedanken und Erinnerungsbilder lieber für mich. Plötzlich – eine Folge der besseren Luft? – fällt mir auf, dass nie eine Göttin oder ein Gott angerufen oder auch nur in einer Rede erwähnt wird. Wir sind kein Kloster, keine religiöse Gemeinschaft.

Lea hat Küchendienst, also wird der Haferbrei wieder ekelhaft schmecken. Lea kann gut mit Nadel und Faden umgehen, aber vom Kochen hat sie keine Ahnung. Ich frage mich, woher das Essen kommt – außer Haferschleim bekommen wir Brot und Gemüsesuppe -, und was mit den fertigen Handarbeiten passiert. Tauscht Marga unsere Produkte gegen Essen? Ich halte das für ziemlich wahrscheinlich und sehe eine Möglichkeit für mich, zu entkommen.

Beim Putzen teilt Ada mich zum Wassertragen ein. Das gilt als Strafarbeit, hauptsächlich, weil man dabei allein unterwegs ist. Mir soll es nur recht sein, es erleichtert das Umschauen. Und wirklich schleppen muss ich als Hexe die schweren Kübel nicht. An der etwas außerhalb des Dorfes gelegenen heißen Quelle nehme ich das Joch mit den beiden Wassereimern auf die Schultern. Ein Lachen gluckst in meiner Kehle. Ich sehe bestimmt ziemlich komisch aus: barfuß mit Zöpfen in einem feinen, weißseidenen Brautkleid beim Wasserschleppen. Wenn Patrick das sehen könnte! Er würde sofort zu der kleinen Fotokamera greifen, die mein Onkel uns zur Hochzeit geschenkt hat.

Ich spüre einen Stich im Herzen.

Beim dritten Gang fühle ich mich beobachtet. So gut es unter dem Joch geht, schaue ich mich um. Interessant, man beobachtet mich gleich von zwei Stellen aus. Links hinter den Büschen stehen Ida und Marga, rechts hinter dem Doppelstamm der Alten Buche lauern Ada und Moca. Moca ist das schlimmste Biest

in der Siedlung. Sie ist hinterhältiger als Sylvie Opany, und das will was heißen. Als ich neu nach Hogwarts kam, war Sylvie Opany in der sechsten Klasse und Vertrauensschülerin. Die Freundlichkeit in Person, half sie uns, die Betten zu beziehen und Schränke einzuräumen. Am nächsten Tag musste Lucy Headaway wegen Besitzes unerlaubter Substanzen beim Direktor antraben. Lippenstift und Rouge waren damals nur den Siebtklässlerinnen erlaubt; aber wer außer der Opany könnte den Inhalt von Lucys Nachtschränken gesehen haben? Nicht viel später wurde bei einer Durchsicherung in Griselda Moonmares Schrank ein Necessaire gefunden, das Anne Selwyn ein paar Tage zuvor als vermisst gemeldet hatte. Pech für Opany war nur, dass ich sie Minuten vor der Durchsicherung mit dem auffälligen Etui in der Hand auf dem Gang zu unseren Schlafräumen gesehen hatte. Ihre Einschüchterungsversuche scheiterten an der Sturheit, die ich von meinen schottischen Vorfahren geerbt haben soll. Dass ich Griselda Moonmare absolut nicht leiden konnte, war kein Grund, zuzulassen, dass sie für einen Diebstahl bestraft wurde, den sie gar nicht begangen hatte.

Bei Sylvie Opany waren Hinterlist und Falschheit mehr oder weniger offensichtlich, Moca jedoch tarnt sich gut und schiebt andere vor, meist die überängstliche Ula.

Vor ein paar Tagen stieß ein neues Mädchen zu uns. Sie war direkt vom Traualtar geflüchtet und trug noch Kranz, Schleier und Brautschmuck. Sinaida oder Sina, wie sie fortan genannt wurde, kam zu Ula und Moca ins Haus. Bei der nächsten Morgenandacht machte Marga ein mächtiges Tam-tam, ließ Sina vortreten und niederknien und schwafelte etwas von einer Vision, in der sie von einer ziemlichen Summe Geldes erfahren haben wollte, die Sina bei sich hatte. Die Ärmste wurde weiß wie ihr Kleid; ihr blieb nichts weiter übrig, als das Geld vor Marga hinzulegen.

Nach der Andacht ist Moca zu Sina hingegangen und hat sie getröstet. Der Besitz von Geld sei Versuchung und Sünde, und natürlich müsse man alles abgeben, damit es der Gemeinschaft zu Gute komme. Aber an Visionen glaube sie, Moca, nicht, viel wahrscheinlicher wäre es, dass Ula geschnüffelt habe.

Ausgerechnet Ula! Die tat nie etwas ohne Befehl. Aber vielleicht hatte Moca sie dazu angestiftet, Sinas Sachen zu durchsuchen und Marga zu berichten. Ula tat alles, was Moca ihr auftrug, sie hatte riesige Angst vor ihr.

Dass nun Ada und Moca gemeinsam nach mir spähen, erfüllt mich mit Unruhe. Sie sind beide erklärte Lieblinge von Marga, als solche Konkurrentinnen bei der Wahl der nächsten Priesterkandidatin und einander spinnefeind. Und nun sehe ich sie Seite an Seite...

Hoherhobenen Hauptes laufe ich an den Spioninnen vorbei in Richtung Küche. Ich habe meine Eimer noch nicht ausgeleert, als das Geschwader schon einrückt. In der Mitte geht Marga, flankiert von Ada und Moca, dahinter kommt Ida mit säuerlicher Miene. „Mina, du hast dich versündigt! Eine ehrbare Jungfrau schlägt züchtig die Augen nieder, wenn sie draußen unterwegs ist.“

Wenn´s weiter nichts ist! Ich deute die vorgeschriebene Verbeugung an. „Mit Verlaub, beim Wasserholen bin ich allein. Was, wenn ein Mann mir auflauert? Wenn ich ihn nicht sehen kann, weil ich den Blick auf meine Füße gerichtet habe, bin ich verloren!“

„Du brauchst keine Angst zu haben. Die Wächterinnen an den Palisaden passen auf und würden dich warnen.“

Also doch. Man ist keine Sekunde unbeobachtet. Ich fühle mich unwohler denn je. Alles ist besser als das hier, sogar ein Leben in London ohne Patrick.

Bei meinem nächsten Gang halte ich sittsam die Augen auf dem Boden. Das hätte ich schon viel früher tun sollen, denn erst jetzt entdecke ich den schmalen Pfad, der in der Mitte zwischen den Palisaden und der Quelle zur Seite führt. Eigentlich sind es nur die Spuren eines Pfades, er ist kaum noch erkennbar. Wahrscheinlich war der Weg einst breit und mit hellen Steinen gepflastert, hier und da kann ich noch Bruchstücke erkennen.

Mein Herz klopft bis zum Halse. Ist das der ersehnte Fluchtweg in die Freiheit des Todes? Die Gedanken überschlagen sich. Nachts haben wir jetzt immer Fenster und Laden einen Spalt offen. Dorthinaus kann ich vom Bett aus apparieren, wenn Ada und Ida fest schlafen. Da muss ich zwar mit einem Spruch nachhelfen, aber es sollte funktionieren. Wenn ich als Katze geduckt im Schatten laufe, wird mich die Nachtwache nicht sehen. So was gibt es hier auch, es sind die ältesten Jungfern, die keine Chance mehr haben, zur Priesterin der Reinheit geweiht zu werden, die stets in der Nacht durch das Dorf streifen und aufpassen und die man deshalb am Tage nie sieht. Das wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden....

Habe ich es erst bis zu den Palisaden geschafft, kann ich in einem günstigen Moment schnell darüber springen. Und dann nichts wie weg.

Es klingt ganz einfach, aber ich fürchte, es wird nicht einfach werden ohne Patrick. Er hatte ein

unglaubliches Gespür dafür, die Gefahr der Entdeckung zu umgehen. Mit Patrick an meiner Seite würde ich mich auf jeden noch so gefährlichen Weg wagen, er konnte mich immer sicher führen. Ich allein schaffe es nie, mich irgendwohin zu schleichen, ohne entdeckt zu werden. Vor kurzem hatte ich bemerkt, dass tatsächlich ein Pförtchen in den Palisaden offen stand. Es schien niemand in der Nähe zu sein, also bin ich darauf zugeschlendert und wollte eben hindurch schlüpfen, als Oda ankam und fragte, was ich dort wollte. Mir fiel nichts Besseres ein als ihr zu antworten: „Ich bin nur neugierig. Ich wollte nur mal schauen, was hinter den Palisaden ist.“ Mein Ausflug endete auf Knien vor Marga.

Insel der Jungfrauen - 4

Ich bin draußen. Endlich betrete ich im Schutze der Dunkelheit auf allen vieren den Pfad, den ich vor fast einem Monat entdeckt habe. Schuld an der Verzögerung war meine vermaledeite Monatsblutung. Es war furchtbar, fühlte sich an wie damals, als ich das Kind verloren habe. Ich hatte schreckliche Leibkrämpfe, mir war hundeelend. Ida, diese dumme Pute, hatte nichts Besseres zu tun als zu Marga zu laufen, die – das hatte ich beizeiten herausgefunden – eine gewisse Befriedigung darin fand, Mädchen zu quälen. Stundenlang musste ich auf einer Stelle stehen, während Marga mit boshaft-lüsternen Blicken versuchte, mich zur Preisgabe meiner „sündigen Gedanken“ zu bewegen. Ich dachte gar nicht daran. Abgesehen davon, dass ich meine Erinnerungen an Patrick absolut nicht als sündig betrachte, mag ich diesen Schatz keinesfalls mit den verschrobenen Mitgliedern dieser grotesken Gemeinschaft teilen.

Irgendwann gab Marga auf. Schulterzuckend sagte sie: „Du willst nicht reden? Dann stirbst du eben.“ Für einen Moment war ich erleichtert, weil ich glaubte, Marga wolle mir Gift verabreichen. Doch das tat sie nicht, verhungern sollte ich.

Im Schutze der Dunkelheit führte sie mich fort. Wir gingen lange, stiegen über einen kleinen Hügel und durchquerten ein Wäldchen. Dahinter befand sich ein verfallenes großes Steinhaus. Das Dach fehlte, in den Wänden der Obergeschosse klafften Lücken. Das Erdgeschoss, in das Marga mich führte, war noch halbwegs intakt. Man hatte die Fenster mit Bohlen so vernagelt, dass noch Licht und Luft hereinkamen. Es zog fürchterlich.

Marga nahm mir das weiße Kleid weg und wies auf ein zerschlissenes Sackgewand von undefinierbarer Farbe, das auf einem stinkenden Strohsack lag. Ohne eine Sekunde länger zu warten, stapfte sie aus dem Haus. Ich hörte, wie sie draußen drei oder vier Riegel vorschob und vor sich hin murmelte: „Die wären wir los!“

Glücklicherweise hatte ich die Geistesgegenwart besessen, Zauberstab und Ringe unter den Strohsack zu hexen. Ich holte alles wieder hervor und rief mein Brautkleid herbei. Das wollte ich Marga nicht überlassen. Mit letzter Kraft machte ich aus dem gammigen Strohsack ein warmes Nest, in das ich sank und mich dem Schmerz überließ.

Als ich wieder aufwachte, war es stockdunkel, nur mein Smaragd verbreitete ein tröstendes grünes Licht. Ich war viel zu benebelt, um darüber nachzudenken, saß nur da, betrachtete den Stein und dachte an Patrick.

Das nächste, an das ich mich erinnere, ist, dass ich in der rechten Hand meinen Zauberstab hielt und in der linken eine Schüssel mit Haferbrei. Die goldgelbe Flüssigkeit erwies sich als Butter. Das musste Margas Portion sein. Es gab immer eine kleine Menge zerlassene Butter, von der sich Marga reichlich nahm und dann ein bisschen an ihre Favoritinnen des Tages verteilte. Alle anderen bekamen nichts auf den grauen Brei. Unwillkürlich grinsend löffelte ich die Schüssel aus und spülte mit etwas Wasser nach, das ich aus einer Quelle herbeihexte, die ich im Wäldchen gesehen hatte. Patrick hatte schon recht gehabt, als er einmal sagte, dass man mit einem Zauberstab in der Hand auch dort immer noch einen Ausweg fand, wo sich Muggel hoffnungslos in der Falle befanden.

Eine neue Schmerzwellen zwang mich wieder in die Horizontale.

Wie lange ich auf diese Art dahinvegetierte, weiß ich nicht, aber irgendwann ließen die Krämpfe und Blutungen nach, mein Geist klarte auf und begann, Pläne zu schmieden.

Nun ja, PLÄNE konnte man es eigentlich nicht nennen, etwas in meinem Inneren trieb mich an. Ich apparierte aus dem Haus heraus und umrundete die Insel auf der Suche nach Klippen und Brandung. Aber ich fand nichts dergleichen, überall fiel das grasbewachsene Ufer sanft ins glatte Wasser ab. Vermutlich befindet sich die Insel in einem Binnensee, auch wenn ich kein anderes Ufer erkennen konnte. Nur einmal glaubte ich, in der Ferne ein Licht zu sehen, aber als ich ein zweites Mal hinschaute, war es verschwunden.

Was mich am meisten verwunderte, war das völlige Fehlen von Booten und Anlegestegen. Wie wurden Nahrungsmittel auf die Insel gebracht? Es gab keine Kühe und doch hatten wir Milch und Butter. Auch den Hafer bauten wir nicht selbst an. Außerhalb der Palisaden gab es eine kleine Siedlung, die von alten Frauen bewohnt wurde. Sie bauten das Gemüse an, das die Jungfrauen innerhalb aßen. Aber auch diese Alten hielten keine Tiere – und doch waren in der Suppe manchmal Fasern von Hühner- oder Kaninchenfleisch.

Immer stärker wurde in meinem Inneren der Drang, den alten Pfad entlang zu gehen. Ich wusste, dort finde ich Erleuchtung und Erlösung.

Jetzt stehe ich hier, auf allen vieren, am Anfang des Pfades. Ich gebe mir einen Ruck und renne im Katzengalopp los. Als ich hinter ein paar Büschen außer Sichtweite bin, halte ich japsend inne. Ein Animagus vermag sich zwar äußerlich in ein Tier zu verwandeln, innerlich bleibt er aber ein Mensch und denkt und fühlt wie ein Mensch. Meine Lungen brennen, Arme und Schultern schmerzen vom ungewohnten Gang. Vermutlich ist die Geschichte von William dem Waldmann wahr, die ich in der Verbotenen Abteilung in der Hogwarts-Bibliothek gefunden habe: William der Waldmann war ein Einsiedler, der nichts mehr liebte als die Vögel des Waldes. Schließlich war es ihm gelungen, sich in eine Meise zu verwandeln. Als er jedoch losfliegen wollte, wusste er nicht, wie er sich bewegen sollte. Während er übte und probierte, vergaß er seine Umgebung völlig, achtete nicht auf die Gefahren des Waldes und wurde von einer Wildkatze gefressen. In allen Animagi-Verzeichnissen, die ich durchgesehen habe, habe ich Bären, Wölfe und Hirsche gefunden, aber kein einziges kleines Tier...

Über diesen Pfad huscht man nicht geduckt als Katze, man geht aufrecht, gleichmäßig, gemessenen Schrittes, reinigt dabei seinen Geist, nachdem man seinen Körper gereinigt hat.

Das Wasserbecken vor mir schimmert hell in der mondlosen Nacht. Es hat eine längliche Form wie eine Badewanne, es ist auch als Badewanne gedacht. Zwei Stufen führen ins Wasser, das über uralte steinerne Rinnen aus demselben unterirdischen See kommt, der auch die Quelle speist, von der die Jungfrauen ihr Wasser holen. Ich gleite ins Becken, das heiße Wasser ergießt sich über meinen Kopf, umspült meinen Körper, nimmt den Dreck des alten Steinhauses mit und den Mief des Palisadendorfes. Ich weiß genau, wann es Zeit ist, auszusteigen. Mein Brautkleid liegt am Rand, strahlend weiß und schön wie an jenem fernen Tag. Das viele Waschen in scharfer Seifenlauge hat ihm nicht geschadet.

Ich beginne zu gehen.

Die Nacht ist verzaubert. Obwohl es stockdunkel ist, sehe ich den Alten Pfad ganz deutlich vor mir, die Steinplatten leuchten unter dem Gras. Die Geräusche sind nicht die einer normalen Nacht. Von Ferne höre ich Gesang, der lauter wird, je länger ich gehe. Es ist ein Frauenchor, uralte Gesänge, harmonisch, kraftvoll, rein, nicht das gelangweilte Gesänge der Jungfrauen im Dorf.

Erst ganz leise, später immer lauter werdend, singe ich mit. Ich bin Teil des riesigen Chores. Vor mir, hinter mir wandeln schemenhafte Gestalten auf dem Pfad, singen und werden immer körperlicher. Ich habe Fragen, aber ich stelle sie nicht. Die Antworten werde ich bekommen, aber nicht jetzt.

Wir nähern uns dem Gipfel des Hügels. Der Gesang füllt mich ganz aus. Oben auf dem Hügel stehen die Säulen eines alten Tores. Dies ist Avalon. Einmal im Jahr erhebt es sich aus den Ruinen der Vergangenheit, kommen die Seelen der Priesterinnen hierher zurück. Ich bin mitten unter ihnen, gehe mit ihnen, singe mit ihnen, bete mit ihnen, als hätte ich es schon jahrelang so gemacht. Wir beten zur Göttin, bitten sie um Gnade, um Frieden für alle Seelen dieser Welt. Eine nach der anderen tritt durch das Tor und ist verschwunden, ohne dass der Gesang an Kraft verliert.

Ganz selbstverständlich tauche ich den Finger in die Schale mit Wasser und zeichne damit einen Halbmond auf meine Stirn. Dann trete ich durch das Tor.

Auf der anderen Seite erwartet mich eine Gestalt. Ihr holdes Antlitz ist wunderschön, so etwas habe ich noch nie gesehen. Das silbrige Kleid wogt um ihren Körper wie Nebelschwaden, um ihren Kopf lodern goldene Sonnenstrahlenflammen. Sie spricht mit einer Stimme wie tausend Himmelsharfen: „Sei begrüßt, Sterbliche. Dir ist eine hohe Ehre zuteil geworden. Nur wenigen Sterblichen ist es vergönnt, durch das Tor von Avalon zu treten. Du hast die Reise begonnen, an deren Ende du nicht finden wirst, was du suchst. Aber etwas, das du nicht gesucht hast, wird zu dir kommen. Folge dem Licht des grünen Steins, folge deinem Herzen.“

Langsam verblasst die Göttin. Zu meinen Füßen tut sich ein Schacht auf, dessen Grund ich nicht erkennen kann. Ich springe hinein und weiß, dass ich das Richtige tue.

Die dritte Welt - 1

Die Stadt im ersten Teil wurde inspiriert von Yadegar Assisis Panoramabild "Das alte Rom", bei den Soldaten standen vermutlich die Römer aus den Asterix-Filmen Pate, der Rest ist eigene Erfindung.

Ich fühle mich, als würde ich kopfunter, kopfüber eine steile Treppe hinunterfallen. Es heult und pfeift in meinen Ohren, später kommt noch ein rasselndes Geräusch wie von wandernden Kakerlakenschwärmen dazu.

Endlich bleibe ich liegen. Knie und Gesicht fühlen sich an, als würden sie auf grobem Sand liegen, in meine Rippen presst sich eine Kante. Das Heulen und Pfeifen vergeht, das Kakerlakenrasseln bleibt.

Mühsam stemme ich mich hoch, mir schmerzt jeder einzelne Knochen. Wahrscheinlich bin ich wirklich eine riesige Treppe hinuntergerollt, vor meinen Augen türmen sich steile Stufen bis in den Himmel. Das rasselnde Geräusch stammt zum Glück nicht von Kakerlaken, sondern von großen rötlichen Sandkörnern, die von einem stetigen heftigen Wind über die Treppe und den Platz getrieben werden, der sich zu meinen Füßen ausbreitet.

Wo bin ich denn jetzt wieder herausgekommen? Undeutlich erinnere ich mich an den Schlund, in den ich gesprungen bin, in dem Glauben, dass es endlich zu Ende geht mit mir. Es ist nicht zu Ende, ich stehe hier mit schmerzenden Gliedern, also lebe ich. Wieso? Warum kann ich nicht irgendwo aufprallen und mir dabei das Genick brechen? Was habe ich hier in dieser Einöde verloren? Die Gebäude – Festungen oder Paläste oder Mietskasernen, was weiß ich – sind definitiv verlassen. Nirgendwo regt sich auch nur das winzigste Zeichen menschlichen Lebens. Nur der Wind bläst und treibt Sandkörner vor sich her.

Die Sonne knallt von einem stahlblauen Himmel herab. Unter meinen Füßen ist es heiß, der Wind kühlt nicht. Die Schatten der Häuser sind winzig, ich drücke mich an den Mauern entlang. Abkühlung bringt es nicht, die Wände strahlen eine unglaubliche Hitze ab, ganz so, als würde im Inneren ein gewaltiges Feuer lodern.

Neugierig spähe ich in den einen oder anderen Durchgang. Nichts als stickige, dunkle Schwärze ist zu erkennen. Nur einmal sehe ich in einem schwarzen, leeren Raum ein weißes Einhorn mit smaragdgrünen Augen, doch es verschwindet, als ich mich ihm nähere.

Anscheinend bin ich ganz allein hier, ohne etwas zu essen und vor allem ohne einen einzigen Schluck Wasser. Die Becken sind entweder leer oder voller Sand, je nachdem, wo sie sich befinden.

Mit dem Wind im Rücken laufe ich aufs Geradewohl los. Vielleicht verdurste ich hier – je eher, desto besser, auch wenn verdursten nicht gerade das Ende ist, das ich wählen würde. Als ich an einer Seitengasse vorbeirennende, höre ich neue Geräusche – Schritte und Männerstimmen. „...Mädchen... entlaufene Sklavinnen... holen wir uns...“ Während die ersten Worte noch undeutlich sind, verstehe ich den letzten Satz übergenuau: „Heute Abend werden wir Spaß haben.“

Aber nicht mit mir! Voller Panik springe ich durch eine von vielen schmalen Öffnungen zu meiner Rechten. Dahinter ist weiter nichts als ein halbdunkler, kühler Gang, der sich an der ganzen Gebäudefront entlang zieht. Voller Angst presse ich mich innen gegen die Mauer. Meine Fußspuren können mich nicht verraten, wenigstens dazu ist der Wind gut. Draußen sind die Männer; sie suchen nach mir. Ich kann vier Stimmen unterscheiden.

Was würde Patrick jetzt tun? Wie sehr wünsche ich mir, er wäre jetzt an meiner Seite, würde sagen: „Beruhige dich, ich mach das schon.“ Doch er ist nicht da. Niemand ist bei mir. Ich muss selber sehen, wie ich hier rauskomme. Ich höre die Männer draußen: „Weit kann die nicht fort sein.“ - „Die muss doch hier irgendwo stecken.“

Zitternd presse ich mich gegen die rauen Steine und wünsche, ich könnte in der Wand verschwinden. Mein Herz hämmert, die Angst lähmt die Gedanken.

Wenn die Kerle alle in den Gang kämen, könnte ich versuchen, wegzulaufen, doch so dumm sind sie natürlich nicht. Stattdessen fangen sie an, mit Stangen durch die Öffnungen zu speißen. Dabei fluchen sie laut und unflätig.

Da dämmert es mir: die Männer passen wahrscheinlich nicht durch die schmalen Schlitze im Mauerwerk.

Ich schöpfe ein klein wenig Hoffnung. Eng an die Wand gepresst versuche ich einen ungesprochenen Desillusionierungszauber. Beim dritten Mal klappt es, mein weißes Kleid schwimmt mit der grauen Umgebung. Jetzt muss ich bloß noch stillhalten und darauf hoffen, dass die Männer aufgeben.

Ich bekomme einen Krampf im Bein. Mir kommt es vor wie eine Ewigkeit, bis die Kerle sich entfernen und ich wagen kann, mich ein bisschen zu bewegen. Mein Kleid raschelt und ich erschrecke. Am Ende verrate ich mich noch durch Geräusche – bloß nicht! Zum Glück habe ich einige Schleichzauber auf Lager – unabdingbar, wenn man zu verbotenen Zeiten an verbotenen Orten wandelt. Es ist bestimmt nicht gelogen, wenn ich sage, dass ich von den Mädchen aus meiner Klasse diejenige war, die am häufigsten nachts in Hogwarts unterwegs war – aber erwischt worden bin ich nie. Allerdings habe ich auch nie das Bedürfnis verspürt, die dunklen Dinge, von denen ich in den alten Büchern der verbotenen Abteilung gelesen hatte, auszuprobieren. Es hat mich schon mit Grauen erfüllt, zu wissen, was alles möglich war. Dennoch glaube ich, dass Professor Dumbledore wusste, dass ich unten quasi Stammgast war. Der Blick, mit dem er mich bedachte, nachdem ich Chrystal Weddingsfield in die Krankenstation geschleift hatte, sagte mir, dass er Bescheid wusste. Hätte ich aber nicht erkannt, dass Chrystal vermutlich einen Verklump-Fluch abbekommen hatte, wäre sie qualvoll erstickt; die junge Heilerin konnte mit den Symptomen nichts anfangen. Dumbledore hat mich nicht gefragt, woher ich wusste, wie die Folgen eines Verklump-Fluches aussehen, also brauchte ich auch nicht zuzugeben, dass ich in einem schwarz markierten Buch gelesen hatte, aber ich bin sicher, dass er die Wahrheit kannte. Einen Monat habe ich durchgehalten, dann hat mich die Sucht nach den alten Büchern wieder hinausgetrieben.

Das hilft mir aber jetzt nicht weiter. Vorsichtig spähe ich um die Ecke. Die Männer sind nur ein paar Schritte von mir entfernt. Jetzt wird auch klar, warum sie mir nicht einfach in den Gang gefolgt sind: sie sind viel zu groß und zu kräftig, um durch eine derart schmale Öffnung zu passen. Ihre Körper stecken in leichten Rüstungen, das, was man zu sehen bekommt, lässt auf ziemliche Kraft schließen. Vorsichtig drücke ich mich an der Wand entlang rückwärts, bis ich eine Gasse auf der anderen Straßenseite finde, in die ich möglichst geräuschlos husche. Ein letzter Blick – ich bin davongekommen.

Nicht für lange, denn während ich noch unschlüssig dastehe und überlege, was ich tun soll und mich frage, was Patrick wohl tun würde, kommen die nächsten Männer anmarschiert, zwei Dutzend Soldaten in Reih und Glied, nicht weniger groß und muskelbepackt als die ersten, aber sie tragen keine Rüstungen aus Metall, sondern steife Lederwämser. Nur der fünfundzwanzigste, der sie kommandiert, schleppt die volle Rüstung und schwitzt darunter wie ein Pferd. Die Truppe stapft so dicht an mir vorbei, dass ich den scharfen Männerschweiß riechen kann. Ekelhaft.

Patrick hat nie so gestunken. Mit Wehmut erinnere ich mich an seinen besonderen Duft, der mich rasend machte vor Verlangen, sobald er in meine Nähe kam. Dann genügte ein einziger Blick, eine winzige Berührung und wir fielen übereinander her, verloren uns in Küssen und Umarmungen, vergaßen Zeit und Raum. Nichts war schöner als nach einem innigen Beisammensein eng aneinandergeduschelt einzuschlafen.

Dies wird es für mich nicht mehr geben, nie mehr. Selbst wenn ich gegen meinen Willen überleben sollte, werde ich nie mehr mit einem Mann schlafen. Das bin ich Patrick einfach schuldig.

Upps! Im letzten Moment fahre ich zurück und presse mich wieder an die Mauer. Eine neue Gruppe im Gleichschritt marschierender Lederwamsträger kommt aus der Gasse, sie biegen ab zu dem Platz mit der Treppe. Mir bleibt gerade Zeit für einen tiefen, erleichterten Atemzug, dann schlendern vier Offiziere – ich nehme jedenfalls an, dass die Männer in Rüstung Offiziere sind – an mir vorbei. Sie haben offenbar dienstfrei und sind auf der Suche nach Frauen. „...habe die Beischläferinnen satt.“ – „Es ist wie Dienst, mit denen auf die Matte zu gehen. Ich will endlich mal eine, die macht, was ich will und nicht umgekehrt.“

Mein Herz setzt einen Moment aus, nur um dann umso lauter und schneller zu schlagen. Kalter Schweiß läuft mir den Rücken hinunter.

„Ich bin so scharf, dass ich schon Weibergeruch in der Nase habe.“

Zwei der drei anderen Männer lachen.

Ein Staubkorn kitzelt in meiner Nase. Wenn ich jetzt niesen muss, bin ich geliefert. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so angestrengt, stille zu halten.

Der größte und älteste der vier, der bis jetzt geschwiegen hatte, sagt: „Wenn ihr weiter so lärmt, werdet ihr keinen Erfolg haben. Die Wachen hören euch Längen gegen den Wind und bringen die Weibchen in die Löcher, wo wir nicht hinkommen. Vor allem müssen wir aber weg vom Stützpunkt.“

Mit zustimmendem Knurren fallen sie in Laufschrift.

Kaum ist die eine Gruppe Soldaten fort, nähert sich die nächste. Urplötzlich kommen sie von überallher anmarschiert, immer zwölf oder vierundzwanzig Mann im Gleichschritt, vorneweg ein Offizier. Nur mit Mühe und Not und unter Aufbietung all meiner magischen Kräfte schaffe ich es, wieder in den Laubengang zu gelangen. Ich streiche um das Gebäude, bis ich einen Eingang finde. Er besteht aus einer schweren Tür, die nur von der Straße aus über eine Freitreppe zu erreichen ist. Keine gute Idee, wenn eine ganze Arme hier entlangmarschiert. Hastig ziehe ich mich in den Schatten zurück. Ich bezweifle, dass diese Soldaten meiner Bitte nachkämen, mich zu töten. Ich will schnell und schmerzlos sterben und vorher auf gar keinen Fall vergewaltigt werden. Verhungern und verdursten kommt auch nicht in Frage, also muss ich mich in Sicherheit bringen und dann weitersehen.

Über meinem Kopf befinden sich Öffnungen in der Wand, wenig größer als Schießscharten. Ein Mensch kann dort nicht hindurch, aber eine Katze. Noch nie habe ich versucht, mich mitten im Magischen Sprung zu verwandeln. Wenn ich es jetzt nicht schaffe, pralle ich mit voller Wucht gegen die Mauer. Wenn ich wüsste, dass ich mir dabei das Genick breche, würde ich es tun, aber ich glaube nicht daran. Wieso habe ich mir eigentlich bei diesem Sturz von der Treppe nicht das Genick gebrochen? So etwas überlebt man normalerweise nicht!

Ich habe es geschafft, sitze oben in dem Loch und spähe in einen weiten, hallenartigen Raum, in dem unendlich viele dicke Säulen die oberen Etagen tragen. Den Boden kann ich nur verschwommen erkennen. Ich muss turnen und mich mit den Händen in der Lücke festhalten, langmachen und dann kann ich mich verwandeln. Es sieht bestimmt nicht sportlich-elegant aus, aber das ist mir egal, das Landen auf Katzenart ist einfach zu schmerzhaft.

Der Boden unter meinen Füßen besteht aus rauen, kalten Steinplatten. Der ganze Raum ist dämmrig und kalt und die Luft fühlt sich feucht an. Ganz deutlich spüre ich in meiner Nähe eine große Menge Wasser. Wo kommt es her? Merkwürdig still ist es hier drin. Es ist, als ob alle Geräusche gedämpft werden, selbst das Rascheln meines Kleides dringt nicht bis an mein Ohr. Ich schnippe mit den Fingern. Nein, taub bin ich nicht.

Wozu mag diese Halle nur gedient haben? Sie ist alles andere als wohnlich, geradezu unheimlich. Der Geisterkeller in Hogwarts war gemütlicher, sofern keine Kopflösen-Jagd hindurchpreschte.

Vor den Soldaten bin ich sicher. Was tun die hier? Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Die Stadt ist verlassen, und doch sind hier hunderte, wenn nicht gar tausende Soldaten stationiert. Wie ein zartes Pflänzchen keimt Neugier in mir auf. Doch ehe ich der nachgeben kann, muss ich meine dringendsten Bedürfnisse befriedigen und etwas zu mir nehmen. Ich schüttele die Furcht ab und konzentriere mich auf die Wasseransammlung. Langsam, immer wieder innehaltend und lauschend nähere ich mich dem Reservoir und finde schließlich in der Mitte des riesigen Raumes eine Zisterne. Nun muss ich doch Licht machen.

Das Wasser ist klar und frisch, als käme es direkt aus einer Quelle. Ein Blick in die Tiefen der Zisterne offenbart es mir: sie wird von einer unterirdischen Quelle gespeist und hat oben eine schmale Rinne als Ablauf.

Mit gedämpftem Zauberstablicht schaue ich mich um. Über dem Wasserbecken befindet sich eine Klappe, vermutlich wurde hier Wasser geschöpft. In einiger Entfernung entdecke ich eine Treppe, die an einer Falltür endet. Ein Alohomora-Zauber lässt den Riegel zurückschnappen, gedämpft quietschend öffnet sich die Tür. Vorsichtig winde ich mich durch die Klappe und gelange in einen kleinen, kahlen Raum. Es ist heller und wärmer als unten, aber genauso leer. Das Nebenzimmer diente früher vermutlich als Küche. Einziger Hinweis darauf ist eine gemauerte Feuerstelle unter einem rußgeschwärzten Rauchabzug. Der ganze Palast ist ausgeräumt. In vergangenen Zeiten waren Tür- und Fensteröffnungen einmal von Vorhängen bedeckt, jetzt zeigen nur noch Löcher in den Mauern die Stellen, an denen sie befestigt waren. Es gibt keine zurückgelassenen Möbelstücke, keine zerbrochenen Alltagsgegenstände, keine vergessenen Lampen, kaum dass eine Staubschicht den Fußboden bedeckt – der Alptraum eines Archäologen. „Stell dir vor, du hast endlich eine uralte Siedlung gefunden und dann erfährst du rein gar nichts über die Bewohner, weil die genügend Zeit hatten, beim Auszug ihre Besitztümer ordentlich einzupacken und mitzunehmen.“ Und wenn dann der Geldgeber der Expedition keine Gnade kannte, bedeutete das den Ruin des Grabungsleiters. Hector Mulciber, meinem Cousin dritten oder vierten Grades war es so ergangen. Weil seine magischen Fähigkeiten zu wünschen übrig ließen, hatte er Hogwarts nach der dritten Klasse verlassen, war auf eine Muggel-Highschool gegangen und hatte Archäologie studiert. Wenn er von den alten Ägyptern erzählte, saßen wir Kinder mucksmäuschenstill und lauschten verzückt. Hector, der seine Doktorarbeit mit Summa cum laude

abgeschlossen hatte, arbeitete heute in London in einem Museum als Wächter und zahlte immer noch seine Schulden ab.

Ich spähe aus einem zur Straße führenden Fenster. Die Sonne neigt sich dem Horizont entgegen, die Schatten werden länger. Unten marschiert ein Trupp Soldaten im Eilschritt vorbei. Der Offizier treibt seine Leute an: „Beeilt euch! Wir müssen in den Stützpunkt zurück, es wird gleich dunkel!“ Die Soldaten fallen in Laufschrift, Angst verzerrt ihre Gesichter.

Wovor fürchten sich die Krieger, dass eine ganze Gruppe von Männern rennt, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her?

Obwohl ich keine Präsenz spüre und die einzigen Geräusche, die an mein Ohr dringen, meine eigenen sind, merke ich, dass ich nicht allein bin. Jemand oder etwas beobachtet mich.

Ich muss raus aus dieser trostlosen Stadt. Wasser habe ich zwar, und mit den Sandkörnern von der Straße und meinem Zauberstab kann ich einiges anfangen, aber kein Essen hexen. Das gäbe es zwar im Stützpunkt der Soldaten, aber nach den Satzketten, die ich aufgeschnappt habe, verspüre ich keine Lust, dorthin zu gehen. Das Beste wäre es, mit dem Kopf voran aus dem obersten Fenster zu springen, aber wer gibt mir die Garantie, dass ich mir das Genick breche? Unschlüssig bleibe ich am Fenster stehen, unbeachtet von den Soldaten, die in immer ungeordneteren Reihen zu ihrem Stützpunkt hetzen.

Nach dem Misserfolg seiner Ausgrabung wollte Hector sich das Leben nehmen. Er schluckte Schlafpulver und legte sich ins Bett. Während er darauf wartete, dass die Wirkung einsetzte, ging ihm durch den Kopf, dass es zwar seine eigene Schuld war, Dokumenten aus unsicherer Quelle blindlings zu vertrauen, aber den Triumph, ihn völlig zu vernichten, wollte er seinem Konkurrenten nicht gönnen. Er stand auf, nahm ein Brechmittel, überlebte und rächte sich an seinem Rivalen, indem er dessen aufkeimende Beziehung zur Tochter seines Gönners zerstörte.

Rache als Triebkraft des Lebens – nicht einmal das ist mir vergönnt. An wem sollte ich mich für Patricks Tod rächen? Die schwarzen Gestalten waren viel zu wenig greifbar.

Beinahe schlagartig wird es finster. Stockdunkel ist es hier drin und totenstill, abgesehen vom allgegenwärtigen Rasseln der windgetriebenen Sandkörner, das die tiefe Stille der Nacht noch mehr betont. Gerade so kann ich eine Fensteröffnung erkennen. Ich taste mich hin und sehe hinaus.

Unter mir herrscht totale Schwärze. Plötzlich ertönt ein grauenvoller Schrei, ich höre flüchtende Schritte, Stolpern, ein schwerer Körper fällt. Mein Herz klopft zum Zerspringen. Was ist dort unten?

Ein flackernder Lichtschein fällt durch die Löcher, wird heller. Männer rufen sich Worte zu. Ich wage noch einmal, hinauszuschauen, getarnt diesmal. Auf der Straße stehen zwei Soldaten, einer hält eine hell brennende Fackel in der Hand. „...Geist gesehen! Da oben!“ Der Fackelträger schaut hoch, genau in die richtige Richtung. Ich gehe in Deckung und lausche. Wenn die Soldaten hereinkommen und nachsehen, habe ich ein Problem.

Noch mehr Soldaten mit Fackeln kommen. Sie rufen durcheinander. „Ein Geist? Bist du sicher? Nichts wie weg hier!“ Dicht aneinandergedrängt machen sie sich eiligst aus dem Staub.

Ganz schöne Feiglinge sind das!

Oder haben sie tatsächlich Grund, sich zu fürchten? Schlimmer als Peeves, der Poltergeist kann doch keiner sein, oder?

Dass es in Hogwarts Geister gibt, wusste ich, aber auf Peeves war ich echt nicht vorbereitet. Man hatte mir gesagt, dass die Hogwarts-Geister zwar manchmal nervten, aber ansonsten friedlich waren und zumindest mit den Schülern ihrer Stammhäuser freundschaftlich verkehrten. Peeves jedoch...

Er muss im Sommer vor meinem ersten Schuljahr überhaupt erst aufgetaucht sein. Keiner meiner älteren Verwandten und Bekannten hatte einen Poltergeist je erwähnt.

Peeves' Bekanntschaft machte ich, als ich das allererste Mal nachts allein in der Schule unterwegs war. Ich hatte meine Kräuterkunde-Hausaufgaben vergessen. Ich kann mich noch gut erinnern, es war die Ausarbeitung über Sicherheitsvorkehrungen beim Anbau von halluzinogenen Kräutern im Gewächshaus. Dummerweise war Kräuterkunde am anderen Morgen gleich die erste Stunde und man brauchte für die Hausarbeit zwei Bücher aus der Bibliothek. Mir blieb also gar nichts anderes übrig als bei Nacht hinzugehen. Ich wartete, bis meine Zimmergenossinnen schliefen, dann zog ich den Umhang übers Nachthemd, griff den Zauberstab und ging los.

Zu Beginn meiner Schulzeit in Hogwarts war es für mich ungewohnt, dass auf Gemälden dargestellte

Personen sprechen und sich bewegen konnten wie lebende Menschen und sogar von Bild zu Bild huschten. In jener Nacht fühlte ich mich beobachtet und verfolgt; damals wusste ich noch nicht, dass die Bilder mit einem Fluch belegt waren, damit die Dargestellten nicht in der Lage waren, Schüler zu verpetzen. Mit vor Angst klopfendem Herzen kam ich ungestört in der Bibliothek an, fand die beiden Bücher und schrieb hastig alles auf. Kaum dass die Tinte trocken war, stopfte ich das Pergament in den Umhang und machte mich auf den Rückweg. In der Verbotenen Abteilung sah ich Tom Riddle herumgehen, in der Hand ein Buch, das das Totenkopfzeichen trug. Das wunderte mich nicht wenig, Riddle wurde von allen Lehrern als vorbildlicher Schüler gelobt.

Im zweiten Stock passierte es. Kurz vor mir begann eine Ritterrüstung, sich zu bewegen, schlenkerte mit Armen und Beinen, schwankte und fiel mir schließlich vor die Füße, dass ich stolperte. Gleichzeitig ertönte ein grausiges Jaulen.

Als ich mich wieder hochrappelte, sah ich ein merkwürdig geformtes, durchscheinendes Wesen vor mir. Es war so hoch wie ein Zwerg, an einem kugelrunden Rumpf baumelten streichholzdürre Beine, dafür waren Arme und Hände umso kräftiger. Augen, Nase und Mund bildeten schwarze Löcher in dem schimmernden Gesicht. Das Wesen lachte meckernd, fuhr herab, nahm die Rüstung weiter auseinander und warf die Teile nach mir. Ich wollte ausreißen, aber ehe ich zwei Schritte gemacht hatte, war der Geist wieder vor mir, warf nach mir und schrie dabei ohrenbetäubend.

Der Lärm rief Professor Wonder auf den Plan, vielleicht hatte ihm aber auch Riddle Bescheid gegeben. Der Poltergeist hatte inzwischen damit begonnen, Stühle aus einem Klassenzimmer zu holen und die Teile in der Gegend herumzuwerfen. Ein Stuhlbein traf nur deshalb nicht die Stirn von Professor Wonder, weil dieser es mit seinem Zauberstab ablenkte. „Peeves!“, brüllte der Lehrer, dass das Echo von den Wänden widerhallte. Der Geist erstarrte und hing wie eine Marionette mit baumelnden Armen in der Luft. Bevor ich auf die Idee kommen konnte, zu verschwinden, packte Wonder mich mit der linken Hand am Oberarm; die ausgestreckte Rechte zeigte mit dem Zauberstab auf den Geist, während der Professor einen Bann sprach. Ich lauschte aufmerksam und wollte mir alles merken, aber später konnte ich mich nur noch an einzelne Fetzen erinnern. Kaum war der Zauberstab gesunken, verschwand der Geist mit einem Zischen.

„Und nun zu dir, kleines Fräulein“, wandte sich Wonder an mich. „Was hast du um diese Zeit in den Korridoren zu suchen?“

Stockend berichtete ich von der vergessenen Hausaufgabe.

Der Professor lachte los, dass sein Bauch auf und ab hüpfte. „Hat man so was schon gehört? Das ist die tollste Ausrede, die ich je zu Ohren gekriegt habe, ha-ha-ha.“

„Doch, wirklich, ich habe Kräuterkunde-Hausaufgaben gemacht.“ Mit zitternden Händen holte ich das Pergament aus der Umhangtasche.

Das verursachte einen neuen Heiterkeitsausbruch. Von einigen Gemälden an der Wand rief es: „Ruhe!“, aber Wonder ignorierte das. Ich wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken, aber die Pranke des Kräuterkundelehrers quetschte noch immer meinen Arm.

„Was ist denn so lustig, Walther?“ Unbemerkt war Professor Dumbledore zu uns getreten. „Von deinem Lachen wird ja von den Mäusen im Keller bis zu den Eulen auf dem Dach alles wach.“

„Die Kleine hier glaubt, besonders clever zu sein“, gluckste Wonder, „guck dir das an, sie hat angeblich schnell noch Hausaufgaben für meine erste Stunde morgen gemacht. Sogar ein Pergament mit der fertigen Aufgabe hat sie dabei.“

Noch einmal musste ich erklären, warum ich nicht im Bett war. Albus Dumbledore sah mich über seine Brille hinweg an, stundenlang, wie mir schien. Dann sagte er: „Du hast also Hausaufgaben gemacht?“

Ich nickte.

„Sicher hast du auch Tinte und Feder dabei.“

Walther Wonder fing wieder an zu lachen und schlug sich auf die Schenkel. Dumbledore bedachte ihn mit einem Seitenblick, Wonder verstummte.

Ich holte mein Schreibzeug heraus, Dumbledore prüfte die Feder und reichte sie mir mit einem Lächeln zurück. „Siehst du, Walther“, lächelnd hielt Dumbledore seinem Kollegen einen tintenbeschmierten Finger hin, „siehst du, Walther, Miss Mulciber sagt die Wahrheit. Ich denke, für dieses Mal können wir auf eine Bestrafung verzichten.“ Er wandte sich mir zu: „Räume bitte die Stühle auf, Minerva, und dann sieh zu, dass du ins Bett kommst.“

Ich atmete erleichtert auf und zückte meinen Zauberstab. Professor Wonder wollte protestieren, aber

Dumbledore hielt ihn mit einer knappen Geste davon ab. Beleidigt drehte sich Wonder um und stapfte davon.

Als ich wieder aus dem Klassenzimmer kam, war auch Dumbledore verschwunden. Dafür war der Poltergeist wieder da. Er huschte so knapp an mir vorbei, dass ich seinen kalten Hauch spüren konnte. Schon hatte er mit dämonischem Grinsen zwei Stühle gepackt und zielte in Richtung Fenster. „Peeves!“, brüllte ich so laut ich konnte und zeigte mit dem Zauberstab auf ihn. „Stell die Stühle hin und lass dich hier nicht mehr blicken! Verstanden?“

„Mmpf“, machte der Poltergeist, ließ die Stühle fallen und verließ tatsächlich das Klassenzimmer – nicht ohne mich „anzurempeln“. Igitt, war das kalt!

Am Ende des Korridors hing eine erloschene Laterne. Sie hing immer da und nie brannte Licht darin. Was mich bewog, hinzusehen, weiß ich nicht, vielleicht hatte ich unbewusst die Bewegung wahrgenommen. Peeves nahm die Laterne vom Haken und schwang sie herum. „Peeves! Lass das!“, rief ich und richtete meinen Zauberstab nach oben, bereit, die Lampe aufzufangen. Zu meinem Erstaunen hängte Peeves die Laterne wieder auf und verschwand grummelnd in der Wand.

An der letzten Biegung vor dem Eingang zum Gryffindor-Wohnturm stand auf einem Sockel eine Büste. Das heißt, normalerweise stand sie da, jetzt schwebte sie unter der Decke, gehalten von zweikräftigen Händen, die ich heute schon mehrfach gesehen hatte. Wie von allein ging mein Zauberstab hoch. „Peeves! Stell die Büste ab! Und zwar leise!“

„Olle Spaßverderberin!“, maulte der Geist, aber er gehorchte.

Am liebsten wäre ich auf der Stelle wieder in die Bibliothek gerannt und hätte nachgeschlagen, warum der Geist mir aufs Wort gehorchte, doch ich wollte nicht riskieren, noch einmal erwischt zu werden. Außerdem war ich todmüde.

Weil wir so viele Hausaufgaben aufhatten, dauerte es bis Sonntag, ehe ich Zeit fand, Bücher über Geister zu suchen. Ich musste mich durch mehrere dicke Wälzer wühlen, ehe mir klar war, dass es nur darauf ankam, den Namen des Geistes laut und deutlich auszusprechen und den Zauberstab auf ihn zu richten, um ihn zu Gehorsam zu zwingen. Professor Wonder hatte den unendlich langen Bann wohl nur gesprochen, um mich zu beeindrucken. Fraglich ist jetzt nur, ob ich mit meinem angelesenen Wissen über Geister hier in der Fremde weiterkomme. Die panische Angst der Soldaten gibt mir schwer zu denken.

Himmel! Statt über Geister zu sinnieren, sollte ich lieber an das Wesentliche denken – Nachtlager und Essen.

„Träum nicht! Konzentriere dich endlich auf das Nächstliegende!“

Ich fahre herum, lausche, schaue, fühle mit allen Sinnen, doch ich bin allein und es ist still. Totenstill. Patricks vorwurfsvolle Stimme eben war also nur in meinem Kopf, eine Erinnerung an oft gehörte Worte.

Ich habe mich früher selten mit dem „Nächstliegenden“ befasst, nie Pläne gemacht. Wozu auch? Der große Planer war Patrick, meine oft unausgegorenen und manchmal albernen Vorschläge wurden meistens abgelehnt, manchmal ad absurdum geführt und nur selten angenommen. Selten? Nie.

Jetzt muss ich mir schon selber Gedanken machen und überlegen, wie ich entweder ein halbwegs vernünftiges Nachtlager und etwas zu Essen beschaffe oder möglichst rasch zu Tode komme.

Von ganz oben kopfüber auf die Straße springen? Der Sand ist zu weich, das Haus nicht hoch genug und die Treppe nach oben habe ich noch nicht entdeckt. Ich würde mich verletzen, aber nicht sterben.

Mich in der Zisterne ertränken? Könnte ich das? Ich versuche mir vorzustellen, wie es ist, atmen zu wollen und es nicht zu können. Ich bräuchte schwere Steine, damit ich garantiert nicht wieder nach oben steige und Luft hole und vorher müsste ich meinen Zauberstab zerbrechen.

Morgen tue ich es, wenn ich wieder etwas sehen und Steine suchen kann.

Ich vergewissere mich, dass keine Soldaten auf der Straße sind, halte den Zauberstab aus dem Fenster und hole eine Handvoll von diesen großen Sandkörnern herauf. Theoretisch kann ich tote Materie beliebig umformen, könnte mir also ein weiches, sauberes Himmelbett hexen.

Theoretisch.

Praktisch habe ich noch nie vergleichbares gemacht. Halblaut sage ich den Spruch vor mich hin.

„Mach es doch nicht so kompliziert! Warum willst du gleich so ein Luxuxding haben? Einfache Sachen sind genauso nützlich.“

Schon wieder Patrick. In meinem Kopf? In meinem Kopf. Hier ist niemand, das weiß ich. Ich hätte es gespürt.

Ein Himmelbett muss es vielleicht doch nicht sein. Aber auf dem Boden schlafen? Wer weiß, was nachts hier krabbelt! Also vier Steinsäulen, darauf eine steinerne Unterlage. – So, das steht. Ist natürlich hart, deshalb eine Turnmatte darauf. Das gelingt mir erst beim zweiten Versuch, aber es gelingt. Ein Kissen; mir perlt der Schweiß auf der Stirn.

Probehalber setze ich mich auf die Matte. Könnte ein bisschen weicher sein, geht aber. Eine Decke und zum Schluss noch ein paar Schutzzauber. Jetzt bin ich völlig erschöpft, dürfte aber sicher sein. Um Essen kümmere ich mich morgen. Oder um den Tod.

Die dritte Welt - 2

Ich habe eine schreckliche Nacht hinter mir.

Zuerst sackte die Turnmatte unter mir zusammen, in ihrem Inneren bildeten sich steinharte Klumpen. Sobald ich einen von ihnen mit dem Zauberstab beseitigt hatte, wuchsen zwei neue nach, bis ich schließlich aufgab, die Matte beiseite warf und eine neue Unterlage aus einem Faden machte, den ich aus meinem Kleid zog.

Kaum war ich etwas zur Ruhe gekommen, schreckte ich wieder hoch, weil draußen ein paar Soldaten in Panik vorbeirannten. Starr und steif blieb ich liegen und lauschte, aber alles, was ich hörte, war das galoppierende Hämmern meines eigenen Herzens.

Schließlich forderte die Erschöpfung doch ihren Tribut, ich schlummerte ein. Im Traum wollte mir Patrick gerade galant die Hände reichen, um mir über einen kleinen Felsspalt hinwegzuhelfen, da ertönte im Inneren der Erde ein gewaltiger Gongschlag. Dem folgte ein eisiger Wind, der heulend durch das Haus fegte. Vor Kälte zitternd lag ich unter der dünnen Decke. Erst jetzt, da ich die Nacht Revue passieren lasse, komme ich auf den Gedanken, dass ich es mir hätte warmhexen können. Wie dumm bin ich nur?

Die tiefe Stille nach dem Eissturm wurde unterbrochen von Lachen und Musik. Unzählige sehr menschlich anmutende Geister bevölkerten das verlassene Haus. Sie lustwandelten auf dem Gang, besetzten die Räume. Der Saal, in dem ich mich befand, schien ein Gymnastikraum oder etwas Ähnliches zu sein. An einer Stirnseite übten zwei Männer Fechten, in der Mitte hopsten ein paar junge Mädchen zum Klang eines Tamburins im Kreis und in meiner Nähe spielten zwei Frauen eine Art Tennis. Doch sie schlugen den Ball nicht hin und her, sondern ließen ihn mit runden, unglaublich eleganten, fließenden Bewegungen fliegen. Fasziniert sah ich ihnen zu, bis sie lachend aus dem Saal liefen.

Eine ganze Gruppe gleich aussehender Gestalten kam herein, sie stellten sich in meiner Nähe auf und vollführten eine Art Tanz.

Die Fechter wurden durch Kämpfer mit langen Stangen abgelöst, die Mädchen durch Akrobaten. Dann verließen die Tänzer den Saal, gefolgt von den Kämpfern und den Akrobaten. Für einen Moment war Ruhe, ich legte mich wieder hin, doch bevor ich einschlafen konnte, jagte mich das Schreien von vielen spielenden Kindern wieder hoch. Kinder aller Altersgruppen jagten durch die Halle, durch meine Ruhestätte hindurch, aber um mich herum.

Ich wagte nicht, mich zu bewegen. Mir taten alle Knochen weh, die Augen brannten. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und legte mich hin. Keiner nahm Notiz von mir.

Erneut ertönte ein Gong; eine tiefe Männerstimme rief: „Auf zur Prozession!“ Die Kinder rannten hinaus, neugierig geworden folgte ich ihnen. Im ersten Stock, auf Höhe des Haupteinganges formieren sich die Geister zu einem Festzug. Vorn stand ein Paar in prächtigen Gewändern mit Federschmuck, danach folgten einige junge Geister, die nicht ganz so prächtig gekleidet waren, flankiert von Leuten, die ich für Diener hielt. Danach nahmen all die anderen Aufstellung, umringt von Bewaffneten drängten sich die Kinder aneinander.

Vorhin hatten sie gelacht und gesungen, jetzt standen alle still. Mit dem dritten Gongschlag schwangen die Flügel der Haupttür auf, die Geister erstrahlten in blendendem Weiß, während die Waffen rot glühten. Das prächtige Paar voran, schritten sie die Treppe hinunter und wandten sich nach links, dorthin, wo der große Platz mit der Treppe war. Als würde ich dazugehören, folgte ich den letzten Bewaffneten. Wieder nahmen sie keinerlei Notiz von mir.

Auf dem großen Platz am Fuße der Treppe liefen vier Soldaten. Ich glaube, es waren die vier, die auf der Suche nach Frauen gewesen waren. Als sie die Geisterprozession sahen, schrien sie auf und versuchten zu fliehen, aber die Geister mit ihren glühenden Degen waren schneller. Mühelos durchbohrten sie die Rüstungen der Soldaten, die tot zu Boden sanken.

Schließlich führte der Geisterfürst sein Volk die Treppe hinauf und entschwand meinen Blicken.

Mit pochendem Herzen rannte ich wieder zu dem Haus zurück, in dem ich mein Lager aufgeschlagen hatte. Die Tür war zu, ich musste wieder als Katze durch einen Luftschlitz im Erdgeschoss hineinspringen. Da ich schon einmal hier unten war, trank ich aus der Zisterne, ehe ich nach oben stieg. Als ich zu meinem Nachtlager zurückkam, musste ich feststellen, dass es nur noch aus einem Häufchen Sand bestand, der von einem unfühlbaren Wind nach draußen befördert wurde. Erschöpft und unfähig, auch nur den kleinsten Zauber

zu wirken, sank ich auf den nackten Boden und verbrachte den Rest der Nacht in einem Dämmerzustand.

Nun stehe ich neben der Zisterne, mit schmerzenden Gliedern, nichts im Magen als kaltes Wasser und den Kopf so leer wie ein Kürbis an Halloween. Ich strecke den Kopf vor, suche mein Spiegelbild und finde nichts als ein paar Lichtreflexe auf der Wasseroberfläche. Gut so; wenigstens habe ich es geschafft, mich unter dem Desillusionierungszauber zu verwandeln. Das einzig Magische, was ich jetzt noch tun kann, ohne mich zurückzuverwandeln, sind magische Sprünge.

In der Hoffnung auf Essbares mache ich mich auf den Weg in das Lager der Soldaten. Wie am Vortag marschieren sie durch die Straßen der verlassenen Stadt. Ich gehe ihnen entgegen, entweder im Schatten der Durchgänge oder dicht an die Wand gedrückt. Am Stadtrand befindet sich ein übermannshoher, endloser Palisadenzaun – woher kam das Holz? -, unterbrochen von einem Tor, das sich von Zeit zu Zeit öffnet und eine Gruppe Soldaten durchlässt. Ich springe rasch hindurch und befinde mich in einer riesigen Zeltstadt. So weit das Auge reicht, stehen grau-grüne Zelte in Reih und Glied, an jedem Zelt hängt ein Wimpel. Es herrscht geschäftiges Treiben; Befehle werden gebrüllt, Soldaten springen aus den Zelten, nehmen Aufstellung, marschieren, machen Leibesübungen. Von den Frauen, die die vier gestern erwähnt haben, ist weit und breit nichts zu sehen, auch eine Verpflegungsstelle finde ich nicht. Ist das etwa eine Geisterarmee?

Geister stinken nicht.

Die Sonne steht senkrecht am Himmel, ehe ich das andere Ende des Lagers erreiche und mich nach links wende. In der Mitte befindet sich der Exerzierplatz. Mehrere Gruppen von Soldaten marschieren, getrieben von den Befehlen ihrer Offiziere, darauf herum, von einer Tribüne herab beobachtet von einem prächtig in Grün, Rot und Gold gekleideten fetten Mann. Und vor dem Oberbefehlshaber steht ein Tisch mit mehreren Schalen, in die er ab und zu hineinlangt und sich etwas in den Mund steckt. Essen!

Mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Zwischen den Soldatenkolonnen hindurch flitze ich zu der Tribüne und klettere die steilen Stufen hinauf. Meine Enttäuschung ist riesengroß. Gerade als ich es endlich auf den Tisch geschafft habe, greift der Mann zu und holt den allerletzten Happen aus der Schüssel. Mir knurrt der Magen so laut, dass der Kerl etwas hört. Ich suche lieber das Weite.

Und nun? Da sitze ich am Rande der Tribüne, zittere vor Schreck und Schwäche und weiß nicht weiter. Verhungern ist nicht gerade die Todesart, die ich mir wünsche.

Mein Blick fällt auf einen Wachturm. Ich versuche einen Magischen Sprung, aber weit komme ich nicht. Können echte Katzen eigentlich Leitern hochklettern? Ich kann es jedenfalls nicht. Ratlos stehe ich da. Mir fällt nicht einmal etwas ein, was Patrick in so einer Situation sagen würde. Wir waren nie in so einer Lage: hungrig in einer fremden Welt.

„He, guckt mal dort! Eine Katze!“

Ach du Schreck! Ich bin sichtbar geworden! Vor Schwäche oder Aufregung oder Unachtsamkeit oder warum auch immer wirkt der Desillusionierungszauber nicht mehr.

„Wo kommt die denn her? Ich hab hier noch nie was anderes gesehen als räudige Köter.“ – „Ha, ha, die Miezi zittert ja.“ – Mäuse gibt´s hier bestimmt nicht, ist ja nix da, was die wegfressen könnten.“

„Iiiii Maaarschoorrdnung aaangetreeeten!“, brüllt einer, dem die Natur ein lautes Organ verwehrt hat, mit aller Kraft. Es ist ein schwächtiges Bürschlein noch fast ohne Bartwuchs, aber in der Uniform eines ranghohen Offiziers, falls ich meine Beobachtungen richtig deute.

Die Soldaten, allesamt älter als der Brüllende, gehorchen widerwillig und murrend.

„Waaas ist looos?“, schreit das Kerlchen.

Da entdeckt er mich. „Iiiih! Bringt das Viiiieh weg!“

Ehe ich irgendwie reagieren kann, werde ich am Schwanz gepackt und hochgehoben. Es tut höllisch weh und ehe ich einen klaren Gedanken fassen kann, reagiere ich instinktiv, krümme mich und kratze ihm das nackte Schienbein auf. Der Soldat lässt mich los, ich falle entgegen der Katzenart auf den Rücken. In Todesangst springe ich auf die Füße und rase auf allen vieren davon. Wenige Sekunden später gibt es keine Marschordnungen mehr, Befehle verhallen ungehört, unzählige Soldaten jagen mich durch das ganze Lager. Mir brennen bald die Lungen, ich weiß nicht mehr, wo ich hinrennen soll. Sie haben mich eingekreist. Wenn sie mich wenigstens erschießen würden! Aber nein, keiner greift zur Waffe, niemand spannt den Bogen, wirft einen Speer. Sie haben mich eingekreist und treiben mich weiter in die Enge. Mir bleibt nur noch ein Ausweg: zurückverwandeln und in die Stadt apparieren. Doch bevor ich dazu komme, fühle ich mich am Genick gepackt, werde hochgehoben und plötzlich fliege ich in hohem Bogen über den Palisadenzaun. Das letzte, was ich von dem Soldatenlager sehe, ist eine dralle Frau, die sich die Hände an der Schürze abwischt, während sie

etwas zu den Soldaten sagt.

Jenseits der Palisaden geht es steil in die Tiefe. Ich falle, falle, falle, überschlage mich mehrmals, klatsche irgendwo auf und verliere das Bewusstsein.

Die dritte Welt - 3

Aus dem Schwarz wird loderndes Orange. Das laute Pfeifen löst sich auf in Vogelgezwitscher. Ich öffne die Augen und sehe eine strahlende Sonne an einem tiefblauen Himmel. Ich liege mit dem Kopf im Gras, mit den Füßen im Sand an einem Waldrand. Doch ich bin nicht in einer neuen Welt gelandet, vor mir sehe ich eine hohe, senkrecht aufragende Felswand und oben ragen die Palisaden und Wachtürme des Soldatenlagers in den Himmel.

Ich fühle mich so einsam wie noch nie in meinem Leben. Ich bin übrig, nutzlos, überflüssig, beginne zu weinen. Ich weine wie noch nie in meinem Leben. So habe ich nicht geweint, als meine Eltern mit verdrehten Gliedern tot auf der Straße gefunden wurden, auch nicht, als man meine Großmutter zu Grabe getragen hat, noch nicht einmal, als die schwarzen Gestalten mir Patricks Leiche entrissen. Erst jetzt kann ich meiner Trauer freien Lauf lassen und hemmungslos weinen. Ich kann einfach nicht aufhören und weine, bis ich keine Tränen mehr habe.

„Manche Leute sagen, ein jeder könne sein Schicksal selber bestimmen. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Ein Teil von uns hat eine vorbestimmte Aufgabe, eine Berufung. Und wer diese Berufung spürt und sich ihr widersetzt, scheitert mit allem, was er anfängt und geht zu Grunde.“ Diese Worte meiner klugen Großmutter kommen mir in den Sinn. Ich frage mich, ob ich nicht auch so eine Aufgabe, so eine Bestimmung habe. Aber was sollte das sein? Hat es mit dem Einhorn zu tun? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Jetzt, da ich an das Einhorn denke, sehe ich es im Schatten des Waldes, schimmernd weiß, mit strahlend grünen Augen. Es scheint mich zu rufen, wie im Trance stehe ich auf, gehe los, folge dem Einhorn in den Wald, gehe wieder ins Ungewisse.

Ich finde einen alten, überwachsenen, also lange nicht mehr begangenen Pfad, dem ich folge. Der Wald sieht ganz anders aus als alle Wälder, die ich bisher gesehen habe. Er ist licht, sehr trocken und besteht hauptsächlich aus Pinien.

Hunger und Durst plagen mich. Ich erwische ein Eichhörnchen. Gehäutet und entweidet bleibt nicht viel übrig, zusammen mit einigen Pinienkernen ergibt das zähe Fleisch eine kärgliche Mahlzeit.

Auf einem Hügelkamm verliere ich den Pfad. Als ich mich suchend umsehe, gewahre ich ein Stück unter mir Laubbäume und einen sattgrünen Streifen. Eine Quelle und ein Bachlauf? Ich laufe hin und werde enttäuscht. Wenn es hier Wasser gibt, dann fließt es unterirdisch. Mühsam ziehe ich ein bisschen Wasser hoch. Es schmeckt bitter, löscht aber einigermaßen den Durst.

Ich folge dem grünen Streifen abwärts. Bis auf das Summen von Insekten ist kein Geräusch zu hören. Nichts deutet darauf hin, dass irgendwo Menschen in der Nähe sind.

Die Dämmerung setzt bereits ein, als ich in eine Art Steppe gelange. Vor mir dehnt sich eine schier endlose Ebene, bewachsen mit harten Gräsern, dünnen Sträuchern und verküppelten Bäumen. Weit und breit keine Spur menschlichen Lebens. Keine Behausung mit Licht oder Rauch, keine Pfade, nichts.

Ich knabberne ein paar Pinienkerne, spüle mit bitterem Wasser nach und bereite mir ein notdürftiges Lager unter der größten Pinie, die ich hier finden kann.

So still der Tag war, so laut ist die Nacht. Um mich herum klopft und raschelt es. Es quickt, faucht und grunzt. Lichterpaare starren mich an, Augen. Von Ferne blinken einzelne, lockende Lichter. Zitternd, den Zauberstab in der schweißfeuchten Faust, hocke ich da und überlege, ob ich zu den Wärme und Gesellschaft verheißenden Lichtern gehen soll oder lieber nicht. Schließlich habe ich am Tage nicht das geringste Zeichen für die Anwesenheit von Menschen entdecken können...

Patrick wäre nicht so unentschlossen gewesen. Er überlegte nie lange, traf seine Entscheidungen meist sofort. Dabei hat uns nur meine Ängstlichkeit vor einer Katastrophe bewahrt, damals, am Moor. Wir waren im Hochland unterwegs gewesen und hatten uns verlaufen. Patrick bestritt das, er behauptete, die Karte würde nicht stimmen. Jedenfalls waren wir den ganzen Tag herumgelaufen und hatten nichts mehr zu Essen. Ich wollte zu unserem Quartier apparieren, aber Patrick meinte, das Ganze wäre ein großes Abenteuer und er wollte es unbedingt durchstehen. Also tötete ich für das Abendessen ein Kaninchen und richtete ein Lager, so wie ich es im Überlebenstraining gelernt hatte. Kaum war die Nacht hereingebrochen und unser Feuer aus, blinkte vor uns ein Licht, ging aus, blinkte, ging aus.

„Sieh mal, da vorn, das kann doch nur der Gasthof sein, in dem wir wohnen! Ich hab’s doch gewusst, weit entfernt sind wir nicht mehr.“ Patrick sprang auf und wollte loslaufen.

„Nein!“, schrie ich hysterisch. Panische Angst stieg in mir hoch. „Da vorn ist das Moor! Das ist kein Haus! Ich rühre mich nicht von der Stelle!“

„Minerva, was soll das! Dort brennt ein Licht, nur ein paar Schritte entfernt. Komm schon!“

„Nein!“, schrie ich wieder. „Patrick, bleib hier!“ Meine Stimme klang schrill vor Angst. „Du versinkst im Sumpf! Ich rühre mich hier erst weg, wenn es hell ist. Oder wir apparieren.“

„Meinetwegen“, brummte Patrick schließlich und kam wieder zu mir. Wir verbrachten, geborgen in einem gezauberten Nest, geschützt durch einen dreifachen Hexenring eine recht angenehme Nacht. Am anderen Morgen entdeckten wir, dass dort, wo wir in der Nacht das Licht gesehen hatten, ein toter Baum stand. Und dazwischen war Sumpf, nichts als Sumpf...

Eine Gänsehaut überläuft mich, als ich daran denke. Wären wir zusammen gegangen, hätte man uns nie gefunden. Mich wird auch niemand finden, wenn ich hier in einem Loch versinke. Trotzdem bleibe ich in meinem Nest, das ich so hergerichtet habe, wie ich es damals im Überlebenstraining gelernt habe. Ich ziehe einen dreifachen Hexenring um mich, ergänze ihn mit einem Geräuschdämpfer und lege mich schlafen.

Erschöpfung, Hunger und Hitze verbünden sich und füllen meine Träume mit Monstern, die mich fressen wollen. Zum Glück wache ich jedesmal rechtzeitig auf. Ich vergewissere mich, dass der Zauberstab da ist und die Schutzzauber halten, dann lege ich mich wieder hin und warte auf das nächste Monster. Die ganze Nacht geht das so, am Morgen fühle ich mich schmutzig und wie gerädert. Nur mein Kleid, das ich schon tagelang nicht mehr ausgezogen habe, ist blütenweiß und glatt wie am ersten Tag. Welchen Zauber mag die Schneiderin beim Nähen nur gewirkt haben?

Die morgendliche Wäsche muss ich mit einem Ego-Ratzeputz-Zauber erledigen, ich schaffe es einfach nicht, ausreichend Wasser aus dem Boden zu ziehen. Zum Frühstück gibt es einen Brei aus gemahlenden Pinienkernen. Wohlschmeckend ist das nicht, aber es macht einigermaßen satt. Ich fülle mein Pompadour mit Pinienkernen für drei Tage, mehr wage ich nicht zu nehmen. Schließlich will ich nicht, dass die Wesen, die sich normalerweise von den Kernen ernähren, verhungern müssen. Zu gut erinnere ich mich an die Worte von Professor Crusoe-Gullivan beim Überlebenstraining: „Es ist leicht, mit Hilfe des Zauberstabes an Nahrung zu gelangen, aber vergesst dabei niemals, den Göttern zu opfern, die das Essen geben.“

Wir waren einen Moment verdattert, aber Crusoe-Gullivan machte dauernd solche Sprüche; er war bei südamerikanischen Ureinwohnern aufgewachsen. Schließlich erzählte er uns die Geschichte von den zwei notleidenden Indianersippen, die sich von wildwachsendem Getreide ernährten: Der eine Häuptling ließ einen Teil der dürftigen Ernte den Göttern opfern, der andere nicht. Der einen Sippe ging es den Winter über nicht gut, aber im Frühjahr stellten sie fest, dass die Götter ihre Bitten erhört hatten und neues Getreide sprießen ließen. Die andere Sippe, die kein Opfer gebracht hatte, kam besser über den Winter, hatte aber im folgenden Jahr nichts zu essen.

Ob die Geschichte wahr oder wenigstens tatsächlich ein altes Indianermärchen ist oder ob der Professor sich das nur ausgedacht hatte, blieb unklar. Er bestand jedoch so sehr auf dem Opfer für die Götter, die das Essen geben, dass ich es immer darbringe.

Die Steppe mit den vereinzelt Pinien dehnt sich endlos. Hier und da deutet ein wenig Grün auf das Vorhandensein von Wasser hin, aber es kostet mich sehr viel Mühe und Zauberkraft, um daran zu gelangen. Außer ein paar Insekten, vereinzelt Vögeln und mäuseähnlichen Tieren begegnet mir kein lebendes Wesen. Je weiter ich mich von der steilen Wand entferne, umso stiller werden die Nächte. Die Häuser, deren Lichter ich nachts in großer Zahl sehen kann, sind am Tage entweder gar nicht vorhanden oder nur verstreute Steinhaufen.

Gestern Abend hatte ich wieder so ein Erlebnis, aber etwas war anders: ich hörte Geräusche. Gesang und Gelächter war es zuerst, es drang aus einem großen, hell erleuchteten Haus in meiner Nähe. Viel Hoffnung hatte ich nicht, dennoch schlich ich vorsichtig näher. Es war Vollmond, ich konnte gut erkennen, wohin ich meine Füße setzte. Plötzlich hörte ich näherkommendes Hufgetrappel und duckte mich hinter einen Pinienschössling. Der Gesang erstarb, ein erstickter Schrei ertönte, Metall klirrte auf Metall. Dann entfernten sich die Reiter wieder.

Ein grässliches Stöhnen, dann Stille.

Als ich mich aus meinem Versteck wagte, sah ich vor mir nicht mehr als ein paar Steinhaufen an der Stelle,

an der kurz zuvor noch das große Haus gewesen war. Ich beschloss, mir die Sache bei Licht anzusehen, bereitete mir wieder ein durch drei Hexenringe geschütztes Nachtlager und schlief wie ein Stein.

Jetzt hocke ich in der Krone eines uralten, längst abgestorbenen Baumes und schaue auf die Stelle hinunter, an der ich in der Nacht das Haus gesehen habe. Von oben betrachtet kann man noch erkennen, wo einst die Mauern verliefen. Es muss ein größeres Haus gewesen sein, vielleicht eine Villa oder ein kleines Schloss. Das ganze Gelände ist von einem niedrigen Wall umgeben und an einer Stelle stehen Baumgerippe in Reih und Glied.

Von den nächtlichen Reitern sehe ich keine Spur, auch nicht von dem Kampf, der stattgefunden hat. Natürlich nicht, Geister hinterlassen keine Fußspuren.

Das hier ist mit Abstand die verspukteste Gegend, die ich kenne. Wenn ich mich in Hogwarts nicht mit der Natur von Geistern beschäftigt hätte, würde ich mich wohl zu Tode ängstigen. Doch Geister sind im Grunde genommen nur bedauernswerte Seelen, die sich nicht vom irdischen Dasein lösen und in die Goldene Unendlichkeit schweben können. Sie sind an einen Ort gebunden, der mit ihrem Leben oder mit ihrem Sterben verknüpft ist und sie bleiben an einen Körperabdruck gefesselt. Peeves zum Beispiel war das uneheliche, ungewollte und ungeliebte Kind einer Hexe, die wegen ihrer Schwangerschaft eine Karriere als Expertin für Alte Magie aufgeben musste, bevor diese richtig begann. Statt am Weirdsister College zu forschen und zu unterrichten, wurde sie Lehrerin in Hogwarts, wo sie ihren Sohn vor allen Leuten versteckte. Wie das Kind zu Tode kam, wurde nie geklärt, da mit Ausnahme der zum Schweigen verpflichteten Hauselfen keiner von dessen Existenz wusste. Peeves selber ist nicht in der Lage, darüber zu sprechen, die Geister von Ermordeten haben nicht die Kraft und die Befugnis, die Namen ihrer Mörder preiszugeben. Vor dem Erreichen des Schulalters ermordete Kinder werden zu Poltergeistern und sind dazu verdammt, Zeit ihres Daseins Unfug zu treiben und so muss Peeves bleiben, wo er im Leben gewesen war: in Hogwarts.

All dies habe ich von Peeves erfahren, denn zu den Grausamkeiten des Daseins als Geist gehört es, all die Gesetze der Geisterwelt zu kennen. Eine Erlösung vom Geisterdasein ist nicht möglich, das gehört ins Reich der Märchen.

Seufzend mache ich mich wieder auf den Weg, ich gehe immer geradeaus nach Süden. Irgendwann muss ich doch einmal auf etwas anderes stoßen als auf dornige Sträucher und halbverdorrte Bäume! Es gibt hier kein Loch, in das ich stürzen könnte, es steht kein Turm und die Bäume sind so niedrig, dass ich kaum am Horizont das Ende der Steppe ausmachen kann. Die Klippe mit der Festung an der Kante sehe ich schon lange nicht mehr; ganz am Horizont gibt mir ein dunkler Streifen etwas Hoffnung, dass dort eine andere Landschaft beginnen könnte, die vielleicht bewohnt ist.

Allmählich sehne ich mich nach der Gesellschaft von Menschen, nach Gesprächen und Geborgenheit. Oder dem Tod.

Den ich immer noch vorziehen würde.

Die dritte Welt - 4

Allmählich ändert sich die Landschaft. Ich finde mehr grüne Inseln, die Pflanzen werden dichter und vielfältiger. Von den früheren Häusern ist mehr stehengeblieben als weiter oben; die Siedlungen sind dichter beisammen. Ich finde sogar einen ganzen Ort mit Straßen, die einst gepflastert waren.

Erstaunlicherweise spukt es hier nachts viel weniger, es ist manchmal ganz und gar still. Die Einsamkeit macht mir zu schaffen, ich sehne mich nach menschlicher Gesellschaft und würde jetzt wohl sogar mit Tom Riddle vorlieb nehmen, obwohl der absolut keiner war, mit dem man gerne die Zeit verbracht hätte. Riddles so hochgelobtes gutes Benehmen war nichts als zweckgebundene Höflichkeit den Lehrern gegenüber. Seine älteren Mitschüler aus Slytherin behandelte er herablassend und arrogant, Jüngere ignorierte er völlig, Mädchen schienen für ihn nur Studienobjekte zu sein, er beobachtete uns so wie man Tiere beobachtet. Er war gierig darauf, nackte Mädchen zu sehen; ich habe ihn einmal erwischt, als er durch ein Astloch in die Kabine spähte, in der ich mich nach dem Baden umzog. Zum Glück hatte ich meinen Zauberstab dabei... Riddle behauptete zwar, er habe sich das Veilchen beim Quidditchspiel im Sportunterricht geholt, aber ich habe rasch dafür gesorgt, dass die halbe Schule erfuhr, dass Riddle ein Spanner war. Was ihn allerdings nicht davon abgehalten hat, der körperlich frühreifen, aber geistig unterbelichteten Cecilia LeStrange anzubieten, ihren Kräuterkundaufsatz zu schreiben, wenn sie ihm einen Blick zwischen die Beine gewährte. Riddle bekam seinen Einblick, Cecilia aber nicht ihren Aufsatz...

Dennoch würde ich jetzt lieber mit Riddle streiten als noch länger alleine durch diese gottverlassene Gegend zu wandern.

So tief bin ich also schon gesunken, dass ich jemanden wie ihn als Weggefährten akzeptieren würde. Puh!

Meine Hoffnung auf belebtere Gegenden stirbt rasch. Das Gelände steigt an, die grünen Inseln werden weniger, die Ruinen seltener. Ich erklimme den höchsten Hügel und muss feststellen, dass ich lediglich eine Senke durchquert habe. Anscheinend sammelt sich dort das letzte bisschen Wasser, aber verlassen ist alles weit und breit. Also laufe ich einfach geradeaus und gelange in ein weitläufiges Tal. Auch hier gibt es nicht den geringsten Hinweis darauf, dass noch Menschen da sind. Die Reste der Häuser lassen erahnen, dass einst ziemlicher Wohlstand geherrscht haben musste. Überbleibsel einer Uferbefestigung zeigen an, wie breit der Fluss früher war. Dagegen ist die Themse in London ein schmales Bächlein.

Doch jetzt war alles ausgetrocknet, kein Hälmchen sprießte hier unten, es gab keine Tiere und kein Wasser. Ich wandere flussabwärts, in der Hoffnung, irgendwo auf Leben zu stoßen. Die Soldaten oben mussten doch eine Heimat haben und einen Grund, warum sie gerade da stationiert waren!

Ich verstehe das alles nicht.

Schon bald wird klar, dass es wenig Sinn macht, in dieser Richtung weiterzugehen. Knöcheltief wate ich im Sand. Vor mir erstreckt sich eine unendlich scheinende Wüste. Wenn es hier einmal menschliche Siedlungen gab, dann sind sie unter dem Sand begraben.

Ich apparriere zurück zur letzten großen Siedlung und verbringe dort eine unruhige Nacht. In allen Häusern spukt es laut. Wenn man nicht wüsste, dass es nur Geister sind, würde man sagen, hier tobt das pralle Leben. Musik spielt, es wird getanzt und geschmaust. In den Wirtshäusern grölen die Zecher, Betrunkene torkeln durch die Straßen, Huren bieten ihre Dienste an. In der Hoffnung, ein ruhigeres Plätzchen zu finden, wandere ich herum und werde so Zeuge einer Szene, die auch dann eine Gänsehaut verursacht hätte, wenn sie real gewesen wäre.

Ein Reiter kommt in die Stadt. Pferd und Mann sind sichtbar erschöpft, das Pferd bricht am Tor zusammen und bleibt regungslos liegen, der Reiter liegt stöhnend im Staub. Die Stadtwächter eilen hin und helfen dem Mann auf die Beine.

„Bringt mich zum Großen Rat!“, verlangt der Bote. Die Wächter schleppen ihn zum größten, prächtigsten Gebäude der Stadt. Nach einer Ewigkeit öffnet sich die Tür einen Spalt, eine Hand winkt die Besucher ins Innere. Keiner der Geister nimmt Notiz von mir, als ich mit hineinschlüpfe. Ich folge den Männern durch dunkle Gänge in einen großen Saal, in dessen Mitte eine wuchtige Tafel und dreizehn reich mit Schnitzereien verzierten Stühle stehen. Bedienstete eilen herum und zünden Lampen an. Im heller werdenden Lichtschein erkenne ich ein Podium, auf dem sich ein mit purpurnem Samt bezogener Thronessel befindet.

Der Bote wird zu einem etwas abseits stehenden Stuhl gebracht. Eine verhüllte Gestalt versorgt ihn mit

Essen und Trinken.

Nach und nach erscheinen Männer, deren Gewänder mit schimmernden Goldfäden durchwirkt sind, und nehmen an der Tafel Platz. Frauen und Männer in weniger prunkvoller Kleidung stellen sich auf Stufen, die an den Wänden entlang verlaufen. Erwartungsvolles Raunen füllt die Luft.

Als alle dreizehn Stühle besetzt sind, schließt sich die Tür. Aus dem Schatten hinter dem Thron tritt ein stattlicher Mann, dessen Umhang ganz aus Goldfäden besteht. Er hebt die Arme; gespannte Stille senkt sich herab. „Nun, Reitides, welche Nachrichten bringst du, dass du den Großen Rat zu dieser Stunde forderst?“

Der Bote tritt vor und verneigt sich tief. „Großer Rat, ehrwürdige Herren. Es sind furchtbare Nachrichten, die ich zu überbringen habe. Im Großen Becken gibt es kein Wasser mehr. Der Boden der Teiche hat sich in Stein verwandelt, kein Fluss, in dem noch ein Rinnsal fließt, keine Quelle, aus der auch nur ein Tropfen dringt. Die Weinstöcke sind verdorrt, die Bauern fort. Von den Bergen herab wälzt sich Sand.

Wir müssen fliehen! Müssen so schnell wie möglich weit in den Norden gehen, wo es noch Regen gibt.“

Reitides will weitersprechen, aber der Herr auf dem Thron gebietet ihm mit einer knappen Geste, zu schweigen. „Es ist nicht deine Sache, uns zu sagen, was wir tun sollen. Nun, die Herren des Rates?“

„Unsere Brunnen sind tief, die Zisternen voll“, sagt der erste Mann am Tisch. „Was soll uns schon passieren?“

„Wir haben gar nicht die Möglichkeit, wegzugehen, weil wir keine Transportmittel für unser Hab und Gut besitzen“, vermeldet der zweite.

„Wenn es regnet, ist der Fluss wieder voll.“

„Im Norden warten nur die Speerwerfer auf uns.“

So geht es weiter. Jeder der Herren am Tisch hat ein Argument für das Bleiben. Ich kann es nicht mit ansehen. „Auch eure Brunnen werden austrocknen! Es wird nicht regnen!“, schreie ich. „Ihr müsst hier weg!“

Niemand reagiert. Ungerührt sagt der dreizehnte Herr des Rates: „...gibt also keinen Grund, etwas zu unternehmen.“

Mir gegenüber wird es unruhig. In eine Gruppe einfach gekleidete Frauen kommt Bewegung. Eine von ihnen tritt vor. „Großer Rat, ehrwürdige Herren, darf ich etwas sagen?“

Der Große Rat auf dem Thron winkt gnädig.

„Es scheint nur so, als ob wir genug Wasser haben. Tatsächlich jedoch sind die Zisternen längst nicht mehr so voll wie sie sein müssten. Die Felder an den Rändern verdorren bereits! Drei Regenzeiten sind ausgefallen und seit einem ganzen Jahr hat der Fluss kein Wasser mehr. Ihr dürft euch dem nicht verschließen! Wir müssen gehen!“

„Wie willst du denn deinen Hausrat transportieren?“, fragt einer der Ratsherren. „Auf dem Buckel?“

Die Ratsherren lachen abfällig.

„Meine Herren!“, ruft der Große Herr von seinem Thron herab. „Wie lautet eure Entscheidung? Wollt ihr behalten, was ihr habt? Oder wollt ihr euer Hab und Gut den Räubern aus dem Süden überlassen?“

„Die sind längst tot“, wirft Reitides ein. „Auch wir werden bald verdursten.“

„Genug!“, ruft der Große Ratsherr laut. „Abstimmung. Meine Herren, wer ist dafür, dass wir bleiben?“

Dreizehn Hände fliegen in die Luft.

„Einstimmig.“

„Einstimmig für den Untergang!“, schreit Reitides. „Ich habe gesehen, wie im Osten und Süden alles vertrocknet, wie die Menschen sterben! Wir haben nur dann eine Chance, wenn wir sofort gehen.“

„Dir steht es nicht zu, etwas anzuordnen!“, wird er vom Thron her zurechtgewiesen. „Bringt ihn nach draußen und enthauptet den Aufwiegler!“

Schreie der Empörung werden laut. Die Frau von vorhin tritt wieder vor: „Blind seid ihr alle! Blind und nur auf eure eigene Bequemlichkeit bedacht! Wer schlau ist, der packe sein Bündel und mache sich auf den Weg in den Norden!“

„Schweig, Weib! Enthauptet sie als Warnung für alle Aufwiegler!“

Du meine Güte! Sind das brachiale Sitten! Kein Wunder, dass es hier so spukt.

Beinahe gegen meinen Willen folge ich der Prozession nach draußen. Trommeln dröhnen durch die Nacht. Auf einem Platz vor der Stadt strömen die Bewohner zusammen. Reitides und die Frau werden in die Mitte geführt, wo ein paar Blöcke liegen, die ich am Tage für Sitzgelegenheiten gehalten hatte. Nun sind es Richtblöcke, auf die die Verurteilten die Köpfe legen müssen. Ich möchte gern weglaufen, doch ich bin unfähig, auch nur einen Finger zu bewegen. Nur die Augen kann ich schließen, damit ich dieses unwürdige

Schauspiel nicht mit ansehen muss. Als die Richtschwerter sausen, trifft helles Licht meine Lider. Ich öffne die Augen und finde mich ganz allein auf dem Platz wieder.

Von Panik getrieben, drehe ich mich um die eigene Achse. Ich will in den Norden apparieren, in die Nähe des Soldatenlagers.

Etwas ist schiefgegangen. Ich drehe mich um mich selbst, drehe mich, drehe mich und drehe mich, werde durch einen feurigen Tunnel gepresst. Tauche in ein schwarzes Loch.

Vielleicht ist das das Ende.

Hoffentlich.

Wer wagt es, mal wieder einen Kommentar zu verfassen? Bitte, bitte!!!

Sandsteinwelt - 1

Die vierte Welt (Geschrieben unter dem Eindruck der Flut von 2013. Die zerklüftete Felslandschaft ist die Sächsische Schweiz in ?? Jahren [hoffentlich nie!!!], die Figuren stammen aus dem Star-Wars-Universum)

Ich sitze unter einem natürlichen Felsentor in grauem Sand, den Rücken an eine gelbgraue Gesteinswand gelehnt. Links und rechts rauschen graue Regenvorhänge herunter, von der Welt dahinter ist nichts zu erkennen.

Ich fühle mich ausgelaugt, zu Tode erschöpft und unendlich müde, bin kaum in der Lage, den kleinen Finger zu bewegen. Mein Kopf ist leer, jeder Gedanke löst sich auf, ehe ich ihn auch nur halb gedacht habe. Verloren starre ich in den Regen. Die Regenschnüre verschwimmen, verschmelzen mit der Felswand, bilden flimmernde Wirbel.

Stunden später – oder Tage? – liege ich im Sand. Vor meinen Augen laufen Ameisen hin und her. Sie schleppen alle etwas – Tannennadeln, kleine Holzstückchen, Blattreste. Das Gewimmel erinnert mich an die Felder und Wiesen von Sir Featherline zur Erntezeit. Der Großgrundbesitzer schaffte es jedes Jahr aufs Neue, nahezu alle Bewohner der umliegenden Dörfer als Erntehelfer zu bekommen, ob die Leute nun seine dienstverpflichteten Pächter waren oder freie Kleinbauern. Selbst dreijährige Kinder mussten mitmachen und vergessene Grashalme oder liegengebliebene Kartoffeln einsammeln. Lohn bekamen freilich nur die Erwachsenen. Featherline, der sich mit „Lord“ anreden ließ, obwohl er keiner war, ritt den ganzen Tag umher und passte auf.

Meine Großtante, die einmal kam, um ihre Schwester zu besuchen und dabei den Lord zu Gesicht bekam, meinte, seine Tage wären gezählt. Alle haben gelacht; Featherline sah aus wie die Gesundheit in Person. Doch Tantchen Martha sollte Recht behalten, nur Wochen nach diesem Besuch fiel Sir Featherline tot vom Pferd.

Alle hofften, dass die Schinderei nun vorbei war, doch Lady Featherline trieb die Leute noch schlimmer an als zuvor ihr Mann, bis ihr eine vom Mut der Verzweiflung getriebene Magd Feuer unters Bett machte.

Etwas sticht mich in den Handrücken. Eine Ameise hat zugebissen. Ich habe keine Kraft, das Tierchen abzuschütteln. Die große schwarze Ameise ist das letzte, was ich sehe.

Keine Ahnung, wie lange ich geschlafen habe, bewusstlos war oder unterwegs im Raum zwischen Leben und Tod. Das goldene Licht kommt jedenfalls von der realen Sonne und die leise Musik stammt von echten Vögeln, die in der Nähe singen. Ich liege noch immer unter dem grauen Felsentor. Warum konnte ich nicht in jenem Traumland bleiben?

Ich war im Gebirge unterwegs, talaufwärts. Man hatte mir gesagt, weiter oben im letzten gastlichen Haus würde ich finden, was ich suche. Anfangs glaubte ich, dass es jenes enge, tiefe Tal in der Schweiz war, das ich einst gemeinsam mit Patrick durchwandert hatte, dieses traumhafte Fleckchen Erde, wo Wasserfälle hoch oben über die Kante von steilen Felswänden stürzten und auf dem Weg nach unten zerstoßen. Das Tal, in dem ich mich in meinem Traum befand, war jenem ähnlich, aber es war um vieles schöner. Auf halber Höhe hatte man ein Plateau aus dem Felsmassiv gehauen und darauf Gebäude errichtet. Die Wässer flossen mitten hindurch, um anschließend in Stufen lieblich zu Tale zu plätschern, vorbei an üppigen, unglaublich grünen Pflanzen. Die weiten Räume waren hell und luftig, geschmückt mit wunderschönen Bildern und Wandteppichen. Balustraden und Säulen waren aus Stein gemacht, doch wirkte alles so leicht und luftig wie Seide. Von Ferne klang Musik, Flöten und Gesang, ruhig und getragen, voller Leben. Ich konnte ungehindert umherwandeln, niemand war zu sehen. *)

Patrick war nirgends zu entdecken. Ein Mann kam mir auf einem schneeweißen Pferd entgegen. Für einen Moment glaubte ich, es sei Patrick, doch ich hatte mich getäuscht, es war nicht Patrick und es war auch kein gewöhnlicher Mann. Vielleicht war er Herrscher, jede einzelne seiner geschmeidigen Bewegungen wirkte vornehm und strahlte natürliche Autorität aus. Der Fremde war groß und schlank, trug schlichte, aber sehr edle Kleider aus einem Tuch, das ich noch nie gesehen habe. Sein seidig-glattes, nach hinten gekämmtes Haar

wurde von einem schmalen Goldreif gehalten. Der Herr sprach nicht, er sah mich nur an. Ich wurde von seinem Blick aufgesogen, versank förmlich in den schwarzen Augen und wünschte mir, ich könnte für immer dort bleiben und die Schönheit betrachten.

Doch ich bin hier wieder aufgewacht, liege da und fühle mich betrogen.

Mir bleibt wohl nichts anderes übrig, als aufzustehen und mich auf die Suche nach etwas Essbarem zu machen oder nach einer Stelle, von der aus ich mich zu Tode stürzen kann.

Auf der einen Seite des Tores finde ich einen großen Platz, dort steht ein Haus. „Gasthaus“ kann ich die Schrift an der Wand gerade noch erkennen. Ich eile darauf zu, doch ich werde enttäuscht. Das Gasthaus ist geschlossen und das nicht nur, weil ausgerechnet heute Ruhetag ist. Überhaupt sieht es aus, als wäre schon ewig kein Mensch mehr hier gewesen.

Ich scheine mich irgendwo weit oben zu befinden, das Gelände ringsum ist abschüssig. Ein Weg führt den Berg hinunter; Bäume liegen kreuz und quer darüber, so weit das Auge reicht. Dieser Pfad ist für mich im Moment unpassierbar; lange Schatten künden das Hereinbrechen der Nacht an.

Notgedrungen kehre ich um. Auf der anderen Seite des steinernen Tores ist ein schmaler Sims. Das verfallende Holzgeländer bietet keinesfalls Halt. Ein verwitterter Pfeil zeigt nach rechts. Vorsichtig taste ich mich an der Wand entlang und finde einen schmalen Durchschlupf. Im Licht meines Zauberstabes entdecke ich, dass der Gang nach ein paar Schritten links abbiegt. Der Boden sieht aus, als wäre er von unzähligen Füßen ausgetreten. Die Steinstufe, über die ich in die kleine Höhle gelange, hat eine Kuhle.

Durch ein Loch in der Felswand sehe ich eine Gewitterwolke, die rasch größer wird und näherkommt. Schon grollt es in der Ferne, so dass ich beschließe, in dem Loch zu bleiben.

Es wird eine unruhige Nacht. Bald nachdem sich das Gewitter verzogen hat, höre ich Schritte, in deren Rhythmus Metall klappert, dazu Männerstimmen: Reden, Lachen, Schimpfen. Schläge, Stöhnen, Fluchen.

Eine Weile ist es ruhig, dann sind wieder Männer unterwegs. Leiser diesmal, ungleichmäßige Schritte, huschend, schleichend, keine Gespräche. Ein Ast knackt überlaut, der darauffolgende Fluch bricht in der Mitte ab. Ein unheimliches, pfeifendes Jaulen ertönt, ein Schrei, etwas raschelt, etwas fällt, dann ist es lange still.

Am Morgen krieche ich aus dem Loch und spähe über den Rand des Simses. Es geht weit hinunter. Unten gibt es ein paar nackte Felsen, wenn man dort gut aufschlägt, bricht man sich das Genick.

Nur Sekunden später stehe ich am Fuß der Felswand und wundere mich ein wenig. Statt eines beherzten Kopfsprunges habe ich einen magischen Hüpfen gemacht und bin ganz sanft mit den Füßen zuerst auf dem Boden aufgekommen. Seufzend mache ich mich auf den Weg ohne Ziel, ich laufe einfach der Nase nach bergab.

Es ist noch sehr früh am Morgen, der Boden unter meinen Füßen fühlt sich kalt und feucht an, die Sonne geht gerade erst auf. Eine Amsel fliegt laut schimpfend von ihrem Ast auf, vor Angst oder Ärger kackt sie im Flug. Ich kümmere mich nicht um den Klecks auf meinem Busen, stolpere weiter durch das Unterholz, bemüht, so viel Raum zwischen mich und das Felsentor zu bringen wie möglich. Meine Angst ist irrational, das weiß ich; ich war völlig allein dort oben. Dennoch rase ich bergab. Ich kämpfe mich durch das Unterholz, bleibe hängen, stolpere, bekomme Zweige ins Gesicht. Erst als ich einen Wildwechsel erreiche, komme ich besser voran.

Hinter einer Biegung schimmert etwas Helles im Gebüsch. Dass das kein Stein ist, sehe ich auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick denke ich, dass es Patrick ist, der dort zwischen den Büschen liegt. Ich riskiere einen dritten Blick. Der Mann ist viel größer und massiger als Patrick, mit nichts bedeckt als gekräuselten rotblonden Haaren und hat ein ziemlich großes Loch im Hinterkopf. Spuren ringsum verraten, dass zwei stiefeltragende Männer den Toten entkleidet haben, sie sind anschließend nach rechts gegangen. Schaudernd wende ich mich nach links.

Ein Fehler, wie sich nach wenigen Schritten herausstellt. Den steilen Weg herauf kommen keuchend drei Männer in enganliegender schwarzer Kleidung mit glänzenden Helmen auf dem Kopf, gewehrähnliche Dinger griffbereit. Dummerweise ist der Wald hier so licht, dass ich nicht anders kann als mich seitlich davonzumachen. Nicht schnell genug, wie ein erschrockener Ausruf erkennen lässt: „Da! Ein Gespenst!“

„Quatsch!“, lacht einer der Männer, „es gibt keine Geister.“

„Da wär ich mich nicht so sicher. Es gibt jede Menge Geschichten über Geräusche und Erscheinungen zwischen den Felsen. Irgendwas Wahres muss doch daran sein.“

„Diebe und Schmutzler, weiter nichts!“, mischt sich der dritte ein. „Kommt weiter und seid leise, für den

Fall, dass noch jemand in der Nähe ist.“

„Die sind über alle Berge, darauf verwette ich mein Ersatzknie.“

Schweigend, aber nicht weniger schnaufend stapfen die drei weiter bergan. Ich atme auf, sie haben mich vergessen. Mit Patrick an meiner Seite wäre das nicht passiert, er hätte mich rechtzeitig hinter einen Baumstamm geschoben und mit einem Tarnzauber belegt. Ich fühle mich hilflos, schutzlos, ausgeliefert.

Vielleicht finde ich weiter unten im Tal Häuser, Menschen, Essen. Leise gehe ich weiter. Nichts ist zu hören, bis unter meinem Fuß ein Ast knackt, laut wie ein Schuss. Ich werfe mich zu Boden. Drei Sekunden später knallt und pfeift es um mich herum, ein Geschoss schlägt in den Baumstamm neben mir.

Ich bin aber auch blöd! In meinem weißen Kleid bin ich selbst hier im Wald bestens zu sehen, die perfekte Zielscheibe. Ich bleibe einfach liegen und tarne mich mit einem Desillusionierungszauber. Die Männer, leiser diesmal, kommen näher. Als einer beinahe auf mich tritt, bleibt mir nichts anderes als mich zu verwandeln und sichtbar zu werden. Fauchend springe ich mit ausgestreckten Fingern auf den Mann zu, treffe ihn am Helm und rase im Katzensgalopp bergab. Leuchtende Spuren zischen beängstigend nahe an meinem Kopf vorbei.

*) Das ist natürlich Bruchtal aus Mittelerde

Sandsteinwelt - 2

Inzwischen wieder als Mensch hetze ich den Berg hinab, getrieben von panischer Angst, obwohl längst niemand mehr auf mich schießt. Mein Kleid hat sich von selbst aufgerollt und in einer dicken weißen Wurst um die Oberschenkel gelegt, so dass es mich beim Rennen nicht behindert. Es ist ein Wunder, dass ich bei der wilden Jagd nicht gestürzt bin.

Erst als ich keine Luft mehr bekomme, bleibe ich stehen. Unter mir ist schon der Talgrund zu sehen, ein Bach und daneben eine Straße.

Mein Atem beruhigt sich langsam, aber die Angst vergeht nicht.

Diese Männer, diese Waffen, diese Geschosse – alles war so fremd und seltsam.

Solche Angst habe ich nicht einmal damals verspürt, als uns die schwarzen Gestalten gejagt haben. Aber da war Patrick bei mir, er wusste, was zu tun war, würde uns sicher rausbringen. Das habe ich geglaubt bis zu dem Augenblick, da sein Leichnam von den schwarzen Gestalten weggeschleppt wurde.

Seitdem muss ich allein zurechtkommen.

Das kann ich nicht.

Das will ich nicht.

Warum zum Kuckuck habe ich mich da oben nicht erschießen lassen? Warum bin ich fortgelaufen?

„Selbsterhaltungstrieb“, kommt eine Stimme von irgendwoher. Ein glucksendes Kichern folgt. Alarmiert schaue ich mich um. Unten im Bach steht ein weißes Einhorn. Ob es smaragdgrüne Augen hat, kann ich nicht erkennen, es kehrt mir das Hinterteil zu. Elegant setzt es sich in Bewegung, klettert aus dem Bach, geht ein paar Meter die Straße entlang und verschwindet dann rechts in einem Durchgang.

Widerstrebend setze auch ich mich in Bewegung, will dem Einhorn folgen und auch wieder nicht. Erst jetzt bemerke ich, dass der Pfad, auf dem ich mich befinde, früher einmal ein breiter Wanderweg gewesen sein musste, jetzt war er halb zugewachsen. Einst hatte ein Steg über das Flüsschen geführt, jetzt musste man mit einem grob behauenen Baumstamm vorlieb nehmen. Auf der anderen Seite stand ein verwitterter Wegweiser.

Auf der Straße war schon lange nichts mehr gefahren, der Regen hatte tiefe Furchen ausgespült. Nur Fußabdrücke waren zu erkennen, Stiefel mit grobem Profil. Ich wende mich bachabwärts, irgendwohin wird die Straße schon führen. An der Stelle, an der das Einhorn verschwunden ist, halte ich unschlüssig inne und überlege, was ich tun soll.

Die Entscheidung wird mir abgenommen, als ich Hufgetrappel höre. Rasch springe ich rechts in den Wald und verberge mich hinter einem dicken Baumstamm. Diesmal denke ich daran, mich unsichtbar zu machen. Genau an der Stelle, an der ich abgebogen bin, scheut das Reittier, ein hochbeiniges Wesen mit dickem Straußenkopf und gefiedertem Rumpf auf Elefantenfüßen. Der Reiter, der einen schwarzen Umhang mit Kapuze trägt und scheinbar unbewaffnet ist, hat Mühe, sich im Sattel zu halten. Er schaut sich um und späht auf den Boden. In dem Moment erkenne ich meinen Fehler und lasse rasch die Abdrücke meiner bloßen Füße verschwinden. Der Fremde springt von seinem Tier, das nervös zu tänzeln beginnt wie ein Pferd, hockt sich hin und kratzt sich hinterm Ohr. Dann richtet er sich auf und geht mir nach.

Trotz seiner Stiefel bewegt sich der Mann geräuschlos auf dem Waldboden. Ich sehe kurz sein Gesicht unter der Kapuze und schlage die Hand vor den Mund, um nicht laut zu schreien. Das Gesicht hat nichts Menschliches. Überall wachsen Huckel mit roten Kuppen aus schwarzer, ledriger Haut.

Mein Herz rast.

Ein paar Schritte von mir entfernt zieht sich wie ein helles Band ein breiter Sandstreifen durch den Wald. Wer darüber geht, hinterlässt zwangsläufig Spuren. Bis dorthin schleicht das Wesen, äugt bald in den Wald, bald auf den Boden, sucht den Sand ab. Dann dreht er um und kehrt zu seinem Pferd zurück. „Verdammt und zugenäht!“, murmelt er vor sich hin, „das gibt’s doch nicht. Die Liese scheut doch sonst nicht, wenn keiner da ist und den Fußabdruck hab ich doch gesehen! Oder nicht?“ Er kratzt sich wieder dort, wo Menschen das Ohr haben, dann holt er eine Flasche hervor und trinkt, rülpst, stöhnt, wischt sich den Mund ab und flucht erneut.

Ich vergehe fast vor Angst.

Der Fremde zieht sich die Kapuze so tief ins Gesicht, dass kaum mehr die orangefarbenen Augen zu erkennen sind und verlässt ununterbrochen fluchend den Wald. Sein Tier vorn auf der Straße kollert wie ein Truthahn.

Ich habe plötzlich keine Lust mehr, die Straße hinunter zu laufen. Bisher bin ich nur Gestalten begegnet, die mir alles andere als vertrauenswürdig erschienen.

Ich überquere den Sandstreifen und lösche hinter mir die Fußspuren. Nun erkenne ich einen schmalen Pfad, der zu einer hohen Felswand führt und sich daran entlang nach rechts schlängelt. Helle Stellen auf den im Weg liegenden Steinbrocken lassen erkennen, dass er benutzt wird. Nach vielen Windungen geht es durch eine Felsspalte in die Wand hinein. Dort befindet sich ein natürlicher Hohlraum und darin finde ich jede Menge Lebensmittel.

Gewiss habe ich nicht mehr lange zu leben, wenn der Besitzer der Vorräte auftaucht und mich findet. Doch so laut, wie mein ängstliches Herz pocht, werde ich niemanden hören, der durch den Sand läuft. Plötzlich knurrt mein Magen ganz laut; ich schiebe alle Bedenken beiseite und bediene mich. Einen Sack Mehl stopfe ich in mein Pompadour, dazu einen Beutel Trockengemüse und zwei Büchsen mit Fleisch. Dann sehe ich zu, dass ich wegkomme. Ich wage nicht, den Weg zurückzugehen, sondern laufe durch den Wald nach unten ins Tal.

An einer Quelle unweit der Straße halte ich an und trinke. Das rettet mich, denn auf der Straße kommt eine Schar – tja, was eigentlich? – anmarschiert. Sind das Affen? Hunde? Bären? Yetis? Sie haben von allem etwas, ihr langes zotteliges Fell schimmert in allen möglichen Gold- und Brauntönen. Sie tragen Gürtel mit seltsamen Werkzeugen oder Waffen und Patronengurte über breiten runden Schultern.

Gerade noch rechtzeitig denke ich daran, mich unsichtbar zu machen. „Dorr!“, ruft einer mit grollender Stimme und zeigt mit einem krallenbewehrten Finger direkt auf mich. Der größte Kerl, dessen Gürtel rot gefärbt ist, während die anderen blaue haben, fragt: „Was ist denn, Hänschen? Siehst du etwa wieder grüne Weibchen?“

„Da war was weißes. Aber jetzt ist es weg. Hab mich wohl getäuscht.“

„Die Prinzessin war nie auf diesem Planeten und den Stützpunkt haben die Rebellen längst geräumt. Und jetzt kommt, Wookies, wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

Die Pelzträger setzen sich in Bewegung, sie laufen geschmeidig im perfekten Gleichschritt, der Rotgürtel vorneweg.

Zitternd bleibe ich in meinem Versteck, bis ich sehe, dass die Truppe auf der anderen Talseite aufwärts steigt. Nur gut, dass die mir nicht schon vorhin begegnet sind, als ich auf dem alten Wanderweg abwärts gehetzt bin. Vermutlich wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als zu apparieren. Eine äußerst riskante Sache, wenn man das Ziel nicht kennt. Die Geschichte von dem Verwandten, der sich auf einer Auslandsreise auf eine Wette mit einem reichen Muggel eingelassen hatte, wer wohl als erster den nächstgelegenen Ort erreichen würde – der Muggel in der Kutsche oder der Zauberer zu Fuß, machte auf jeder Familienfeier der McGonagalls die Runde. Dieser Urgroßonkel von Patrick wollte natürlich den Muggel austricksen und schlug sich seitlich ins dichte Unterholz, um zu apparieren, während der Muggel mit seiner von vier kräftigen Pferden gezogenen Kutsche auf guter Straße nur geradeaus fahren musste. Pech für den Zauberer, dass er die Gegend nicht kannte und genau auf die Bienenstöcke eines Imkers gekracht war...

Wenn man den Berichten glauben durfte, war Old Seamus nicht nur von oben bis unten zerstoßen gewesen, sondern auch voller Beulen und blauer Flecke, weil ihn der Besitzer der Bienen nach allen Regeln der Kunst verdroschen hatte.

Ich wüsste nicht einmal, wo der nächste Ort liegt, mir wäre als Apparierziel nur dieser Felsdurchgang oder das verlassene Gasthaus geblieben, beides Orte, vor denen ich mich furchtbar fürchte.

Vor Angst und Verwirrung zitternd, den Zauberstab fest in der schweißfeuchten Hand, wende ich mich talabwärts. Irgendwie jagt mir hier alles Angst ein, die merkwürdige Umgebung mit den seltsamen Sandsteinformationen und erst recht die Wesen, die hier leben. Ich muss weg!

Eine Amsel scharrt am Straßenrand und zerrt einen Regenwurm aus der Erde. Ein vertrautes Bild, ein beruhigendes Bild.

Parallel zum Bach windet sich die Straße, die einmal gut befestigt gewesen sein muss; hier und da sind noch ordentlich gepflasterte Flächen zu erkennen. Doch das meiste ist kaputt, ausgespült von Wassermassen.

Ab und an komme ich an verfallenen Gebäuden vorbei. Ich erkenne das Skelett eines Mühlrades neben einem zusammengebrochenen Haus und hoffe, dass es Spuren menschlichen Lebens sind.

Ich fühle mich beobachtet; mir bricht erneut der Schweiß aus. Trotzdem zwingt mich, gleichmäßig zu laufen. Man darf mir die Angst nicht anmerken. Das hat Patrick auch immer gesagt. Oder war es sein Vater?

„Angst hat man manchmal. Aber man darf diese Angst nicht zeigen. Man muss sie bekämpfen, darf nicht vor dem flüchten, was einem Angst macht.“ Schön und gut, dennoch würde ich jetzt nichts lieber tun als mich irgendwohin zu verkriechen und darauf zu warten, dass dieser Alptraum aufhört.

Etwas sticht mich am Arm, es tut höllisch weh. Ich erschlage das Tier, eine ausgewachsene Bremse. Auch das noch. Jetzt habe ich die Gewissheit, dass das hier kein schlechter Traum ist. Es ist miserable Realität und mir bleibt nichts weiter zu tun, als eine Stelle zu suchen, von der ich sicher in den Tod springen kann. Es muss mir doch gelingen, bei Merlins Gürtelschnalle!

Die Sonne steigt am Himmel auf, erreicht den Mittagspunkt und sinkt wieder. Ich laufe, bis ich vor Erschöpfung wanke und bunte Kreise vor meinen Augen tanzen. Ich weiß es, Patrick hat es mir immer wieder eingeschärft: man darf sich nicht völlig verausgaben, muss noch Kraft übrig behalten für den Rückweg. Dabei war er es, der schlapp gemacht hat damals, als wir auf den Eiger gestiegen sind. Ich hatte ausnahmsweise einmal Bedenken angemeldet, wollte hochfliegen. „Kommt nicht in Frage!“, hatte Patrick entschieden abgelehnt. „Wir laufen hoch, ich habe mir alles angesehen, es ist überhaupt kein Problem. Schließlich wollen wir nicht die Nordwand hoch.“

Die italienischen Bergsteiger in der Hütte haben uns für verrückt erklärt und wollten uns von unserem Vorhaben abbringen. Aber die konnten ja nicht ahnen, dass unsere leichten Rucksäckchen von warmer Kleidung und Essen über Zelt und Schlafsäcke bis hin zu Steigeisen, Eispickel und Seilen alles enthielten, was man für eine solche Bergtour brauchte.

Anfangs meckerte Patrick, weil ich viel zu langsam ging, doch ich antwortete ihm mit seinen eigenen Worten: „Besser langsam gehen und ankommen, als losrennen und kurz vor dem Ziel schlapp machen.“

Kurz vor dem Gipfel begann Patrick verdächtig zu schnaufen; alle drei Schritte blieb er stehen. Ich schlug vor, das letzte Stück im Magischen Sprung zu überwinden, doch er sagte: „Ich will da hoch laufen. Wenn du es nicht schaffst, kannst du ja hier warten.“

Also stapften wir weiter, erreichten den Gipfel und begannen gerade mit dem Abstieg, als die staunenden Italiener kamen.

Sie waren gerade außer Sicht- und Hörweite, als Patrick in den Schnee plumpste, zu zittern begann und wirres Zeug redete. Als kluge Hexe hatte ich für solche Fälle immer ein paar Ampullen Maybeer's Krafttropfen dabei. Ich brach eine davon auf und flößte Patrick den Inhalt ein. Als die Wirkung einsetzte, kettete ich ihn mit Seil und Fluch an mich und führte ihn bergab.

Die Nacht verbrachten wir auf einem Felsbuckel am Rand des Gletschers im Zelt. Ich hätte nicht gewusst, wie ich den Leuten in der Hütte hätte erklären sollen, dass mein Freund nur noch Schimpansenlaute von sich gab.

Patrick hat diesen Vorfall nie wieder erwähnt, mir gegenüber nicht und zu Fremden sagte er erst recht kein Wort, wenn er wieder einmal mit seiner Eiger-Besteigung prahlte. Maybeer's Krafttropfen hatte ich weiterhin immer dabei, gebraucht haben wir sie nie mehr. Man teilt sich eben die Kraft ein.

Doch das hier ist etwas anderes. Ich habe kein Ziel, das ich erreichen will oder muss, für mich gibt es keinen Rückweg. Ich werde getrieben von der durch nichts zu begründenden Furcht, dass etwas Schlimmes über mich hereinbricht, sobald ich aufhöre zu laufen.

Es donnert. Vor mir, dort wo ich das Ende des Tales vermute, scheint noch die Sonne, doch hinter und über mir ballen sich dicke schwarze Wolken. Windböen künden an, dass es hier bald richtig zur Sache geht. Ich brauche dringend einen trockenen Unterschlupf.

Mit von Kopf bis Fuß schmerzbrennenden Gliedern erreiche ich einen unkrautüberwucherten ebenen Platz, an dessen Ende ein zerbeultes Vehikel steht, das mir schon deshalb Furcht einflößt, weil es so fremdartig aussieht, ganz anders als alles, was ich bisher gesehen habe. Trotzdem gehe ich darauf zu. Sollte jemand darin sein, mich als Feind betrachten und erschießen – umso besser.

Doch da ist niemand. Die Tür hängt schief in den Angeln und lässt sich nicht bewegen. Das beruhigt mich ein winziges bisschen, sie kann nicht zuschlagen und mich einsperren. Ich hole tief Luft, steige ein und finde mich in einem Vorraum wieder mit Türen und Klappen. Ich zittere, ein bisschen vor Erschöpfung und ganz sehr vor Angst. Mein Zauberstablicht bebt mit der Hand, die es hält, was die ganze Sache nicht leichter macht. Patrick hätte jetzt garantiert einen Zauber, er hatte immer einen passenden Spruch parat. Aber mein Gehirn ist leer, ausgebrannt.

Eine Klappe hängt schief an nur einem Scharnier. Dahinter muss sich wohl ein Sicherungskasten befunden

haben, aber er ist ausgeschlachtet. Ein einzelner Knopf baumelt an einem losen Draht. Das beruhigt mich schon mehr; das Vehikel ist kaputt. Ich öffne eine Klappe nach der anderen, die Fächer dahinter sind allesamt leer.

Links führt ein Durchgang in etwas, das wohl einmal der Führerstand war. Auch hier ist alles herausgerissen. Auf einem Schaltpult ohne Schalter klebt ein zerschmolzenes Etwas. Eine dunkelgraue Ecke lässt erkennen, dass es einmal etwas Technisches war. Auf dem Boden liegt ein abgebrochener Schraubenkopf; vermutlich waren einst drei Sitze am Boden festgeschraubt.

Ich gehe zurück in den Vorraum und öffne die beiden Türen, die sich links und rechts des Sicherungskastens befinden. Dahinter sind kleine Kabuffchen mit einer wunderbar weichen Liege und etlichen leeren Fächern in den Wänden. Ich wähle die Kabine, bei der sich die Wand von der Decke gelöst hat und die dadurch Frischluftzufuhr hat. Auf einem schwebenden Feuerchen bereite ich mir etwas von der gestohlenen Nahrung zu, esse und sinke dann auf die Liege.

Trotz des Gewitters, das im Tal tobt, schlafe ich sofort ein.

Sandsteinwelt - 3

Als ich erwache, fühle ich mich nicht weniger erschöpft als am Abend. Die Nächte sind hier so furchtbar warm, dass einem allein von unbewegtem Daliegen Ströme von Schweiß den Körper hinunterlaufen. Einen Schutzzauber gegen blutsaugende Insekten aufrechtzuerhalten, kostet jede Menge Kraft und dazu kommt noch, dass ich auf der Hut sein muss in dieser Gegend, in der es vor komischen, feindlichen Kreaturen nur so zu wimmeln scheint. Mehr als nur einmal habe ich in der Nacht Schritte von zweibeinigen Wesen und Metallklirren gehört.

Im Moment ist die Luft etwas besser. Vorsichtig spähe ich aus dem Vehikel heraus in alle Richtungen, aber zur Zeit nähert sich nichts.

An einer klaren, ruhigen Stelle im Fluss wasche ich mich und schwenke auch mein Kleid durchs Wasser. Der Vogeldreck von gestern war zwar heute Morgen weg, aber da ich im Kleid geschlafen habe, stinkt es nach Schweiß.

Nach einem knapp bemessenen Frühstück mache ich mich wieder auf den Weg, folge der alten Straße flussabwärts. Die Sonne brennt mir auf den Kopf, schon nach wenigen Minuten triefe ich wieder. Unnatürlich still ist es, ich höre kaum einen Vogel, nur dann und wann brummt ein Insekt. Die werden immer reichlicher, je weiter ich talabwärts gelange. Der Fluss nimmt jetzt fast das ganze Tal ein, nur die Straße ragt noch heraus.

Schließlich weichen die Felsen zurück und ich stehe am Rand einer Menschenstadt. Einer verlassenen Menschenstadt. Dächer gibt es praktisch nicht, die Fenster sind schwarze Löcher, an den Wänden prangen riesige Pilze. Hier und da zeugt ein schlammbedeckter Schutthaufen davon, dass dort einst ein größeres Gebäude stand. Durch die schmalen Straßen wälzt sich graugrüne Brühe.

An ein Weiterkommen ist hier nicht zu denken. Vorhin bin ich an einer Treppe vorbeigekommen, dorthin kehre ich jetzt zurück und steige vorsichtig nach oben. Einige Steine wackeln, alles ist glitschig, aber ich komme heil oben an. Der Ausblick lässt mich erschauern. Wohin ich auch schaue, Wasser. Nichts als träge fließendes, schmutziges Wasser. Nirgendwo ein Weg. Nirgendwo ein noch so winziges Zeichen menschlichen Lebens.

Für einen Moment ziehe ich in Erwägung, einen Kopfsprung in die Tiefe zu machen. Wenn ich genau wüsste, dass ich mir beim Aufprall das Genick breche, würde ich es tun. Doch ich zweifle daran, fürchte, dass ich einfach nur davongetragen und ins Meer getrieben werde.

Ich versuche, oben auf den Felsen weiterzukommen. Vergeblich, nach ein paar Schritten stehe ich vor einem Abgrund, den ich noch im magischen Sprung überwinden kann, doch nach hundert weiteren Schritten ist Schluss. Diesmal kann ich nicht erkennen, was mich auf der anderen Seite erwartet. Frustriert appariere ich zum Fuß der Treppe und atme auf, als ich feststelle, dass ich immer noch allein bin. Mir bleibt nun doch nichts anderes übrig, als talaufwärts zu gehen.

Es ist erst Mittag, aber schon ballen sich dunkle Wolken. Das Vehikel ist die einzige Unterschlupfmöglichkeit, also appariere ich dorthin. Am Rande des Platzes bleibe ich stehen und sehe mich um. Irgendwie habe ich schon wieder das Gefühl, beobachtet zu werden. Für den Bruchteil einer Sekunde meine ich, in einem Gebüsch Augen zu sehen, doch als ich nachschaue, ist dort nichts, auch keine Spuren auf dem weichen Boden. Da fällt mir auf, dass ich schon lange keinen Vogel mehr gehört habe, selbst die Insekten sind weg. Es ist unerträglich schwül, ich habe das Gefühl zu ersticken, sobald ich mich schneller als im Schneckentempo bewege.

Donner grollt. Ich schaffe es gerade noch in das Vehikel, dann bricht draußen die Hölle los. Eiergroße Hagelkörner prasseln auf das Dach wie Kanonenkugeln. Ein roter Blitz zischt auf der gegenüberliegenden Talseite entlang. Mir wird angst und bange. Zitternd hocke ich auf der Pritsche, stundenlang. Der Hagel geht in einen ordentlichen Regen aus tiefhängenden Wolken über, es schüttet wie aus Eimern und bald steht Wasser auf der ebenen Fläche. Der Fluss schwillt an und steigt über die Ufer.

In der Nacht zwingt mich, regelmäßig aufzustehen und nachzuschauen. Es regnet ununterbrochen, dort wo die Straßengräben waren, rinnen braune Bäche, von der Straße ist nicht mehr viel übrig. Lange vor dem Morgengrauen halte ich es für geraten, mein Quartier zu verlassen. Das Vehikel neigt sich bedenklich zur Seite, das Wasser fließt bereits über den Platz.

Ich raffe mein Kleid bis zu den Knien und patsche los. Zu hören ist nichts als das Prasseln der

Regentropfen und das Gurgeln der immer weiter anschwellenden Bäche. Ich komme wieder an der Mühlenruine vorbei, vom Mühlrad ist nichts mehr zu sehen. Ich muss raus aus dem Tal, aber wo? Nach rechts kann ich nicht, dort ist der reißende Fluss. Doch so oft ich auch versuche, nach links einen Hang hinaufzuklettern, scheitere ich nach ein paar Schritten an einer Felswand. Allmählich werde ich panisch.

Mein Herz bleibt fast stehen, als ich das Rumpeln höre. Es poltert laut und lange, nicht weit von mir entfernt fallen Steine zu Tal, große Steine, viele Steine, von weit oben. Ich haste weiter, schaue mich panisch nach einer Fluchtmöglichkeit um. Nach ein paar Minuten fällt mir auf, dass der Bachpegel rasch fällt. Das kann nur eines bedeuten: der Felssturz hat das Tal versperrt. Mir wird ganz mulmig bei dem Gedanken, was wohl passiert, wenn das Wasser durchbricht. Trotzdem renne ich weiter talaufwärts, die Ohren aufgesperrt, um beim kleinsten Anzeichen einer Flutwelle sofort zur Seite wegzuspringen.

Ich laufe, bis mir die Lungen so brennen, dass ich stehenbleiben muss. Zu hören ist nichts als das Rauschen des Regens und mein Keuchen. Die Zunge klebt am Gaumen, ich muss dringend trinken. Das ist überhaupt kein Problem, ich brauche nur mit den Händen eine Schale zu formen.

Von irgendwoher pfeift etwas, kein Vogel. Ich gehe instinktiv unter einem Baum in Deckung und spähe nach oben, kann aber außer grauen Regenschnüren nichts erkennen. Als ich meinen Blick wieder auf die Straße richte, entdecke ich eine dünne smaragdgrüne Linie, die nach links oben führt. Ohne darüber nachzudenken, warum, folge ich der Linie. Sie führt mich im Zickzack aufwärts, um Felsbrocken und abgknickte Bäume herum. Immer höher steige ich und irgendwann bin ich so weit oben, dass ich den Felssturz sehen kann. Ein riesiger Pfeiler ist abgebrochen und hat auf dem Weg ins Tal Bäume, Büsche und Erde mitgenommen. Daraus hat sich eine quer über das ganze Tal verlaufende Staumauer gebildet. Und an dieser Staumauer sind zwei Gestalten in olivgrünen Overalls zu sehen. Sie klettern darauf herum. Über ihnen schwebt eine graue pfeifende Kugel. Die Leute rufen sich etwas zu; aus der Entfernung kann ich nichts verstehen. Einer hebt den Arm und die beiden werden in die Kugel gezogen. Die fliegt beiseite und nach ein paar Sekunden explodiert der Damm. Wasser und Geröll ergießen sich talabwärts. Nur gut, dass ich nicht mehr da unten bin, ich hätte wahrscheinlich keine Zeit gehabt, mich in Sicherheit zu bringen.

Schade.

Als ich mich wieder umwende, ist die grüne Linie verschwunden, dafür erkenne ich ein paar Schritte weiter vorn unter einer herunterhängenden Birke Pflastersteine. Eine Straße! Es ist ein eigenartiges Pflaster. Graue, marmorierte, glatte, s-förmige Steine sind so perfekt aneinander gepasst, dass kaum Fugen erkennbar sind und die Oberfläche ist glatt wie geschliffen.

Obwohl nur noch an wenigen Stellen diese Pflastersteine zu sehen sind, kann ich den Verlauf der Straße noch gut erkennen. Endlich komme ich aus diesem verwunschenen Tal heraus!

Der steile Hang geht irgendwann in eine Hochebene über, der Wald lichtet sich, es gibt mehr Büsche als Bäume. Nass ist trotzdem alles. Hinter einer verfallenen Mauer aus Natursteinen sehe ich einen völlig verwilderten Garten und darin ein massives, modernes Gebäude aus Stahl und Glas mit intaktem Dach. Im Inneren erkenne ich Möbel und vertrocknete Topfpflanzen. Hier lebt niemand mehr. Ich suche die Tür und habe das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich strenge mich an und schaue mich um, aber weder sehe noch höre noch spüre ich jemanden. Allerdings gibt mir zu denken, dass die Zufahrt intakt und frei von Unkraut ist.

Was würde Patrick jetzt an meiner Stelle tun? Hineingehen? Einen anderen Unterschlupf kann ich weit und breit nicht finden, also – was soll's? Und falls hier doch jemand ist und mir den Garaus macht – umso besser. Ein letzter Blick in die Runde ich ziele mit dem Zauberstab auf das Türschloss. „Alohomora!“ und schon ist der Eingang offen. Ich trete ins dämmerige Innere des Hauses. Es scheint voll möbliert zu sein, aber die Schränke sind leer. Links geht es in das große Zimmer mit den Glaswänden, rechts ist die Küche, in der es von Knöpfen und blanken grauen Flächen nur so wimmelt.

Um die Ecke finde ich eine Toilette. Die Spülung funktioniert, erleichtert sinke ich auf den Sitz und erledige das Notwendige, bevor ich die stählerne Treppe nach oben steige. Dort finde ich ein komplettes Badezimmer mit einer riesigen Wanne, die aussieht wie frisch geputzt, sowie drei Schlafzimmer mit je zwei bezogenen Betten. Merkwürdig. Die Schränke sind leer, aber die Betten sind bezogen. Mein Nacken kribbelt, trotzdem steige ich in den Keller. Ein kleiner Raum ist vollgestopft mit technischen Dingen, ich sehe Knöpfe, Lampen, Schalter, Ziffernanzeigen. Die Geräte arbeiten, es summt und klickt. In einem anderen Raum erkenne ich etwas, das eine Waschmaschine sein könnte und einen großen leeren Korb, an dessen Boden ein stinkender grauer Strumpf liegt. Es gibt eine Vorratskammer mit säuberlich aufgestapelten Konserven. „Rattencurry“,

„Schlangensuppe“, „Schweineblut-Cocktail“ – darauf habe ich keinen Appetit. Der größte Raum verblüfft mich völlig. In stabilen Regalen liegen Kristalle, Goldbarren, graue Kugeln, elektrisches Zeug. Ein Schmugglerversteck! Ich glaube es ist besser, wenn ich verschwinde.

Sandsteinwelt - 4

Vorab: *Vielen Dank an Kiou für den netten Kommentar. Die Kommentiermüdigkeit scheint sich wie ein Virus unter den Lesern auszubreiten... Ich verfolge eine FF, bei der ich manchmal die einzige bin, die ein Review hinterlässt. Schade! Für uns Hobbyautoren ist doch die Meinung der Leserschaft so wichtig!*

Was das Ende der FF angeht: Keine Sorge, sie ist längst vollständig geschrieben. Die längere Pause war "nur" einem Totalschaden an der Betriebssystem-Festplatte geschuldet (Zum Glück lagen die Daten und damit meine Geschichten woanders - Leute, kümmert Euch um die Datensicherung!!!), aber jetzt funktioniert alles wieder und ich kann mich mit dem Hochladen neuer Kapitel beschäftigen.

Noch ehe ich die verfallene Mauer hinter mir gelassen habe, bin ich wieder völlig durchnässt. Schade, dass ich in dem Haus nicht bleiben konnte! Aber diese elektrischen Dinge haben mir einfach Angst eingejagt, als ob sie jemandem meine Anwesenheit verraten könnten. Patrick hätte darüber gelacht, ich weiß. Ich weiß aber auch, dass die Muggel längst an technischen Dingen arbeiten, die die Funktion unserer Spickoskope übernehmen.

Parallel zum Zufahrtsweg schleiche ich durch die Büsche. Wieder ist nichts zu hören als das Prasseln des Regens. Der Zufahrtsweg mündet in eine breite, einigermaßen ebene, gepflasterte Straße. Hier ist das Gelände relativ offen, aber die Häuser, die ich sehe, sind keine mehr. Es ist ein Dorf aus lauter Ruinen.

Nirgendwo gibt es etwas, das mir als Unterschlupf dienen könnte. Niedergeschlagen folge ich der Straße abwärts, schaue ständig in alle Richtungen, aber nichts Technisches und nichts Lebendiges kommt in meine Nähe.

Es wird zunehmend dunkler. Seufzend schlage ich mich in die Büsche, dringe tiefer in den Wald ein, suche und finde einen geeigneten Baum. Auf meinen Befehl hin verflechten sich Äste zu einem dichten Dach, bilden in einer breiten Astgabel eine Plattform, entsteht ein kleines Baumhaus mit einem Nest aus getrockneten Grashalmen. Ich trockne mich selber, krieche in das Nest und schlafe ein, ermattet von der anstrengenden Zauberei.

So schnell ich eingeschlafen bin, so schnell wache ich auch wieder auf. Jemand ist im Wald in meiner Nähe, mehrere schwere Wesen auf zwei Beinen. Ausgerechnet unter „meinem“ Baum lassen sie sich nieder und rasten. Ich erstarre und kann nur hoffen, dass sie nicht nach oben schauen und wenn sie es tun, dass sie sich nicht über die Form der Baumkrone wundern. Vorhin hatte ich keine Kraft mehr für einen Schutzzauber, jetzt würden mich die dabei entstehenden leisen Geräusche verraten.

„Sauwetter!“, höre ich eine tiefe Stimme schimpfen. „Ich hab meinen Pelz schon seit Tagen nicht mehr trocken gekriegt. Warum müssen wir bloß raus? Die Gegend haben wir doch schon tausendmal durchgekämmt. Da ist nichts.“

Eine andere, kaum weniger tiefe Stimme antwortet: „Wahrscheinlich sitzen sie doch in dem letzten heilen Menschenhaus. Von dort kam heute Nachmittag ein Signal. Jemand hat die Tür geöffnet und die Alarmanlage ausgelöst. Der Jemand ist aufs Klo gegangen und im Haus rumspaziert. Das wird die Schmuggler auf den Plan rufen und wir haben die einmalige Gelegenheit, zuzugreifen.“

„Wenn sie sich greifen lassen! Bis jetzt haben wir doch immer das Nachsehen gehabt.“

„Probieren müssen wir es. Wir könnten wirklich mal ein Erfolgserlebnis gebrauchen. Schließlich ist es unser Eigentum, dass sie klauen und am anderen Ende des Universums verscherbeln.“

Am anderen Ende des Universums? Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter. Wo bei Merlins Bartspitze befinde ich mich???

Die Gestalten, denen die Stimmen gehören, verlassen ihren Rastplatz unter dem Baum. Es scheinen solche pelzigen Wesen zu sein wie ich sie schon gesehen habe. Sie gehen zu dem Schmugglerversteck.

Ich verbringe eine unruhige, aber ungestörte Nacht. Am Morgen esse ich den letzten Rest von meiner gestohlenen Nahrung, dann mache ich mich wieder auf den Weg ins Ungewisse. Ob ich irgendwo auf Menschen stoße, wenn ich über die Höhen gehe und diese unwirtliche Gegend hinter mir lasse?

Ich gehe bergauf und verlasse den Wald. Vor mir erstreckt sich eine hügelige, mit niedrigen Büschen

bestandene Landschaft. Eine dunkle Linie am Horizont könnte ein weiteres Waldgebiet sein. Im Moment strahlt die Sonne erbarmungslos vom Himmel. Zum Glück habe ich in der Nacht genug Regenwasser aufgefangen, so kann ich wenigstens trinken.

Langsam, gleichmäßig einen Fuß vor den anderen setzend, laufe ich los, den schmutzigen Fluss irgendwo in meinem Rücken.

Nach ungefähr einer Stunde bin ich plötzlich umringt von weißgepanzerten Gestalten, die mit gewehrähnlichen Dingern auf mich zielen. Im nächsten Moment pfeifen mir Geschosse um die Ohren, aber alle gehen vorbei. Als ich mehr instinktiv als mit Überlegung ein paar Kugelblitze auf sie schleudere, fallen sie einfach um. Augenblicklich kündigt ein tiefes Brummen das Nahen eines Transportvehikels an. Ich bleibe unter dem Gerippe eines alten Apfelbaumes stehen und tarne mich. Hoffentlich haben sie keine Geräte, die mich aufspüren können.

Sie scheinen nicht an mir interessiert zu sein. Zwei Gepanzerte springen aus dem Gefährt und bergen ihre bewusstlosen Gefährten, indem sie sie an Beinen und Schultern anpacken und in das Innere des Vehikels werfen. Es scheppert metallisch. Meine Güte, was für ein Umgang!

Das Vehikel schwebt davon, ich stehe immer noch unter dem Baum und überlege, was zu tun ist.

Eine Weile warte ich noch, dann setze ich mich wieder in Bewegung, diesmal als Katze. Das verschafft mir zwar den Nachteil, dass ich zu lange brauche, um auf Angriffe zu reagieren, aber vielleicht nimmt niemand Notiz von einer kleinen vierfüßigen Kreatur.

Als Katze schwitze ich nicht weniger als in meiner menschlichen Gestalt, doch am Nachmittag quellen wieder dicke Wolken hoch, ein Gewitter tobt und es wird kalt.

Es dämmt schon, mir tut alles weh, ich bin völlig durchnässt und friere erbärmlich, als ich endlich zwei menschlich anmutende Wesen entdecke. Sie tragen braun-grün gefleckte Kleidung, liegen auf einer Hügelkuppe und haben fernglasähnliche Dinger vor den Augen. Nach einer Weile sagt die eine Gestalt leise mit einer angenehm männlichen Stimme: „Alles ruhig!“ Die zweite erwidert mit brummigem Bass: „Zu ruhig“, worauf wieder die erste Stimme zu vernehmen ist: „Vielleicht haben sie nur eine Übung abgehalten und sind wieder fort.“

Der Bass erwidert: „Das glaube ich nicht. Die halten doch keine Übungen ab! Unsere Stützpunkte in den südlicheren Breiten haben sie auch gefunden. Meiner Meinung nach liegt Erde zu weit am Zentrum des Imperiums, aber auf mich hört ja keiner. Gehen wir.“

Geräuschlos erheben sich die beiden und schleichen durch den wild gewachsenen Wald davon. Ich bleibe ihnen auf den Fersen, denn irgendwo müssen diese Leute ja eine Unterkunft haben. Sie folgen einer halb zugewachsenen Forststraße. An dem einen oder anderen Baum erkenne ich verblichene Wegemarkierungen und an einem umgefallenen, unkenntlichen Wegweiser biegen sie nach links ab in den dichter werdenden Wald. Ich folge ihnen seitlich und versuche, keine Geräusche zu machen. Der Größere der beiden, zu dem die Bassstimme gehört, bleibt stehen und sieht sich um. Er setzt sein Gerät wieder vor die Augen und schaut in meine Richtung. Ich springe rasch hinter einen Baumstamm und ducke mich.

„Irgendwas kleines Graues“, meldet die Bassstimme. „Es soll in dieser Gegend noch verwildertes Viehzeug geben.“

Der andere schnauft, sie gehen weiter und ich folge ihnen. Mitten im Wald befindet sich ein Hügel mit einem Tor. Die beiden treten nacheinander an eine bestimmte Stelle, eine Tür gleitet geräuschlos beiseite und sie schlüpfen hinein. Mit einem lauten „Miau“ werfe ich mich dem Bassmann vor die Füße. „Sag ich doch, hier gibt’s noch Viecher“, brummt er. „Wenn mich nicht alles täuscht, ist das eines von der Sorte, die sie früher zum Mäusevernichten gehalten haben.“

„Katze?“, fragt der andere.

Der Bassmann packt mich mit beiden Händen unter den Armen, für ihn hinter den Vorderbeinen. Ich miaue und ziehe den Schwanz ein, der Kerl hat einen Griff wie ein Schraubstock. Sie laufen mit mir einen nach unten führenden Gang entlang. Wände und Boden sind glatt und bestehen aus einem Material, das ich nicht kenne. Wir gelangen in eine geheizte Kammer, wo sie mich in eine Decke wickeln und verschnüren. Eine echte Katze würde jetzt fauchen und sich winden, also tue ich das.

„Warum nimmst du das Tier mit?“, fragt der kleinere der beiden, der definitiv kein Mensch ist, und legt die nassen Kleider ab. Seine Haut ist ledrig, graugrün gefärbt und haarlos. Der Kopf ist annähernd dreieckig, mit breiter Stirn und spitzem Kinn. Unter der Mütze kommt eine Wulst zum Vorschein; auf stämmigen Beinen sitzt ein walzenförmiger Rumpf, an dem schlangengleich bewegliche Arme hängen, die in jeweils drei

kräftigen, ebenfalls überbeweglichen Fingern enden, die ich nicht an meinem Hals spüren möchte.

Die Bassstimme hingegen gehört zu einem großen kräftigen Menschenmann. Auch er legt vor sich hinbrummend die Kleider ab und wirft sie in einen Schacht. Die beiden duschen, allerdings gibt es hier keine Wasserhähne, nur Knöpfe und das Wasser hört von allein auf zu laufen. „Das ging schon mal länger“, murrte der Fremdling, „und wärmer war es auch.“

„Sparmaßnahmen“, sagt der Bassmann lakonisch.

„Wasser gibt's doch genug.“

„Aber es muss warm gemacht werden.“

„Jetzt halt' mir bloß keinen Vortrag über Energiegewinnung und Ressourcenverschwendung!“ Die beiden lachen, trocknen sich ab und ziehen frische Sachen an. Dann werde ich aus meiner Decke gewickelt.

Inzwischen bin ich trocken und warm ist mir auch wieder.

Wieder werde ich durch lange Gänge getragen. Ich winde mich und fauche ein bisschen.

Schließlich landen wir in einem großen, hell erleuchteten Raum mit vielen Menschen, aber ich sehe auch ein paar graue Kopfwülste. Eine rauchige Altstimme sagt: „Ah, Kuglee und Mitch. Ihr seid die Vorletzten. Setzt euch schon mal, die anderen müssen auch gleich kommen.“

Jemand anderes ruft: „Was habt ihr denn da mitgebracht?“

Mitch, der Bassmann, setzt mich auf den Boden. Ich fauche und rase in eine Ecke, wo ich so tue, als würde ich mich verkriechen wollen. Jetzt reden alle durcheinander: „Hab's doch gewusst, hier gibt's noch wilde Tiere.“ – „Das sieht aus wie eine Katze. Hab' das in Zoologie gehabt.“ – „Wer weiß, was auf diesem Planeten noch alles krecht und fleucht.“

Ganz langsam nähere ich mich dem großen runden Tisch, vorsichtig abwartend, die Pfote lange in der Luft, ehe ich den nächsten Schritt mache. Ich schaffe es ganz gut, mich wie eine richtige Katze zu benehmen. Patrick hat sich immer köstlich amüsiert, wenn ich ihm schnurrend um die Beine gestrichen bin oder nach einem Wollknäuel gekrallt habe. Schon lange bevor ich die Katze in mir entdeckt habe, faszinierten mich diese Tiere und ich habe ihr Verhalten studiert. Ich glaube, nur Professor Dumbledore hat gemerkt, dass ich keine echte Katze bin – er hat mich immer so merkwürdig angesehen, wenn wir uns nachts auf dem Korridor begegnet sind. Hier laufe ich jedenfalls nicht Gefahr, entlarvt zu werden. Die Leute haben alle noch keine lebende Katze gesehen. Eine Tatsache, die mir zu denken gibt.

Ich bin am Tisch angekommen und reibe meinen Kopf an Mitchs Bein. Er zuckt zurück und hätte mich fast getreten. Die Frau auf dem Nachbarstuhl quietscht laut, als ich es bei ihr versuche. Ich ziehe mich zurück, streune ein wenig durch den Raum und springe dann auf einen Tisch, der seitlich steht. Von hier aus kann ich alles gut überblicken und mithören.

Inzwischen sind die letzten beiden zurückgekommen, ein Mann und eine Frau. Ein Autorität ausstrahlender älterer Mann, der mit „General“ angedredet wird, leitet die Versammlung. Soweit ich ihn verstehe, waren ein paar Tage lang Kundschafterpaare unterwegs, um zu beobachten, was in der Umgebung vor sich geht.

„In dem Tal mit der alten Mühle hat es einen Felssturz gegeben“, berichtet eine Gruppe. „Ein einheimischer Bautrupp hat sich darum gekümmert. Sie sagen, es würde spuken in der Gegend, jetzt wäre gerade wieder ein Gespenst unterwegs.“

Unterdrücktes Kichern ist zu hören. „Vielleicht ist das die Prinzessin“, sagt jemand.

„Die hätte längst Kontakt zu uns aufgenommen“, entgegnet einer der Fremdlinge.

Der General bringt die Leute mit einer Handbewegung zum Schweigen und bittet eine Frau, deren leuchtend rotes Haar nach allen Seiten absteht, zu sprechen: „Ihr habt sie gesehen?“

„Ja, General. Aber die Frau war zu weit weg, um zu erkennen, ob es wirklich Prinzessin Leia war. Sie stand bei der alten Stadt auf den Felsen und hat auf den Fluss geschaut. Dann war sie plötzlich verschwunden. Aber das war vor drei Tagen, wir haben sie nicht wieder gesehen und keine Spuren gefunden.“

„Wir haben sie heute früh gesehen. Aber es war definitiv nicht die Prinzessin, wohl eher eine Spionin oder ein Lockvogel. Kampfdroiden der Imperialen Armee haben sie beschossen, aber nicht getroffen. Und dann war die Gestalt weg.“

Merlins Bart, die reden von mir!

Ich erfahre noch mehr, zum Beispiel, dass es immer mehr „Wookie-Truppen“ gibt, die aber „mit uns“ nichts zu tun haben. Sie sind hinter den Schmugglern her, die auch immer zahlreicher werden.

„Von denen wir genauso wenig wissen, wo sie ihre Stützpunkte haben, wie von den Imperialen Truppen“, dröhnt Mitchs Bassstimme dazwischen. „Was wir hier machen, ist doch nur Krampf. Wir hocken eng

aufeinander, werden beschossen, sobald wir die Deckung verlassen und die Technik streikt bei der Nässe viel zu oft. Wie sollen wir uns vernünftig formieren und Leute ausbilden?“

„Mitch hat Recht. Der Nachschub klappt auch nicht mehr“, wirft eine ältere, abgezehrt wirkende Frau ein. „Vor einer halben Stunde habe ich die Meldung bekommen, dass der Transporter mit der wasserdichten Kleidung von den Imperialen abgeschossen worden ist.“

Missmutiges Gemurmel wird laut. Der General hebt beschwichtigend die Hände. „Wir werden hier nicht ewig sitzen, das verspreche ich euch. Aber noch ist kein Planet gefunden, der weit genug weg ist von Coruscant und nicht interessant genug für das Imperium.“

„Wie wäre es mit Tattooine?“

„Das wurde schon in Erwägung gezogen“, gibt der General ruhig zurück. „In Erwägung gezogen und gleich wieder verworfen – zu viele Bewohner, zu viel Verkehr und zu wenig Wasser.“

„Wir könnten welches abgeben“, witzelt einer der Grauhäutigen, alle lachen.

„Bis es soweit ist, müssen wir uns in allen Belangen fit halten. Das heißt, wir machen mit unserem Programm weiter wie gehabt.“

Die Dienstpläne für die nächsten Tage werden bekanntgegeben und dann endlich gibt es Essen. Die Soldaten, wenn man sie als solche bezeichnen möchte, stehen erleichtert auf und gehen aus dem Raum. Ich beeile mich und gehe einfach mit. Der Speisesaal erinnert mich an die billige Selbstbedienungs-Gaststätte auf unserem Bahnhof, auf glatten grauen Fliesen stehen Tische und Stühle mit Stahlrohrgestellen. Das Essen wird an einem Schalter ausgeteilt, jeder bekommt ungefragt das gleiche auf den Teller. Der General setzt sich mitten zwischen die Soldaten.

Ich schleiche mich hinter Mitch und miaue so kläglich wie ich nur kann. Schließlich hat er ein Einsehen und stellt mir einen Teller mit einem bisschen von seinem Essen hin. Ich habe keine Ahnung, was ich da esse. Es ist relativ hart und scheint Gemüse in Soße zu sein, aber was für Gemüse es ist und woraus die Soße besteht – ich weiß nicht, ob ich es überhaupt wissen will. Satt macht es jedenfalls.

Nach dem Essen geht der General auf Mitch zu. „Mitch, bitte schaff das Tier hier weg. Unsere Rationen sind knapp bemessen, wo kämen wir hin, wenn jeder wilde Tiere mitbrächte?“

Mitch nickt nur, packt mich und ehe ich so richtig weiß, was geschieht, sitze ich wieder draußen in der Nässe. Rasch bringe ich ein paar Bäume zwischen Mitch und mich, falls es ihm einfallen sollte, auf mich zu schießen.

Heute Abend habe ich einiges erfahren, aber es wurden mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet. Doch ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, ich muss mich um das Nächstliegende kümmern: ein trockenes Nachtlager. Im Zauberstablicht wähle ich einen geeigneten Baum aus und baue mir ein überdachtes Nest. Erschöpft wie ich bin schlafe ich sofort ein.

Ich erwache hungrig, durstig, umschwirrt von Blutsaugern und schweißgebadet. Die Sonne steht schon hoch am Himmel und ich habe keine Ahnung, was ich weiter tun soll – außer Frühstück herbeihexen. Ich konzentriere mich auf das, was ich gestern in der Küche der Soldaten gesehen habe und bald halte ich ein kräftiges Frühstück in der Hand. Wäre ich ein Muggel, wäre ich längst tot. Den Sprung in die Schlucht hätte ich normalerweise nicht überleben können. Nun bin ich in einer feindlich gesinnten Welt unterwegs, habe keine Ahnung, wo ich bin und wohin ich gehen könnte. Wenn es hier wenigstens eine Schlucht gäbe, die tief genug ist, um sicher zu Tode zu springen...

Sandsteinwelt - 5

Ich habe ein Problem: Ich weiß nicht, wo ich hinlaufen soll. Es ist später Nachmittag und ich habe den Waldrand erreicht. Vor mir liegt etwas, das ein Feld sein könnte, doch sobald ich aus dem Schatten trete, erscheint ein fliegendes Ding, das auf mich schießt. Irgendwo hinter mir im Wald streicht ein riesengroßer Wolf herum, außerdem fühle ich mich beobachtet.

Den Zauberstab in der Hand, getarnt mit einem Desillusionierungszauber schleiche ich weiter. Den Wolf kann ich auf diese Weise nicht täuschen, der wittert mich. Und ob mein Verfolger meine Spur verliert, wenn er mich nicht sehen kann, bleibt dahingestellt.

Ich komme nur langsam voran, bleibe immer wieder stehen und lausche. Etwas ist anders als sonst. Bis gestern waren wenigstens die Geräusche des Waldes bekannt und vertraut: Bäume in Regen und Wind, Vögel, Insekten, Kleingetier, knackende Äste. Heute ist es still, nur dann und wann piept ein Vogel und verstummt sofort wieder, ganz so als hätten die Vögel Gesangsverbot. Nicht mal die Insekten brummen herum, dafür knacken die Äste überlaut – auch wenn ich gerade stillstehe. Das macht mir Angst. Es ist windstill, heiß und stickig.

Leise, vor jedem Schritt den Boden mit den Augen prüfend, setze ich einen Fuß vor den anderen.

Der Wolf knurrt böse. Wartet er, bis ich vor Erschöpfung ins Gras sinke, und fällt mich dann an? Den Gefallen werde ich ihm nicht tun, ich werde die Nacht weit oben in einem Baumwipfel verbringen.

Es schnauft hinter mir, ein beinahe menschliches Geräusch. Ich fahre herum und suche die Gegend ab, sehe aber nichts als Bäume und ein bisschen Unterholz. Mein Herz rast.

Ich habe das ungute Gefühl, das ich mich wieder der zerklüfteten wasserdurchströmten Felslandschaft nähere – eine Gegend, in der es zwar Verstecke, aber keinen Ausweg gibt.

Schon wieder knackt ein Ast, diesmal links von mir, obwohl da niemand ist. Hört denn das nie auf? Oder werde ich einfach nur verrückt?

Ich renne los, getrieben von plötzlicher Panik. Rechts von mir läuft der Wolf, den sehe ich wenigstens. Hinter mir ist ein zweibeiniges Wesen, doch so oft ich mich umdrehe, ist der Wald leer. Dennoch höre ich dauernd Schritte.

Zu meiner Linken befindet sich inzwischen eine tiefe Schlucht, an deren Boden sich schlammige Brühe entlang wälzt. Wenn ich wüsste, dass ich mir das Genick breche, wenn ich dort hinunter springe...

Den Desillusionierungszauber vermag ich nicht mehr aufrecht zu erhalten, die Strapazen des Tages machen sich bemerkbar.

Der Wolf umkreist mich, der andere Verfolger ist immer noch hinter mir.

In der Dämmerung sehe ich etwas Weißes vor mir – ein Einhorn. Instinktiv laufe ich dorthin, wo ich das Tier gesehen habe, doch ich erreiche es nicht, es hat sich einfach aufgelöst.

Allmählich wird es dunkel. Der Wolf ist immer noch da, er knurrt laut und böse, sieht aber an mir vorbei. Ich schaue in die gleiche Richtung und sehe nun, dass ich mir den Verfolger nicht eingebildet habe. Es scheint ein kräftiges, durchtrainiertes männliches Wesen zu sein.

Ein Lasso pfeift eine Handbreit neben meinem Kopf vorbei. Blindlings renne ich los, immer geradeaus.

Der Wolf rennt mit und der Fremde hinter mir auch. Deutlich höre ich ihn rufen: „Stehenbleiben!“

Ich denke nicht daran.

Das Gelände ist abschüssig, ich folge dem bequemen Weg und laufe auf glattem Boden abwärts, bis ich meinen Fehler bemerke.

Ich sitze zwischen Felswänden in der Falle. Von oben guckt der Riesenwolf herunter, in dem Durchlass nähert sich mein Verfolger. Er hat den Körper eines Mannes, aber ein Gesicht schlimmer als der Teufel. Es ist der Kerl, der mir am ersten Tag in den Wald gefolgt ist, oder genau so einer. Ich vermag nicht zu sagen, ob das Muster der roten Warzen das gleiche ist. Ich habe auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, der Kerl zückt seinen Zauberstab. Aber was das für ein Ding ist! Aus einem kurzen, dicken Griff schießt urplötzlich eine grellrot leuchtende Verlängerung und ein seltsames Brummen geht von dem Stab aus. Irritiert stelle ich fest, dass ich gar keine Magie spüre bei ihm. Magie nicht, aber den Willen, mich zu töten. Soll er doch!

Statt ihn seine Absicht ausführen zu lassen, die sich doch im Grunde mit meiner eigenen deckt, gehe ich in Verteidigungsstellung. Der Teufelsmensch kommt näher, seinen brummenden Stab haltend wie ein Schwert.

Er holt aus und will mich köpfen. In dem Moment, in dem ich das erkenne, habe ich längst reagiert und einen Abwehrzauber geschleudert, der ihm den Arm nach hinten reißt. Er greift wieder an, zielt auf meine Stabhand. Ich wehre ihn mühelos ab.

So kämpfen wir eine ganze Weile. Er greift an, ohne einen einzigen Zauber zu verwenden, ich blocke ab. Dabei versuche ich vergebens, dem rettenden Schlupfloch näher zu kommen.

Wir stehen uns gegenüber wie zwei Fechter. Was wird er wohl als nächstes versuchen?

Da ertönt in meinem Kopf eine lockende Stimme: „Kommt zu mir, Prinzessin, geht mit, begleitet mich.“

In meinem Kopf!? Er wird doch nicht etwa einen Imperio...? Nicht mit mir! Mit aller Kraft dränge ich ihn aus meinem Geist; ich zittere, schwitze, schnaufe, aber ich halte durch. Er gibt ein gurgelndes Geräusch von sich und will mir seinen Stab in den Bauch rammen. „Protego!“, schreie ich und ziehe das Schutzschild hoch. Ein grüner Strahl fährt dem Kerl ins Auge; er schreit vor Schmerz und rennt zwischen den Felswänden davon, kaum langsamer als ich es mit magischen Sprüngen geschafft hätte.

Aus einem Gebüsch in der Nähe erhebt sich ein flugzeugähnliches Vehikel. Im Hineinspringen ruft er mir zu: „Wir sehen uns wieder, Prinzessin! Ihr entkommt mir nicht!“ Das Vehikel heult auf, steigt in einem steilen Bogen in die Höhe und verschwindet im Himmel.

Ein leises Lachen ertönt.

Ich fahre herum, den Zauberstab schon wieder oder immer noch abwehrbereit. Ein Männlein kommt auf mich zu gehumpelt. Männlein? Hauself? Gnom? Nichts von alledem und doch von jedem etwas.

Das Wesen vor mir ist so groß wie ein Hauself, in einen grauen Wollumhang gehüllt und strahlt Güte und Freundlichkeit aus. Hände und Kopf sind von faltiger olivgrüner Haut umhüllt, seitlich am Kopf drehen sich bewegliche Ohren wie die Lauscher eines Rehs in alle Richtungen. Kugelige Augen von undefinierbarer Farbe sind auf mich gerichtet. „Prinzessin!“, lacht das Wesen. „Die Prinzessin Leia du nicht bist. Doch über große Macht du verfügst, den jungen Sith in die Flucht du geschlagen hast. Meinen Respekt das verdient.“

Eine merkwürdige Sprechweise hat das Männlein! Ich fange an, zu frösteln und zweifle an meinem Verstand. Wo bei Merlins Schuhspitze bin ich hier gelandet? Es sieht doch aus wie die Erde! Na gut, die Felsen haben merkwürdige Formen, aber Tiere und Pflanzen kenne ich. Nur dass statt normaler Menschen zottelige Fellkämpfer herumlaufen, rot-schwarz-gesichtige Teufel und grüne Männlein.

„O!“, macht das Männlein. „Mich du nicht kennst. Woher auch? Meister Yoda man mich nennt.“ Er macht eine Verbeugung vor mir, die in ihrer übertrieben würdevollen Art schon wieder lächerlich ist.

„Ich heiße Minerva.“

„Minerva“, wiederholt Meister Yoda. „Minerva, wie die alte Göttin der Handwerkskunst. Die Ahnen von der Macht nichts wussten; die Träger der Macht Götter für sie waren.“ Er schnauft seufzend oder seufzt schnaufend.

„Sicher müde du bist. Mir folge, einen Platz ich weiß, wo ausruhen du kannst und schlafen ohne Angst.“

So instinktiv wie ich mich vorhin – oder vor Stunden? – gewehrt habe, folge ich nun Yoda. Trotz seiner humpelnden Gangart läuft dieses Geschöpf flink vor mir her; er folgt einem für mich unsichtbaren Pfad, ohne auch nur ein einziges Mal zu zögern. Wir laufen lange; schon zieht das abendliche Gewitter herauf. Ich glaube zu wissen, warum die Menschen diese Gegend verlassen haben: es ist viel zu nass hier. Die Regengüsse, die jeden Tag niedergehen, lassen unscheinbare Rinnsale binnen Minuten zu reißenden Bächen werden; größere Flussläufe führen dauernd Hochwasser und wenn es nicht regnet, ist die Luft voller blutsaugender Insekten.

Ohne Schutz- und Abwehrzauber wäre ich längst ausgesaugt. Dem Grünling vor mir mit seiner Echsenhaut scheint das alles nichts auszumachen.

Endlich hält er doch einmal an und schaut sich um. Aber Yoda sucht nicht den Weg; er vergewissert sich nur, dass keine unliebsamen Besucher in der Nähe sind. Dann verschwindet er in einer Felsspalte. Ich könnte jetzt fliehen. Der Grüne ist mir unheimlich; ich will fliehen. Aber ehe ich zum Magischen Sprung ansetzen kann, finde ich mich in der Felsspalte wieder. Ich kann förmlich sehen, wie Yoda vor mir grinst. Bei Merlins Gürtelschnalle, was geht hier vor?

Das Männlein führt mich durch ein wahres Labyrinth aus Felsengängen, es sieht aus, als wäre es vor tausenden von Jahren vom Wasser ausgespült worden. Schließlich kommen wir in einem Felsenkessel heraus. Auch das sieht aus wie vom Wasser geschaffen. In den Wänden ringsum befinden sich Löcher und Höhlungen, aus einer Nische plätschert Wasser in eine steinerne Rinne, die von zwei ebenfalls steinernen Stegen überspannt wird. Auffallend ist, dass die Steine hier heller sind als die Felsen, die ich sonst überall

gesehen habe.

Yoda deutet auf die Nische, aus der das Wasser kommt. „Zum Waschen!“

Oh ja, das habe ich bitter nötig. In der schwülen Luft rinnt einem der Schweiß auch dann am Körper hinab, wenn man still im Schatten sitzt. Ich aber bin meilenweit gelaufen und habe dazu noch kämpfen müssen...

Ein kleiner Wasserfall rinnt von einem überhängenden Felsen herab in das Becken, die perfekte Duschkabine. Erst bei genauerem Hinsehen merke ich, dass alles künstlich angelegt ist. Mein – Retter? Begleiter? Beschützer? Wächter? postiert sich mit dem Rücken zu mir am Zugang zur Nische.

Der will mich doch nur nackt sehen! Das könnte Meister Yoda so passen. Meine Eltern waren zwar moderne Menschen und ziemlich fortschrittlich in ihren Ansichten, aber nackte Haut war für sie tabu. „Man zieht sich nicht vor anderen Leuten aus, das gehört sich einfach nicht. Was du unter den Kleidern trägst, geht niemanden etwas an.“ Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört, dass alle weggeschickt wurden, wenn meine Mutter daranging, meiner Schwester die Windeln zu wechseln. Selbst mein Ehemann hat mich kaum einmal nackt gesehen, nur gefühlt.

Und jetzt steht da dieser Fremdling, dieses Fabelwesen, und wartet darauf, dass ich ihm meinen Körper darbiefe? So behände, wie der sich bewegt, kann ich nicht reagieren, wenn er sich umdreht. Ich muss mir was anderes einfallen lassen, aber mein Gehirn ist wie ausgekehrt. Außerdem habe ich das undeutliche Gefühl, dass mich vor diesem Wesen kein Desillusionierungszauber schützen kann. Dieser Gnom verfügt über eine Art von Magie, die meinen Hexenkräften weit überlegen ist.

Ich trete hinter dem Wasserfall ins Becken, ziehe eine flirrende Wand aus tanzenden Wasserstrahlen davor hoch und fahre erst unter Wasser aus dem Kleid.

Mit dem Sand, der sich in einer Mulde gesammelt hat, rubbele ich mich von oben bis unten ab, ziehe mein Kleid wieder an und trockne mich mit einem Zauberstabschlenker ab.

Als ich aus der Badenische trete, spielt ein kleines Grinsen um Yodas schmale grüne Lippen. Ich könnte den Kerl erwürgen!

Später führt er mich in eine der Höhlen. Die Einrichtung ist spartanisch: eine erhöhte Schlafstelle mit ein paar Decken, zwei hölzerne Hocker, ein Wandbord mit ein paar Schalen, Bechern und Löffeln, eine offene Feuerstelle, über der ein Kessel mit einem würzigen, fleischlosen Eintopf hängt.

Wir essen schweigend, dann weist Yoda auf die Bettstatt und meint, ich solle schlafen. Morgen werde er mit mir reden. Arroganter kleiner Kerl! Anscheinend interessiert es ihn absolut nicht, ob ich auch mit ihm reden will. Vermutlich wird mir nichts anderes übrig bleiben, mein Gastgeber-Beschützer-Wächter postiert sich mit dem Rücken zu mir in der Eingangsöffnung.

Wenn ich schon so gut bewacht werde, kann ich auch in Tiefschlaf sinken. Nötig wäre es, ich bin völlig fertig. Also sortiere ich meine Gedanken, sperre die Erinnerungen ein und leere meinen Geist.

Trotzdem wache ich in der Nacht zwei, drei Mal auf. Yoda sitzt am Eingang und scheint zu meditieren; er wiegt sich langsam vor und zurück.

Sandsteinwelt - 6

Ich erwache am hellen Vormittag von einem Piepsen, fahre hoch und muss mir die Augen reiben. Vor Yoda steht etwas, das aussieht wie ein Mülleimer auf Raupenfüßen. Das dunkelgrüne halbkugelige Oberteil dreht sich hin und her, darunter blinken Lichter. Das Ding ist es, das die Pieps-Laute ausstößt: Piep-piep – düdülü-piep. An der Seite fährt ein schwarzer steifer Arm mit einem Stecker heraus und stößt sich an einen grauen Kasten an, der gestern noch nicht da war. Aus diesem Kasten dringt nun eine blecherne Stimme: „Lagebericht. Im System Mulnatao sind imperiale Späher und Versorgungsschiffe aufgetaucht, die begonnen haben, die unterplanetaren Energiereserven anzuzapfen. Offenbar wird ein ständig bemannter Stützpunkt aufgebaut. Die Rebellen konnten ihre Basis rechtzeitig räumen und beseitigen. Prinzessin Leia befand sich nicht dort, sie wird mit unverminderter Intensität gesucht. Koordinaten des neuen Rebellen-Stützpunktes:“ Es folgen Zahlen, die mir nichts sagen. Yoda scheint zu wissen, was sie zu bedeuten haben, er sitzt mit ausgestreckten Ohren vor dem grauen Kasten und saugt die Zahlen förmlich ein, bis zum „Ende der Nachricht.“

„Err zwo A eins – in Wartestellung gehen!“

„Verstanden. Wartestellung“, spricht das Mülleimerding, zieht den Stecker aus dem Kasten und fährt mit kurzen Piepslauten nach draußen, wo ein Vehikel wartet, in dem es sich wieder anstößt. Gleich darauf heult das Vehikel auf und steigt in die Luft.

Yoda hat gemerkt, dass ich wach bin und winkt mich nach draußen: „Wir beginnen.“

Ohne Frühstück!

Aus unerfindlichen Gründen bleibt mir der Protest im Halse stecken und brav folge ich dem Grünling nach draußen.

Auf zwei Steinen setzen wir uns gegenüber; Yoda eröffnet das Verhör: „Dein vollständiger Name wie lautet?“

„Minerva McGonagall.“

McGonagall. Der Name, den mir Patrick gab. McGonagall. Ein Clannamen. Aber den Clan McGonagall gab es schon lange nicht mehr, er wurde wie so viele andere Clans auch nach den Jacobitenaufständen im 18. Jahrhundert zerschlagen. Der Clan hat nicht überlebt, die McGonagalls schon. Ich hoffe wenigstens, dass noch jemand aus Patricks Sippe am Leben ist, dass sie nicht auch ausgelöscht wurde wie meine ganze Familie.

„Aus welchem Volk du kommst?“

„Schotten.“

„Wo die Schotten leben?“

Ich hexe mir eine Europakarte her und zeige es ihm. Meister Yoda schüttelt den Kopf und ist sichtbar erstaunt: „Dort nichts ist als Wasser. Doch Geschichten kursieren, das da Land einst gewesen ist.“

Mir klappt die Kinnlade herunter. Andererseits: diese seltsamen Wesen, merkwürdige Waffen, Vehikel, die ohne Pilot durch die Gegend fliegen – das konnte kaum die Erde sein, die ich kannte. Wer weiß, ob meine Seele nicht durch die Welten irren muss, weil sie aus Versehen im Körper geblieben ist.

Blödsinn. Ich bin immer noch ich mit all meinen Erinnerungen, meinem Wunsch zu sterben, aber auch mit all meinem Wissen und Können. Vielleicht ist es eine Laune des Schicksals, dass ich nicht sterben darf, weil ich einfach noch nicht dran bin? Vielleicht gibt es einen Grund, warum ich diese eigenartige Reise durch die Welten absolvieren muss. Denn dieses oberflächlich-fröhliche Blumenland hatte gar nichts mit der strengen Gemeinschaft auf der alten Avalon-Insel und den spukigen Ruinen gemeinsam und alles unterscheidet sich völlig von der gefährlichen Gegend hier. Dieser Yoda tut zwar freundlich, aber warum lässt er mich nicht einfach meiner Wege gehen? Warum fragt er mich so aus? Der will alles wissen: wie alt ich bin, wer meine Familie war, was ich gelernt habe und es interessiert sich unglaublich für meinen Zauberstab und was ich damit machen kann. Was hat er vor?

Ich habe die Nase voll davon, ausgefragt zu werden. Und das ohne Frühstück! Jetzt drehe ich einfach den Spieß um: „Worin bist du Meister, Yoda?“

Ich duze ihn, schließlich duzt er mich auch.

„Der Jedi-Meister ich bin.“

Als ob ich Fremde wissen müsste, was ein Jedi ist! Also frage ich nach. Yodas Gesicht verfinstert sich für einen Moment, dann grinst er und sagt: „Schwer zu erklären das ist. Jedi die besondere Gabe haben, zu nutzen die Macht.“

Ich schaue wohl ziemlich dumm aus der Wäsche, das Grinsen wird immer breiter und mein Bedürfnis, ihn zu erwürgen, wächst.

„Einen uralten Orden die Jedi bilden.“

Schön. Und?

Yoda sitzt da und schweigt und guckt geradeaus. Aha, der Herr wollen gefragt sein. Also tue ich ihm den Gefallen. Und er antwortet tatsächlich, erklärt richtig ausführlich. Diese magie-ähnliche Gabe, die man haben muss, um als Jedi ausgebildet zu werden, lässt sich anhand der Konzentration von winzigsten Teilchen im Blut messen. Außerdem äußert sich die Gabe oft schon im frühen Kindesalter in überdurchschnittlichem technischen Verständnis und Talent für die Fliegerei. Die jungen Jedis werden darin geschult, die Gabe zu nutzen und wenn sie das Jünglingsalter erreicht haben, befindet der Rat der Jedi-Ritter, dessen Vorsitzender Yoda ist, ob einer würdig ist, zum Jedi-Ritter zu werden, das heißt, in tiefere Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Und wenn ich das Ganze richtig verstanden habe, ist es kein Problem und ganz normal, zwischen Galaxien hin und her zu fliegen, es gibt sogar künstlich geschaffene Planeten!

Das jagt mir eine gewaltige Gänsehaut über den Körper; in meinem Kopf tut sich eine ganze Liste von Fragen auf. Aber jetzt sind wir bei den Jedis.

„Seid ihr viele?“

Yodas Antlitz verfärbt sich grau, der ganze Kerl sinkt in sich zusammen und krümmt sich, die langen Ohren hängen traurig herab. „Nicht mehr“, sagt er leise.

„Was ist passiert?“, frage ich und ahne bereits die Antwort. Es gibt viele Parallelen zwischen Jedi und Magiern...

„Einer, der sich der dunklen Seite hat verschrieben... Er hat getötet und vernichtet die ganze Jedi-Schule...“

„Dieser schwarzgekleidete mit dem roten Gesicht?“ Ein neuer Schauer rinnt mir den Rücken hinunter.

„Das nur ein einfacher Diener der dunklen Seite ist.“

Yoda versinkt in Trauer, doch ich MUSS die Frage stellen: „Gibt – oder gab – es auch Frauen unter den Jedis?“

Mein Gegenüber hebt den Kopf wieder, die Ohren richten sich auf, er sieht mich an. „Ganz wenige, nur einzelne Frauen die Gabe haben. Warum, niemand weiß. Doch gerade jetzt ein junges Mädchen lebt, sie von ihrer Gabe noch nichts weiß.“

„Prinzessin Leia?“

Yoda nickt nur.

Ich wage nicht, mich zu rühren. Jeglicher Gedanke an das Frühstück ist weg. Ich vergleiche das, was Meister Yoda mir über die Jedi erzählt hat, mit dem, was ich über die Träger der Gabe der Magie weiß. Es gibt unglaubliche Parallelen. Immer, immer, immer gab und gibt es Menschen, die die Macht, die sie von Natur aus besitzen, missbrauchen, sei es aus Besitzgier oder um über andere zu herrschen. Die dunklen Gestalten, die Patrick getötet haben, finden hier ihre Entsprechung in den Sith. Das sind im Prinzip ehemalige Jedis, die sich der Dunkeln Seite der Macht zugewandt haben.

Sorgfältig sortiere ich die Liste von Fragen in meinem Kopf. Es ist fast Mittag, als ich es wage, Yoda anzusprechen: „Meister Yoda, ich bin fremd hier. Wärt Ihr so freundlich, mir noch einige weitere Fragen zu beantworten?“

„Sprich! Auf der Seele dir einiges lastet.“

Ich frage, Yoda antwortet. Und mit jeder Antwort rutscht mein Herz weiter in die Hose. Von der Welt, die ich gekannt habe, existiert fast nichts mehr. Das Klima hat sich verändert, die britischen Inseln und andere Teile von Europa existieren längst nicht mehr, wo früher sibirischer Dauerfrostboden war, befindet sich ein schier undurchdringliches Moor, während in Europa nahezu tropisches Klima herrscht, ist Afrika eine Eishölle geworden. Die Menschen sind größtenteils ausgewandert und haben sich über das Universum verteilt und neue Völkerstämme gebildet.

Dann stellt Yoda wieder Fragen über die Erde, die ich kenne. Und mir sinkt das Herz weiter.

Schließlich sagt er: „Ich denke, durch ein Zeitloch du gefallen bist.“
„Ein... Zeit... Loch...“, stammele ich und beginne zu frieren.

Ist das des Rätsels Lösung? Meine Seele kann sich nicht von ihrem Körper lösen und trudelt nun haltlos durch die Zeit? Das Blumenland, die Insel der Jungfrauen – gleicher Ort, nur andere Zeit?

Befindet sich das Zeitloch in dieser Schlucht, in die ich gesprungen bin? Findet man in der Schlucht ohne Wiederkehr die Leichen der Selbstmörder nur deshalb nicht, weil es einfach keine gibt? Weil sie alle durch das Zeitloch fallen?

Bei uns in Schottland kursierten Geschichten von Leuten, die durch Steinkreise gegangen und in der Vergangenheit gelandet sind. In der Vergangenheit, nicht in der Zukunft. – Aber: diejenigen, die zurückgekehrt sind, sind doch quasi in die Zukunft gesprungen? Oder ist das nicht dasselbe?

Steinkreise sind magische Orte. – Aber: habe ich nicht auch Magie gespürt, dort am Rand der Schlucht? Allerdings: Die Zeit ist etwas Augenblickliches. Man kann sich nicht in ihr bewegen. Oder doch?

Yoda legt mir seine Hand auf die Schulter. Tröstliche Wärme geht von ihr aus. „Einsam du dich fühlst, verwirrt du bist. Sicher du zurück zu deiner Familie willst.“

„Ich habe keine Familie mehr.“

„Bist du in einem Tempel groß geworden, so wie die Padawans lernen?“

„Nein“, erwidere ich zögernd, „aber so ähnlich.“ Und ich erzähle ihm von Hogwarts und der magischen Gemeinschaft. Ich hätte nie geglaubt, dass ich jemals Sehnsucht nach der Schule empfinden würde, doch die Erinnerung tut wahnsinnig weh.

Yoda schweigt lange, ehe er antwortet: „Großen Schmerz ich fühle in dir, Schmerz und Trauer und Ratlosigkeit du empfindest. Keinen Zorn du spürst, das ist gut. Einen Weg wir finden werden, wenn wir meditieren.“

„Meditieren – wie macht man das?“

„Eine Jedi du nicht sein kannst, weil keine Midichlorianer du hast. Aber eine Art Macht ich spüre in dir. Ausbilden ich dich werde. Bleiben du kannst bei mir, bis ich Erde verlassen und einen abgelegeneren Planeten aufsuchen werde. Sofort beginnen wir werden.“

Sandsteinwelt -7

Vorab: *Willkommen in der Schar meiner Leser, eule007! Und vielen Dank für den Kommentar. Über ein bisschen mehr Feedback würde ich mich sehr freuen!*

Auch wenn Minerva im heutigen Kapitel die "Sandsteinwelt" verlässt - rein inhaltlich gehört es zusammen.

Ich weiß nicht, wie lange ich bei Yoda geblieben bin. Waren es Wochen? Monate? Keine Ahnung. Die Tage verliefen stets nach dem gleichen Schema: Mit dem Hellwerden wurde aufgestanden, gebadet und gefrühstückt. Danach zauberte ich etwas Ordnung in die Schlafnischen; der Vormittag gehörte der Nahrungssuche, die Nachmittags- und Abendstunden verbrachten wir für gewöhnlich mit Meditation und Ausbildung. Das Wetter war auch immer gleich. Vormittags gleißte eine helle Sonne, sog die Feuchtigkeit an und sorgte dafür, dass sich am Nachmittag dicke Gewitterwolken bildeten. Manchmal regnete es auch zwei, drei Tage durch.

Unser Essen suchten wir immer woanders. Yoda meinte, das geschehe aus Sicherheitsgründen, aber vielleicht wollte er mir auch nur die Gegend zeigen. Zum Laufen hatte Yoda viel zu kurze Beine; er benutzte für gewöhnlich ein Flugding, in das zu meinem Glück zwei Passagiere passten.

Wir folgten dem schlammigen Fluss nach Norden. Wo der Fluss nicht mehr durch Felswände eingengt war, ergossen sich die braunen Fluten weit ins Land. Die ganze Landschaft war von Wasserläufen und Seen geprägt, überall ragten Gebäuderuinen aus dem Wasser. Auf Erhebungen waren neuere Gebäude zu erkennen, aber auch davon waren umso mehr verlassen, je weiter wir nach Norden vordrangen.

Yoda zeigte mir den Süden. Auf eine dicht besiedelte Hügelkette folgten Ebenen voller Felder, über die große Maschinen fuhren. Außerdem gab es ausgedehnte Wälder. Je näher wir dem Äquator kamen, umso trockener wurde es, bis schließlich nur noch Wüste zu sehen war. Yoda berichtete, dass große Teile der Südhalbkugel von einer Eisschicht bedeckt waren.

Wir flogen nach Osten, dort breitete sich endlos eine baumlose Steppe aus.

Im Westen überquerten wir schließlich ein Gebirge, das von runden Bergkuppen und tief ausgewaschenen Tälern mit reißenden Flüssen geprägt wurde. Und irgendwo inmitten dieser Wüste voller Steine sah ich es: das weiße Einhorn stand im Eingang einer großen Höhle hoch oben zwischen den Gipfeln. Ich spürte etwas und wusste, dass ich dorthin musste.

Nun bin ich schon den vierten Tag hier, irre durch ein Höhlenlabyrinth und suche vergebens nach dem Einhorn. Ich weiß, dass es da ist, aber ich finde es einfach nicht. Manchmal, so wie gerade eben, sehe ich in einem Seitengang oder einer Nische ein helles Leuchten, aber wenn ich hinkomme, ist alles dunkel und leer. Mutlos sinke ich auf den Boden. Warum finde ich das Einhorn nicht?

Warum suche ich es überhaupt?

Als Yoda mit mir über die Berge geflogen ist, wusste ich doch genau, dass ich hierhin musste.

Hierhinein, ja. Aber nicht, um das Einhorn zu suchen.

In diesem Höhlenlabyrinth ist es feucht und schmutzig, sauberes Wasser Mangelware. Meine Nahrungsvorräte schwinden dahin. Ich muss eine Entscheidung treffen. Patrick ist nicht da, um mir zu sagen, was ich tun soll. Er wird nie wieder da sein für mich. Ich muss mich selber kümmern.

Seufzend stemme ich mich hoch und tappe durch die gegenständlich gewordene Dunkelheit nach draußen. Das Zauberstablicht brauche ich längst nicht mehr, Yoda hat mir beigebracht, meine Umgebung zu fühlen.

Endlich trete ich ins Freie und schaue mich um. Es ist nicht mehr zu hören und zu sehen als sonst, dennoch spüre ich eine Bedrohung. Ich schüttelte die Angst ab und mache mich auf den Weg nach unten. Auf der rechten Seite fällt der Hang nicht ganz so steil ab und ich hoffe, von hier aus irgendwie einen Weg ins Tal zu finden.

Ich bin schon ein ganzes Stück weit abgestiegen, als ich über mir eine leidenschaftslose Stimme höre: „Prinzessin gesichtet, wiederhole, Prinzessin gesichtet.“

Eine andere Stimme antwortet: „Zugriff. Beachtet, Vader will sie lebend.“

Ich bekomme Gänsehaut.

Plötzlich bin ich umringt von weißgepanzerten Gestalten, die sich ziemlich eckig bewegen. Jeder hält etwas in seinen Händen, das wie eine Waffe aussieht.

Mein Herz rast. Ich ducke mich zwischen die Felsbrocken. Schüsse pfeifen über mich hinweg.

Plötzlich bricht die Hölle los. Überall tauchen diese weißen Gestalten auf, dazwischen sehe ich Männer in grauen Anzügen. Es wird geschossen, aber es sind keine Bleikugeln, die durch die Gegend fliegen, sondern Lichtblitze. Ich höre Flüche und Schreie.

Genauso plötzlich wie die Schießerei angefangen hat, ist sie auch beendet. Von Panik getrieben hetze ich den Hang wieder hinauf.

Mit brennenden Lungen komme ich oben an und muss innehalten, um wieder zu Atem zu kommen. Das ist mein Glück, denn so erkenne ich, dass der Höhleneingang versperrt ist durch eine Schicht aus rötlich flirrender Luft. Hinter einem Felsblock sehe ich einen Weißgepanzten, der vor einem Kasten kniet.

Ein Mann in einem enganliegenden grauen Anzug rennt auf den Höhleneingang zu, trifft auf die flirrende Wand. Ein Summen ertönt, es knistert, und der Mann wird in hohem Bogen durch die Luft geschleudert und stürzt mit einem grässlichen Schrei in die Tiefe.

Ein Schuss pfeift, dann noch einer. Die flirrende Wand verschwindet, unter dumpfem Gepolter rollt der Weißgepanzerte den Hang hinunter, wobei er einen Unterarm verliert, und bleibt mit verrenkten Gliedern vor meinen Füßen liegen. Mit Entsetzen erkenne ich in dem Armstumpf Kabel und verbogene Stäbe; durch das Loch in der Brust sehe ich ein geborstenes Kristallding. Das ist kein Mensch, das ist eine Maschine! Eine Maschine, die läuft wie ein Mensch, die spricht wie ein Mensch, die ... denkt wie ein Mensch?

Ich schreie auf und laufe in den Berg hinein. Hinter mir ertönt eine befehlsgewohnte Stimme: „Prinzessin, hierher!“

Ich bin keine Prinzessin, für mich gilt der Befehl nicht. Wie ein gehetztes Tier durchquere ich die große Höhle und biege in den abwärts führenden Tunnel, durch den zu meiner Zeit vermutlich die Züge der Jungfraubahn zahlungskräftige Touristen nach oben brachten. Hinter mir höre ich die Schritte der Verfolger.

Von rechts nehme ich einen Lichtschein wahr, das muss eine der früheren Aussichtsplattformen sein. Ich biege ab, nehme Anlauf und hechte mich in die Tiefe, einem gnädigen Tod entgegen.

Hoffentlich.

[PS: Der Schauplatz der letzten Szenen ist die Schweiz, wo tatsächlich oben am Jungfrauoch ein unterirdischer Bahnhof ist und die Jungfraubahn unter dem Eiger jede Menge Touristen nach oben bringt.]

Mittelerde - 1

Minerva befindet sich nun in Mittelerde, kurz bevor sich Frodo Beutlin mit dem Ring auf den Weg macht. Landschaften und Figuren sind eine Erfindung von J.R.R. Tolkien.

Ich liege mit ziemlich verdrehten Gliedmaßen in völliger Dunkelheit auf etwas Hartem, das rhythmisch bebt. Augenöffnen bringt nicht viel, in dem gespenstischen, fahlgrünen Lichtschein kann ich auch nichts erkennen. Kurze Bestandsaufnahme: meine Glieder gehorchen meinem Kopf, alles ist vollständig, ich bin allein. Im gedämpften Licht meines Zauberstabes entdecke ich, dass ich mich in einer künstlich geschaffenen Felsnische befinde; ringsum sind schwarzglänzende, behauene Steinwände. Vorsichtig stecke ich den Kopf in den Durchgang. Zu meiner Rechten findet sich ein geräumiger, dunkler Tunnel, an dessen fernem Ende ein lebensverheißendes Feuer flackert. Doch von dort kommt auch das Beben, es fühlt sich an, als würde ein gigantischer Schmiedehammer niedersausen. Es stinkt nach Fäulnis und Schwefel, einfach abstoßend. Ich wende mich nach links, darauf hoffend, dass es dort einen Ausgang gibt.

Nach ein paar Schritten sträuben sich meine Nackenhaare, ich habe das Gefühl von Gefahr im Rücken und laufe schneller, mich immer wieder umschauend.

Nach einer Ewigkeit gelange ich unbehelligt ins Freie. Ein breit ausgetretener Weg führt vom Tunneleingang bergab, doch ich traue dem Frieden nicht und schlage mich seitlich in die Büsche. Über Geröll und Baumwurzeln stolpere ich abwärts, überquere hastig eine Straße und lande schließlich am Ufer eines breiten Stromes. Glasklares Wasser fließt rasch an mir vorbei. Flussabwärts verbreitert sich der Strom zu einem See, an dessen Ende ich undeutlich zwei riesige Felssäulen erkennen kann. Dahinter befindet sich bestimmt ein gigantischer Wasserfall, ich kann das Rauschen hören. Einerseits drängt es mich, in den Fluss zu springen, mich von der Strömung durch das Tor treiben zu lassen und im Wasserfall endlich zu Tode zu stürzen. Andererseits habe ich keine Lust, schon wieder in einer fremden Welt zu erwachen und feststellen zu müssen, dass ich immer noch am Leben bin. Ich frage mich langsam nicht mehr, wieso es stets aufs Neue missglückt. Eigentlich hätte ich mir bei jedem einzelnen meiner Sprünge den Hals brechen müssen, aber ich bin immer noch unversehrt, mein Zauberstab steckte stets dort, wo er hingehört und mein Kleid sieht aus wie neu. Zauberei! Zauberei, die ich nicht verstehe.

Wenn ich schon am Leben bleiben soll, könnte ich doch wenigstens nach Hause gelangen, in die Welt der Muggel und Zauberer von Großbritannien! Ich müsste mir eine Arbeit suchen und lernen, allein zurechtzukommen, allein zu leben mit dem Andenken an Patrick, von dem mir nichts geblieben ist als zwei Ringe und viele Erinnerungen. Erinnerungen an schöne gemeinsame Tage. Erinnerungen, die wehtun.

Mit einem tiefen Seufzer wende ich mich flussaufwärts. Das Gefühl der Gefahr hat nachgelassen, trotzdem halte ich meinen Zauberstab einsatzbereit in der Hand, versuche geräuschlos zu gehen und sehe mich immer wieder um.

Drei Tage ziehe ich den Fluss entlang, unbehelligt, doch mit dem steten Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden. Allerdings kann ich keinerlei Präsenz in meiner Nähe spüren, egal, wie sehr ich mich bemühe.

Nachts schlafe ich sehr unruhig und mit dem Zauberstab in der Hand. Dauernd träume ich von einem riesigen Auge, das mich beobachtet. Es ist nicht das beruhigende, sanft grün strahlende Auge des weißen Einhorns. Es sieht überhaupt nicht aus wie das Auge einer mir bekannten Kreatur, es wirkt beängstigend, drohend, gefährlich. Fast wünsche ich mir das rätselhafte Einhorn in meine Träume zurück, doch es zeigt sich nicht und das ängstigt mich noch mehr. Ich hatte mich an den stumm-vorwurfsvollen Begleiter meiner Träume gewöhnt.

Plötzlich überfällt mich das irrationale Gefühl, dass ich auf dem anderen Ufer sicherer wäre. Panisch beginnt mein Herz zu rasen, Bäche von Schweiß rinnen meinen Rücken hinunter. Es ist das gleiche Gefühl wie in London, kurz bevor sich die schwarzen Gestalten näherten. Doch damals konnte ich die Präsenz von Zauberern spüren, während jetzt absolut niemand in meiner Nähe zu sein scheint. Ich stelle mich auf einen großen Stein am Ufer, den Zauberstab bereit, schaue und lausche. Nichts. Kein Geräusch als das Tosen des Wassers. Kein Vogel zwitschert mehr, kein Insekt summt. Es ist, als ob sich die Tiere verstecken.

Auf der anderen Seite des Flusses mache ich einen ebenso großen Stein aus, dorthin apparriere ich. Das Gefühl der Gefahr bleibt. Doch welcher Art ist die Gefahr? Werden mich Zauberer mit Flüchen angreifen? Dann wäre ein offener Kampfplatz besser, ich könnte Schutzschild-Zauber wirken und die Flüche abwehren. Oder zielen Wilde mit Pfeil und Bogen auf mich? Dann wäre Deckung im Gebüsch und ein Desillusionierungs-zauber besser. Auf jeden Fall muss ich von dem steilen Flussufer weg.

Weit komme ich nicht, ich befinde mich ein paar hundert Meter vom Fluss entfernt in einem lichten Wald, als sie plötzlich vor mir stehen, ohne dass ich ihre Präsenz spüren kann. Es sind große, schwarze, stinkende, gepanzerte Wesen mit grauenhaften Fratzen und riesigen Zähnen. Und sie haben alle Pfeil und Bogen dabei. Hinter mir sind auch welche. Ich bin umzingelt. Einer von ihnen, vielleicht der Anführer, er hat als einziger auf seinem Brustpanzer eine aufgemalte weiße Hand, brüllt mit rauer Stimme: „Ring her!“

„Niemals!“, schreie ich mit dem Mut der Verzweiflung.

Der Anführer stößt einen Schrei aus, die ersten Pfeile fliegen. Mühelos wehre ich sie ab. Die Wesen brüllen und schicken mir ganze Schwärme von Pfeilen um die Ohren. In Hogwarts habe ich an der freiwilligen Duellier- und Kampfausbildung teilgenommen, weil mein Vater darauf bestand. Was hatten wir nicht für Diskussionen deswegen. Duelltraining – das habe ich ja noch eingesehen; schnell genug gerät man in eine Situation, in der man seine Ehre in einem Zweikampf verteidigen muss. Aber wozu sollte ich lernen, wie man sich gegen Herden angreifender Riesen und Trolle verteidigt? Riesen gibt es nur weit weg im hohen Norden und Trolle leben einzeln in den Wilden Wäldern – dorthin wollte ich nie gehen. Jetzt aber bin ich Papa dankbar, dass er mich zu der Schinderei gezwungen hat. Obwohl – warum sollte ich mich wehren? Vielleicht geht ja einer der Pfeile direkt in mein Herz? Es sind dicke Pfeile mit tödlich aussehenden Spitzen. Ich brauche nur...

Weiter komme ich nicht mit dem Gedanken an den Tod, die eine Sekunde der Erinnerung, der Ablenkung hat gereicht und einer der Pfeile hat meinen Arm gestreift. Sofort verlässt mich der Mut, ich bringe es nicht fertig, still zu stehen und zu warten, bis mich ein Pfeil tödlich trifft.

Ohne nachzudenken, was ich tue, ziehe ich einen Flammenring um mich herum. Feuer ist genau das richtige Mittel gegen diese ekelhaften Kreaturen. Ihre Pfeile gehen in Flammen auf und sie selbst brüllen vor Schmerz (hoffe ich wenigstens.) Um mich herum liegen stöhnend sich windende und reglose schwarze Gestalten, doch ständig rücken neue Angreifer nach. Ich schleudere Flammen, Steine und kochendes Wasser. Der Anführer bleibt im Hintergrund und feuert seine Armee an.

Plötzlich spüre ich die Präsenz eines Zauberers. Im gleichen Moment verändert sich die Szenerie. Die schwarzen Gestalten erstarren, lassen ihre Bögen sinken. Ein letzter Pfeil fällt neben mir zu Boden. „Geht zurück!“, ruft der Zauberer, „überlasst sie mir.“ Die schwarzen Gestalten gehorchen und treten drei Schritte zurück.

Mittelerde - 2

Der Kreis der schwarzen Kämpfer öffnet sich. Ein alter Mann tritt hervor, gekleidet in blendend weiße Gewänder, mit weißen, glatten Haaren und einem langen weißen Bart. In der Hand hält er einen langen weißen Stab. Er strahlt eine unglaubliche magische Macht aus. Magische Macht und – Gier nach meinem Smaragdring.

„Seid begrüßt, Fremde“, sagt er mit sanfter Stimme, in der eine Spur Falschheit liegt. „Ich bin Saruman der Weise. Kommt mit, bei mir in Isengard seid Ihr sicher.“

Meine Gedanken setzen sich langsam wieder in Bewegung. Saruman der Weise also. DER WEISE. Wie anmaßend, sich selbst als weise zu bezeichnen. Professor Dippet hat einmal gesagt, die Bezeichnung „Der oder die Weise“ erhält man als eine Art Ehrentitel von anderen und es wäre absolut nicht weise, sich selbst so zu bezeichnen.

„Seid begrüßt, Saruman“, entgegne ich langsam. „Ich bin Minerva. Ich danke Euch für Eure Einladung nach Isengard, aber ich kann sie nicht annehmen, da ich andere Pläne habe.“ Ich habe Angst und ich fürchte, in Isengard eingesperrt zu werden. Oder schlimmeres.

Sarumans Gesicht verfinstert sich eine Sekunde lang, dann lächelt er. Das Lächeln erreicht seine Augen nicht und es liegt eine ziemliche Portion Überheblichkeit darin. Sein Blick ist auf meine linke Hand gerichtet und ich spüre sein Verlangen nach dem Ring. Nur über meine Leiche! Und im Moment habe ich gerade keine Lust, zu sterben.

„Edle Minerva, Ihr macht einen großen Fehler. Die Orks werden zurückkommen.“

Orks heißen die schwarzen Krieger also. Sie sind brutale Kämpfer ohne viel Hirn, das habe ich vorhin gemerkt. Sie handeln nur auf Befehl. Der Anführer hat meinen Ring verlangt, also musste es ihm jemand aufgetragen haben. Saruman? Ich befürchte es.

„Macht Euch keine Sorgen um mich, Saruman. Ich komme zurecht, ich bin nicht unbewaffnet.“

„Meint Ihr das Holzstäbchen da?“

Ich halte meinen Zauberstab in der rechten Hand, doch sein Blick ist nach wie vor auf die Linke gerichtet und ich spüre die Gier immer deutlicher.

„Oh, in dem Stäbchen steckt mehr als Ihr glaubt.“ Ich deute eine Verbeugung an. „Es war mir eine Freude, Euch kennengelernt zu haben, Saruman. Auf Wiedersehen.“

Ich habe einen Hügel erspäht, dorthin will ich apparieren. Doch Saruman ist schnell. Mit seinem Elfenbein-Zauberstab hält er mich fest. Die Sache wird interessant.

„Was wollt Ihr von mir?“, frage ich betont scharf.

„Ihr habt etwas, das mir gehört.“

„Was denn?“

„Den Ring mit dem grünen Stein.“

Die Katze ist aus dem Sack. „Unter welchen Umständen ist er Euch denn abhanden gekommen?“ Ich packe meinen Zauberstab fester.

„Er wurde mir vor einigen Jahren gestohlen.“

„Vor einigen Jahren? Dann ist es nicht Euer Ring, Saruman. Dieser hier befindet sich seit hundertfünfzig Jahren im Besitz meiner Familie.“

Saruman ist mächtiger als ich. Doch ich fürchte ihn nicht. Ich habe keine Zeit, mich darüber zu wundern.

Anscheinend habe ich ihn wütend gemacht. Seine Augen sprühen vor Zorn, er fasst seinen Stab mit beiden Händen.

Ich mache mich auf ein hartes Duell gefasst.

Saruman bläht sich auf das Dreifache seiner normalen Größe auf und beugt sich vor.

Billiger Trick.

„Gib mir den Ring oder du bist des Todes!“, brüllt er und schleudert einen Blitz, den ich leicht ablenken kann. Ein großer Felsblock zersplittert und keinesfalls zufällig wird Saruman von einem Brocken getroffen.

„Der Ring gehört mir und ich werde ihn zurückbekommen!“

„Der Ring gehört mir und ich werde ihn behalten!“ Ich will den Ring mit ins Grab nehmen und nicht irgendeinem alten Mann überlassen.

„Dein letztes Wort, Minerva?“

„Mein letztes Wort, Saruman!“

Er versucht, mich zu töten. Ich wehre mich instinktiv, verteile Flüche, die ich bis dahin kaum kannte, versuche, Sarumans Elfenbeinstab zu zerstören. Das alles tue ich eher unbewusst, es ist, als ob mein Zauberstab von alleine agiert.

Der Kampf ist endlos, es wird schon dunkel, als ich endlich Zeichen der Erschöpfung bei meinem Gegner erkenne. Allerdings schnappe ich selber nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Wer dieses wahnsinnige Duell gewinnt, hängt wohl von der Kondition ab. Und Saruman, der aussieht, als wäre er zweihundert Jahre alt, kämpft wie ein junger Hüpfen.

Plötzlich ist alles in grünes Licht getaucht. Der Smaragd an meinem Finger erglüht, ich strecke Saruman die Faust entgegen, der Lichtstrahl trifft seine Augen. Er stößt einen Schmerzenslaut aus, stößt mit seinem Stock auf den Boden und ist verschwunden.

Er hat sich nicht unsichtbar gemacht, er ist wirklich weg, ich spüre keine Präsenz mehr. Doch was, wenn jetzt diese Orks wiederkommen? Die kann ich nicht spüren. Ich muss... mich... verstecken... und... ausruhen... Alles dreht sich um mich herum, ich sehe bunte Sterne und gleite ins Nichts.

Mittelerde - 3

Schlafe ich? Wache ich? Ich sehe nichts.

„Hierher, Legolas. Hier ist sie.“ Wie durch Watte höre ich die Stimme einer Frau. Ich will mich bewegen, aber meine Glieder gehorchen mir nicht.

Wieder versinke ich im schwarzen Nichts.

Dann fühle ich mich hochgehoben. Mein Kopf liegt in einer Armbeuge, an meiner Wange fühle ich weichen gewebten Stoff und darunter Muskeln aus Eisen. Ein gleichmäßiges Auf und Ab setzt ein, mir wird übel. Es gelingt mir, zu stöhnen, ehe ich zu würgen beginne. Mein Träger setzt mich ab, so dass mein Mageninhalt – weiter nichts als bittere Galle – auf dem Erdboden landet und nicht auf seinen Kleidern. Mir ist schwindlig.

„Trink!“ Ich spüre, wie ein Gefäß an meine Lippen gesetzt wird, und schlucke. Etwas würzig-süßes rinnt meine Kehle hinunter, breitet sich in meinem Magen aus, steigt mir zu Kopfe. Ich schlafe ein.

Meine Träume sind so bunt wie der riesige Tuschkasten, den ich einmal besessen habe. Er war ein Geschenk von Lady Viviana zu meinem sechsten oder siebten Geburtstag und verknüpft mit der Erwartung, dass ich nach einem kurzen Malkurs in perfekter Aquarelltechnik ausstellungsreife Bilder erschaffe.

Lady Viviana war die jüngere Schwester meines Vaters, allerdings waren weder sie noch der Mann, der sie heiratete und wieder verließ, sobald er ihre Launen kennengelernt hatte, von Adel. Aber Tante Susan (so lautete ihr richtiger Name, doch das war ihr zu gewöhnlich) war eine Künstlerin, malte Bilder und verkaufte ab und an eines und meinte, dies gäbe ihr das Recht auf allerlei Macken und Exzentriken. Bei ihrem nächsten Besuch verlangte Lady Viviana die von mir erschaffenen Kunstwerke zu sehen. Nun war und ist Malen und Zeichnen etwas, wofür mir jedes Talent fehlt und dementsprechend sahen die beiden Bilder aus, die ich in einem Anflug von Langeweile zusammengekleckst hatte.

Lady Viviana rief theatralisch: „Mein Gott! Mädchen, wie kannst du nur die teuren Farben so verschwenden!“ Sie atmete hektisch ein und aus, dazwischen stieß sie hervor: „Das sieht doch aus, als...“, hechel, hechel, „da malt doch jeder Schimpanse besser“, hechel, hechel, „hast du denn gar kein Gefühl für Farbkomposition? Königsblau und Lindgrün – das, das beißt sich doch!“ Und so ging es ohne Unterbrechung eine Viertelstunde lang. Schließlich sank Lady Viviana in den nächstbesten Sessel. Meine Mutter fing an zu kichern: „Susy, dein lindgrünes Kleid beißt sich mit meinem blauen Sessel.“

„Kunstbanausen seid ihr, alle miteinander! Jawohl, Kunstbanausen!“ Voller Empörung rauschte Tante Susy hinaus und ward eine Weile nicht mehr gesehen. Was aus dem Tuschkasten geworden ist, weiß ich nicht, angefasst habe ich ihn jedenfalls nicht mehr.

Noch mehr Erinnerungsfetzen aus der Kindheit huschen durch meine Träume: Ich laufe mit meiner Schwester über eine Wiese, wir versuchen, Schmetterlinge zu fangen. Das ist keine Kunst, wenn man die Tiere einfach bitten kann, sich auf den Finger zu setzen. Arabella weint, weil es ihr nicht gelingt...

...

Die Muggel-Grundschule. Ich stehe vor dem gewaltigen Backsteinkoloss, ein winziger Zwerg mit einem riesigen Schulranzen...

...

Der Garten meiner Großmutter. Alle Pflanzen stehen in Reih und Glied, kein Unkrauthälmmchen dazwischen. Ich will an einer Blüte schnuppern. Großmutter schreit: „Minerva, lass das!“, und zieht mich aus dem Beet...

Träume ich das alles wirklich oder bin ich wach und erinnere mich, weil ich Musik höre, die der gleicht, die meine Mutter immer gemacht hat? Sie besaß eine Glasorgel, ein seltenes und wertvolles Instrument, mit dem man Töne erzeugen konnte, die Mom immer „sphärische Klänge“ nannte. So etwas Ähnliches dringt an mein Ohr, während ich liege und zwischen Schlaf und Wachsein hänge.

...

Wandertag. Wir spazieren durch einen Park, brav in Zweierreihe, links die Jungen, rechts die Mädchen, ordentlich an den Händen gefasst, im Gleichschritt. Von hinten kommandiert Fräulein Pfennigfuchs.

Der Name passte zu ihr. Die ältliche, verkniffen wirkende Frau, die nie etwas anderes trug als dunkle handgestrickte Kleider und derbe Schuhe, war bekannt für ihren Geiz, ihre Streitsucht und ihre unangenehme Art, Essen zu schnorren. Regelmäßig tauchte sie genau zur Teezeit bei den Eltern ihrer Schüler auf; die Gastfreundschaft gebot es, der ungeliebten und ungebetenen Besucherin etwas anzubieten.

Fräulein Pfennigfuchs war und ist für mich der Inbegriff der schlechten Lehrerin. Schüler sollten vor ihren Lehrern Respekt empfinden, aber keine Furcht. Doch genau darauf war Fräulein Pfennigfuchs aus, sie wollte die gefürchtetste Lehrerin im ganzen Gebiet sein und sie WAR die gefürchtetste Lehrerin im ganzen Gebiet.

Die erste Schulstunde meines Lebens begann mit einem „Ruhe!“-Schrei, dann brachte Fräulein Pfennigfuchs uns bei, wie wir akkurat in unseren Bänken zu sitzen hatten: kerzengerade, die Füße unter dem Tisch akkurat nebeneinander und die Unterarme akkurat übereinander auf dem Tisch. Zum Schreiben kam das Heft akkurat auf das Pult, die linke Hand ruhte auf dem akkurat ausgerichteten Löschblatt.

„Akkurat“ war das Lieblingswort von Fräulein Pfennigfuchs. Es bedeutete soviel wie ordentlich ausgerichtet, gerade, parallel.

Diese akkurate Sitzhaltung hatten wir stets einzunehmen und wir durften uns nicht rühren. Wer sich bewegte, besser: von wem Fräulein Pfennigfuchs behauptete, er habe sich bewegt, musste aufstehen und den Rest der Stunde im Stehen verbringen. Mitunter stand die ganze Klasse. Auf dem Stapel der Bücher und Hefte hatte ganz oben das „Heft für Mitteilungen an die Eltern“ zu liegen, das Fräulein Pfennigfuchs dann und wann an sich nahm, um etwas einzutragen, das anderntags von den Eltern unterschrieben sein musste. Rote Einträge bedeuteten Tadel, Lob sollte grün geschrieben sein. Ich kann mich nicht erinnern, dass auch nur einer von uns mal einen grünen Eintrag hatte, ich bezweifle, dass Fräulein Pfennigfuchs überhaupt einen grünen Stift besaß.

Nachdem wir die letzten beiden Unterrichtsstunden damit zugebracht hatten, die Pfennigfuchs'schen Benimmregeln aufzusagen – erst alle zusammen, dann jeder einzeln und dann noch einmal im Chor – tat mir alles weh und ich wollte nie wieder in die Schule gehen. Nur der straffen Hand meines Vaters und der unendlichen Überzeugungsfähigkeit meiner Mutter ist es zu verdanken, dass ich nicht schon in der ersten Woche zur Schulschwänzerin wurde.

Meinem Großvater verdanke ich es, dass ich am Ende der ersten Klasse fließend lesen und nach der zweiten das Einmaleins anwenden konnte.

Beschwerden über Fräulein Pfennigfuchs waren zwecklos – der Schuldirektor war ihr Bruder und der Studienrat ihr Vater.

Wie anders war der Unterricht von Albus Dumbledore! Er schrie nicht, doch wir waren alle mucksmäuschenstill. Er befahl nicht, trotzdem folgten wir unverzüglich seinen Anweisungen. Er traktierte uns nicht mit sinnlosen Hausaufgaben, dennoch übten wir fleißig. Die meisten von uns jedenfalls.

Jetzt bin ich richtig wach. Die Musik ist verstummt, Sonnenstrahlen blitzen durch die Blätter. Ich liege in einem Nest auf einer Plattform im Wipfel eines Baumes. Irgendwo unter mir höre ich Stimmen, mehrere Männer und eine Frau. Sie reden anscheinend über mich, mehrmals höre ich das Wort „Legolas“. Ein Name?

Wäre nicht ein leises metallisches Klirren gewesen, hätte ich ihn wohl gar nicht kommen gehört. Geschmeidig wie eine Katze klettert ein junger Mann auf die Plattform, er lächelt mich freundlich an. Eine seltsame Erscheinung. Er ist äußerlich jung, doch in seinen Augen liegt die Weisheit von Jahrzehnten. Sein Körper ist schlank, den geschmeidigen Bewegungen nach verfügt er über gut ausgebildete Muskeln. Das blonde Haar hängt ihm glatt auf den Rücken herab, spitze Ohren lugen hervor. Ein Elf?

„Willkommen in Lothlorien, fremde Magierin“, sagt er. Seine Stimme klingt angenehm. „Ihr braucht keine Angst zu haben, bei uns Waldelben seid Ihr sicher.“ Nach einem raschen Blick in meine Augen, in denen er wohl meine Zweifel lesen kann, setzt er hinzu: „Ihr braucht euch wirklich nicht zu fürchten. Mein Name ist Legolas, ich bringe Essen und Trinken. Wir Waldelben sind friedlich, Euch wird nichts passieren, vertraut mir.“

„Ich vertraue nichts und niemandem!“, fauche ich. „Dafür bin ich zu oft getäuscht worden!“

Legolas tritt einen Schritt zurück und stellt vor mich hin, was er mitgebracht hat. „Esst ruhig etwas, es ist die gleiche Speise, die wir alle genießen.“ Er schenkt mir noch ein Lächeln, das die Kruste um mein Herz gefährlich aufweicht, und verschwindet.

Mein Magen knurrt, vorsichtig schnuppere ich an der Schale. Sie enthält eine Art Getreidebrei, aromatisch nach Kräutern duftend und mit goldgelben Fetttröpfchen besprenkelt. Ich koste vorsichtig, kann nichts Verdächtiges finden und putze die Schale leer. Der Becher enthält frisches, klares Wasser mit einem leichten

Blütenaroma.

Ich fühle mich müde und schlapp, also bleibe ich einfach in meinem Nest liegen. Das goldgrüne Spiel der Sonnenstrahlen verwirrt meine Sinne, die Gesänge der Elben wecken die Sehnsucht nach dem Tode.

Ob sie mich daheim schon für tot erklärt haben? Wahrscheinlich nicht, vermutlich sucht mich niemand. Keiner wird mich vermissen.

„Doch“, flüstert das weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen, „doch, sie vermissen dich.“

Ich schnaube: „Wer ist schon noch da, dem ich etwas bedeute?“

Für einen Moment erwache ich. Ein Elb ist erschienen, stellt mein Essen hin, lächelt mir freundlich zu und geht lautlos. Sie wechseln sich dabei ab, mich zu versorgen, alle sind sie freundlich und schön, alle verschwinden sie leise.

Was die Elben wohl mit ihren Toten machen? Begraben sie sie zwischen den Baumwurzeln oder werden sie in einer feierlichen Zeremonie verbrannt?

Begräbnisfeiern sind etwas ganz Merkwürdiges. Man weint auf dem Friedhof, dann geht man und trinkt auf den Toten und dann werden Erinnerungen ausgetauscht. Spätestens nach der dritten Runde zu Ehren des Verblichenen gluckst hie und da ein kleines Lachen auf, das sofort als ungehörig unterdrückt wird. Doch Lachen lässt sich nicht lange unterdrücken, es feuert die fröhlichen Erinnerungen an und auf so mancher Leichenfeier wird am Ende lauthals gelacht und immer, wenn Ruhe einkehren will und die Trauer Klöße in den Kehlen wachsen lässt, fällt einem etwas ein und er sagt: „Wisst ihr noch, damals...?“ und es ist spät, wenn die letzten gehen. War der Verstorbene aber ein alter Griesgram, so wie der Bauer auf dem Gehöft neben meiner Tante, ist die Feier kurz und leise, weil jeder denkt „endlich sind wir den los“ und niemand schöne „Wisst-ihr-noch“-Erinnerungen hat.

Ganz langsam und allmählich komme ich wieder zu Kräften. Ich verbringe mehr Zeit im Wachzustand und verstehe inzwischen die Lieder der Elben. Sie singen von vergangenen goldenen Zeiten, vom weißen Baum des Lebens, von Tanz und Liebe, aber auch von Bedrohung und dunklen Schatten.

Dunkle, bedrohliche Schatten.... Die schwarzen Gestalten daheim tauchten auch auf wie Schatten aus dem Dunkel. Sie waren bedrohlich, denn sie töteten jeden, der ihnen vor die Zauberstäbe kam. Doch spürte man ihre Präsenz nicht als Präsenz des Bösen, sondern einfach nur als Mensch in der Nähe. Merkwürdig. Oder vielleicht auch nicht. Was, wenn die Schwarzen einfach nur gedungene Mörder waren? Ganz normale Zauberer, die sich Masken überzogen und losgingen, um Leute zu töten? Denn sie hatten es nicht nur auf Patrick und mich abgesehen. Monatelang hatte man immer wieder furchtbar zugerichtete Leichen gefunden und immer wieder wurden schwarzgekleidete, maskierte Männer am Tatort gesehen.

„Der schwarze Tod greift nach mir“ – dies waren die letzten Worte meiner Großmutter, übermittelt per Patronus. Mein Vater glaubte wie alle anderen auch, seine Mutter hätte einen Herzanfall gehabt und vielleicht noch gespürt, dass ihr Ende nahte. Was, wenn der „schwarze Tod“ nicht übertragen gemeint war, sondern personifiziert vor ihr stand? Ein Muggelarzt kann die Folge eines Herzanfalles nicht von der eines Fluches unterscheiden, wie denn auch!

Möglicherweise litt meine Cousine gar nicht unter Wahnvorstellungen, sondern der schwarze Mann, der ihr folgte und sie anfasste, sobald sie das Haus verließ, existierte tatsächlich. Lizzy konnte sein Gesicht nicht beschreiben, deshalb glaubte ihr niemand. Ein unter einer Kapuze verborgenes Gesicht ist nun mal nicht zu erkennen! Und vielleicht bedeutete das Wort „angefasst“, das Lizzy immer benutzte, in Wahrheit „vergewaltigt“, denn als sie sich aufhängte, war Lizzy schwanger, dabei war es ein offenes Geheimnis, dass sie reife Frauen bevorzugte.

Und mein Vater.... Die abstruse Geschichte, die der LKW-Fahrer erzählte, klang wirklich nicht glaubwürdig. Oder warum sollte jemand, der geradeaus eine Straße entlang läuft, plötzlich auf die Fahrbahn springen? Dem schwarzen Schatten am Straßenrand hatte niemand eine Bedeutung beigemessen.

Noch mehr meiner Verwandten und Bekannten waren auf mysteriöse oder gewaltsame Art aus dem Leben geschieden, nur ich bin übrig geblieben. Warum?! „Warum kann ich nicht sterben, warum nicht?“

Ich habe nicht gemerkt, wie sie an mein Nest getreten ist, aber plötzlich steht sie neben mir: eine große, schlanke, Gestalt in wehenden weißen Gewändern. Die spitzen Elbenohren lugen aus ihren langen blonden Locken. „Warum willst du sterben?“, fragt sie mit sanfter Stimme.

Ich hatte absolut nicht vor, irgendjemandem hier von meinem Leid zu erzählen, doch jetzt bricht es aus mir heraus. Ich rede wie ein Wasserfall und schäme mich dafür, aber stoppen kann ich es nicht.

Schließlich versiegen meine Worte wie ein Fluss, der von einem austrocknenden See gespeist wurde. Galadriel sieht mir in die Augen.

Frage mich bitte keiner, woher ich ihren Namen kenne, das Wissen ist einfach da. Galadriel ist die ungekrönte Königin von Lothlorien, niemand hat sie zur Anführerin der Waldelben gewählt, doch sie folgen alle ihren Worten. Galadriel hat eine eigenartige Ausstrahlung. Sie wirkt alt und jung, kühl-abweisend und warm-herzlich zugleich. Wenn sie einem in die Augen schaut, dann sieht sie bis auf den Grund der Seele.

Jetzt gerade mustert sie mich bis in die schwärzesten Tiefen. Leise sagt sie: „Unsere Altvorderen haben von Toren zwischen verschiedenen Welten erzählt. Nur eine bestimmte Gruppe von Magiern durfte durch diese Tore hindurch von einer Welt in die andere, sie brachten Wissen und Weisheit zu den Völkern. Die Tore wurden von Priestern bewacht, die dafür sorgten, dass nur die Eingeweihten hindurchgingen. Doch vor Zeiten wurden diese Magier immer weniger, niemand kam mehr, um Kunde von fremden Völkern zu bringen. Die Priester gingen weg, die Weltentore gerieten in Vergessenheit. Das war lange bevor wir Lothlorien besiedelten.“

Sie schweigt; ihr Blick schweift in die Ferne. Unten singen die Elben, es ist ein verhaltener Gesang über die Schönheit der Bäume.

„Weswegen hat Saruman dich angegriffen?“

Ich zucke zusammen, denn ich war mit den Gedanken weit weg, daheim.

„Er wollte meinen Ring.“

„Welchen der beiden?“

„Den mit dem Smaragd. Saruman hat behauptet, er wäre sein Eigentum gewesen und sei ihm gestohlen worden, doch der Ring befindet sich seit vielen Generationen im Besitz der Familie meines Mannes.“

„Dieser Ring ist kein gewöhnlicher Ring, das spüre ich. Er hat Macht.“

„Manchmal leuchtet der Smaragd im Dunkeln.“

„Zeigst du ihn mir, bitte?“

Zögernd greife ich nach dem Ring. Galadriel hält die Hand nicht fordernd auf, aber sie erwartet, dass ich ihr das Schmuckstück gebe. Sie lächelt. „Keine Angst, du bekommst ihn zurück.“

Ich ziehe den Ring ab und fasse den Zauberstab. Galadriel legt den Ring auf ihre Handfläche und betrachtet ihn. Er funkelt, als ein Sonnenstrahl darauf fällt. Schließlich fasst sie mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand den Goldreif und legt den rechten Mittelfinger auf den Stein. So verharrt sie minutenlang, in sich gekehrt.

Langsam reicht sie mir den Ring zurück. „Diesem Ring wohnt eine Macht inne, die ich nicht zu deuten weiß. Er ist von fremden Wesen gemacht, und er ist nicht von dieser Welt. Saruman hat kein Recht, ihn zu besitzen. Er sucht bestimmte Ringe, aber dieser gehört nicht dazu.“

Galadriel spricht in Rätseln, aber ich wage nicht, zu fragen.

Mittelerde - 4

Mir geht es wieder schlechter. Ich friere, friere, friere und kann nicht aufhören zu zittern. Galadriel meint, das käme von einem Fluch, den mir dieser Saruman verpasst hat. Er ließe die Lebensenergie aus mir fließen. Nur, dass mein Lebensflämmchen einfach nicht verlöschen mag.

Merkwürdig, die einzige warme Stelle an meinem Körper ist der Finger, an dem der Smaragdring steckt.

Legolas hat mir gestern Abend das Essen gebracht und dabei kurz mein Handgelenk angefasst, so als wollte er mir den Puls fühlen. Später, als ich in jenem Zustand zwischen halb wach und halb schlafend lag, in dem man meint, alles zu sehen und zu hören, was um einen herum passiert, aber in Wirklichkeit gar nichts mitbekommt, kam er wieder, kroch unter meine Decken und schmiegte sich an mich. Tat das gut, auf diese Weise gewärmt zu werden!

Ich weiß nicht, ob der Rest nur ein Traum war. Aber eines weiß ich ganz gewiss: der Elb ist ein Mann mit allem drum und dran.

Es ist möglich, Elben mit Gewalt zu töten, aber eigentlich sind sie unsterblich. Ich habe zwar als Hexe eine höhere Lebenserwartung als die Muggel, aber auch ich bin anfällig für Krankheiten und den Tod. Was würde passieren, wenn ich von Legolas ein Kind empfinde?

Ich wage nicht, zu fragen, denn ich habe das Gefühl, dass Galadriel besser nicht weiß, dass Legolas bei mir liegt. Im Grunde genommen ist es müßig, darüber nachzudenken; seit ich diese Insel der Jungfrauen verlassen habe, hatte ich keine Monatsblutungen mehr und das ist jetzt schon – ich erschrecke und rechne noch einmal nach. Doch, das ist schon über ein Jahr her. In diesem Jahr habe ich unzählige Male versucht, Selbstmord zu verüben. Und jedes Mal hat eine geheimnisvolle Macht es verhindert. Ich habe diese Macht gespürt, immer wieder. Habe Dinge gesagt und getan, die genau das Gegenteil waren von dem, was ich sagen und tun wollte. Damals im Blumenland wollte ich mich umdrehen und von der Klippe springen, und doch habe ich mich in die andere Richtung gewandt und bin im Dorf geblieben. Lange, viel zu lange habe ich mich von dem dauernden Gelächter quälen lassen, habe das oberflächliche, leere Leben mitgelebt, mich überflüssig und fremd gefühlt. Nur während der verregneten Tage, als ich den Kindern das Mensch-ärgere-dich-nicht-spielen beigebracht habe, da habe ich so etwas wie Ablenkung, Erfüllung, Befriedigung verspürt. Da war ich zu etwas nütze. Aber seitdem...

Es raschelt neben mir. Mühsam öffne ich die geschwollenen Augen. Es ist Galadriel. Hinter ihr kommt ein alter Mann in grauen Kleidern auf die Plattform. Er kommt mir vage bekannt vor, mir ist, als hätte ich ihn schon einmal gesehen. Ein Zauberer! Ich spüre die Macht, die von ihm ausgeht. Sollte er die Absicht haben, mir mit einem Fluch ein Ende zu bereiten – nur zu, ich kann mich nicht wehren.

Ich höre die beiden miteinander reden. Über mich.

„Sie versteht die Sprache der Elben, sagst du?“

Galadriel nickt. „Sie spricht, als wäre sie eine von uns, aber sie kommt aus einer anderen Welt.“

„Das ist merkwürdig“, sagt der alte Mann mehr zu sich selbst.

„Dieser Ring, den sie trägt, der ist auch nicht von hier?“

„Ganz sicher, Mithrandir. Ich habe ihn untersucht, er ist keiner von den dreien. Und der eine schon gar nicht.“

„Wo der eine ist, glaube ich zu wissen.“

„Hier kann sie nicht bleiben. Aber sie ist zu schwach zum Reisen.“

Am liebsten würde ich mich von der Plattform stürzen, aber ich fürchte, ich komme nicht mal bis zum Rand. Es dreht sich schon alles, wenn ich nur versuche, den Kopf zu heben.

Ich dämmere vor mich hin.

Einmal spüre ich, wie zarte Hände – Galadriel? – meinen Finger berühren und den Smaragdring dreimal drehen. Dann – Sekunden später oder Tage - bekomme ich etwas kaltes, leicht süß schmeckendes eingeflößt.

Beginnend von meinem Finger breitet sich Wärme in meinem Körper aus. Ich meine, Legolas wieder nahe bei mir zu spüren, einmal? Zehnmal? Alles versinkt in grauem Nebel.

Mittelerde - 5

Endlich bin ich wieder stark genug, um aufzustehen und vom Baum zu steigen. Die Elben bieten mir einen Platz am Feuer und Essen an.

Ich sehe Galadriel mit Legolas reden. Ihre Worte kann ich nicht hören, aber die Gesten sind eindeutig: Abschied. Galadriel schickt Legolas weg! Das darf nicht sein! Ich will aufspringen und hinlaufen oder wenigstens rufen, aber alles an mir ist wie gelähmt. Ohnmächtig sehe ich zu, wie Legolas losläuft. Als hätte er meine Blicke gespürt, dreht er sich noch einmal um und winkt mir zu. Ich winke traurig zurück.

Kaum hat Legolas den letzten Hausbaum hinter sich gelassen, setzt er sich in Trab und ist Augenblicke später verschwunden. Unwillkürlich seufze ich.

Etwas ist anders. Die Elben singen nicht mehr. Stattdessen stehen und sitzen sie in kleinen Gruppen zusammen und diskutieren. Wahrscheinlich reden sie über Legolas und mich, denn sobald ich mich ihnen nähere, verstummt jedes Gespräch. So etwas habe ich selbst auch schon mitgemacht.

Abraxas Malfoy hatte alles, was einen jungen Zauberer attraktiv machte: er leistete Übertreffendes mit dem Zauberstab, seine Eltern hatten Geld und Einfluss und lange Stammbäume reinsten Blutes, er war charmant und er sah verdammt gut aus. Für mich hatte Abraxas nur einen einzigen kleinen Fehler: er war Slytherin-Schüler. Umso erstaunter waren wir, als wir gerüchteweise hörten, Professor Eckenthorpe hätte Malfoy mit Amanda Bones erwischt. Das gab ein Gerede! Ausgerechnet Amanda! Das graue Mäuschen, das tagein, tagaus langweilige Zöpfe trug, kein einziges Schmuckstück besaß, Schminke verabscheute, das ängstliche Häschen, das in Gegenwart männlicher Wesen kaum ein Wort herausbrachte, ohne zu stottern, ausgerechnet Amanda ging mit Abraxas Malfoy? Rund um die Uhr steckten wir die Köpfe zusammen, stellten Vermutungen an, tuschelten. Und immer, wenn Amanda auch nur andeutungsweise in Hörweite geriet, wurden wir schlagartig still oder redeten übers Wetter.

Kein Wunder, dass Amanda ganz verstummte. Nur nachts im Bett, da weinte sie. Und wir lachten über sie.

Wir haben sie ausgelacht. Ich habe damals ganz selbstverständlich mitgemacht, obwohl ich gesehen habe, dass Amanda unter unseren Gemeinheiten litt. Ich redete mir selber ein, dass sie es nicht anders verdient habe...

Und jetzt bin ich diejenige, über die getuschelt wird. Nun ja, ich habe es verdient. Ich hätte Legolas wegschicken können. Amanda konnte Malfoy damals nicht wegschicken. Professor Eckenthorpe hatte ihn erwischt, als er Amanda Gewalt antun wollte...

Mittelerde - 6

Galadriel winkt mich zu sich und bedeutet mir, ihr zu folgen. Hintereinander gehen wir auf einem schmalen Pfad unter dem goldgrünen Blätterdach der Bäume Lóriens, zwei schweigende Damen in Weiß.

Galadriel bewegt sich beim Gehen kaum, würde nicht das Laub im Rhythmus ihrer Schritte rascheln, könnte man meinen, sie schwebe.

Stundenlang laufen wir so, verlassen den Wald, nähern uns einem Gebirge. Auf einer Kuppe am Fuße eines besonders hohen Massivs hält Galadriel an, dreht sich abrupt zu mir um und beginnt mit einer Stimme zu sprechen, die mir das Blut in den Adern gefrieren lässt: „In ihren Erzählungen berichteten unsere Alten von Toren zwischen verschiedenen Welten, doch nur wenige hatten die Gabe, diese Tore zu finden und zu durchschreiten und lediglich einzelnen Eingeweihten war es gestattet, die Tore zu benutzen und Wissen von einer Welt in die andere zu bringen.

Du magst vielleicht die Gabe haben, aber du bist nicht eingeweiht. Aber nach Mittelerde gehörst du auch nicht, also geh.“

Wie betäubt stehe ich da und versuche, den Sinn ihrer Worte zu erfassen. Was habe ich denn getan, dass diese Frau mich so hasst? Hasst sie mich wirklich oder bin ich einfach nur ein Fremdkörper im Reich der Elben? Legolas...

„Gehe hinein in die Minen von Doria. Nicht weit hinter dem Eingang befindet sich eine Brücke und in den Tiefen darunter ist das Tor. Spring hinunter, wenn du den Mut hast, finde den Weg in Deine Welt oder den Tod. Tu was du willst, aber verlasse Mittelerde. Du bringst den Lauf der Dinge durcheinander.

Geh jetzt, sofort. Ich wünsche Dir Glück auf Deiner Fahrt.“

Sie dreht sich um und geht zurück. Nach ein paar Schritten scheint sie sich aufzulösen. Natürlich muss jemand wie die Elbenkönigin nicht meilenweit zu Fuß gehen. Sie hat es nur getan, um mich, die Fremde, den Störenfried, wegzubringen. „Spring hinunter, wenn du den Mut hast, finde den Tod“ hat sie gesagt. Genau das ist es, wonach ich mich sehne. Kurz entschlossen wende ich mich dem Gebirgsmassiv zu, wo ich undeutlich den Eingang in diese Minen sehen kann. Hoffentlich sind dort keine Bergleute mehr, die mich von dem Sprung in die Tiefe abhalten könnten.

Nicht lange und ich stehe vor einem gigantischen Tor in den Berg. Die Brücke kann ich auch schon sehen. Ohne eine Sekunde zu zögern, gehe ich auf sie zu. In ihrer Mitte halte ich an und spähe in die Tiefe. Es scheint der Schlund eines Vulkans zu sein, unter mir kocht und brodelte eine glühende Masse. Einen Sturz dort hinein kann man unmöglich überleben. Und doch schiebt sich vor meine Augen das vage Bild eines schwarzen Loches in der Kraterwand, ich habe das Gefühl, dass mich eine unsichtbare Kraft dorthin zieht.

Ärgerlich schüttele ich mich und springe.

Zwischenstopp im Irgendwo

(eigene Erfindung)

Es summt und brummt von überallher, alles dreht sich. Um mich herum tanzen dutzende verschwommene weiße Einhörner. Sie verschmelzen miteinander, werden deutlicher und langsamer. Schließlich ist nur noch eines da, es bleibt stehen, schaut mich aus smaragdgrünen Augen an. Dann schüttelt es die Mähne, dreht sich um und läuft weg. Ich bleibe zurück, finde mich in einer staubigen Einöde sitzend wieder. Mit wackeligen Beinen stehe ich auf. Über mir gleißt eine grelle Sonne am blau-violetten Himmel, um mich herum ist nichts als gelbgrauer Staub. Ich könnte mich an Ort und Stelle zum Sterben niederlegen.

Verdursten ist kein schöner Tod.

Wie von einer Feder getrieben setze ich mich in Bewegung, gehe in die Richtung, in der ich einen bunten Flecken vor einem grünen Hügel erkennen kann.

Mit Einbruch der Abenddämmerung bin ich dort. Die Stadt – wenn der Ort diese Bezeichnung verdient – sieht eigenartig aus. Vier- und fünfstöckige Fachwerkhäuser neigen sich über den schmalen Straßen einander zu. Es herrscht ein reges Treiben in den Gassen, wer nicht mit anderen schwatzend herumschlendert, schlängelt sich gewandt durch die Grüppchen, nach allen Seiten laute Grüße schickend. Alle Leute hier, egal ob Männlein oder Weiblein, sind in kunterbunte Tücher gehüllt, die ständig herumflattern.

Jedes dritte Gebäude scheint ein Gasthaus zu sein. Trinkerlärm, schräge Musik und tausenderlei Essensgerüche wehen herum. Ich habe Hunger und Durst, wahrscheinlich muss ich mir mit Hilfe meines Zauberstabes etwas Geld beschaffen, um mein Essen zu bezahlen. Das ist an sich ganz einfach: man nimmt für Münzen runde Gegenstände, Knöpfe, Scheibchen von Ästen, Bachkiesel oder ähnliches, will man Geldscheine, kann man Blätter von beliebigen Bäumen pflücken. Den Dingen wird mit einem nicht allzu komplizierten Zauber das Aussehen von Geld gegeben und schon ist man zahlungsfähig. Die Sache hat nur einen Haken: Eine Minute nachdem das falsche Geld seinen Besitzer gewechselt hat, nimmt es seine ursprüngliche Gestalt wieder an. Dennoch kursieren Gerüchte, dass Stephen Selwyn den Reichtum seiner Familie genau damit begründet hat. In Muggelgeschäften soll er für Holzgeld teure Waren – Schuhe, Schweizer Uhren und dergleichen - erworben haben, die er dann im Zaubererviertel gegen harte Galleonen weiterverscherbelte.

Weniger Glück mit dieser Masche hatte Harold Prince, der in der Kneipe meines Großonkels damit angegeben hat. Zu seinem Pech befand sich unter den Gästen ein Spion des Aurorenbüros und Prince landete für ein paar Jahre in Askaban, wo Dementoren ihm das Hirn weichklopften.

Mein größtes Problem besteht im Moment darin, dass ich nicht weiß, wie hier das Geld aussieht.

Die Lösung naht schneller als gedacht. Am Gürtel des vor mir mehr hüpfenden als gehenden Mannes baumelt ein gelbseidenes Beutelchen, aus dem es verheißungsvoll klingelt. Ohne die Finger zu benutzen löse ich die Kordel und ein wahrer Münzregen ergießt sich auf die Straße, gefolgt von einem Fluch des Besitzers. „Genau deswegen bleibe ich bei meiner altmodischen Geldkatze“, sagt sein Begleiter und klopft sich an den Gürtel. Dort ist ein täuschend echt aussehender Katzenkörper befestigt. Alle vier Pfoten umklammern den Gürtel, der Schwanz steckt im Maul der Katze. Ich muss schlucken. Einmal habe ich versucht, an meinem eigenen Katzenschwanz zu nuckeln, nachdem ich das bei Nachbars Mieze gesehen hatte. Mir tat der Rücken furchtbar weh und das Fell kitzelte im Mund. Überhaupt halte ich nichts von Wäsche auf Katzenart.

Jedenfalls beteilige ich mich emsig am Aufsammeln der Münzen und am Ende haben sich die Bachkiesel in meinem eigenen Pompadour in blanke Münzen verwandelt.

Aufatmend betrete ich das nächstbeste Wirtshaus – nur um mit einem Anflug von Panik wieder hinauszulaufen und in das nächste zu gehen. Aber auch hier ist es so wie bei den Lokalen, in die ich bisher geschaut hatte: Speisen und Getränke werden nicht auf Bestellung gebracht, sondern die herumeilenden Kellner bieten an, was sie auf ihren Tablett haben und die Gäste bezahlen unter den überaus wachsamen Augen des Obers, was sie herunternehmen. Das heißt, dass meine Mogelei mit den Bachkieseln sofort auffliegen würde. Was soll ich nur tun? Patrick wüsste bestimmt einen Ausweg, er hatte immer eine Lösung parat, ehe ich auch nur angefangen hatte zu überlegen. Ich stehe hier wie bestellt und nicht abgeholt, kämpfe mit meiner Panik und weiß nichts Besseres als fluchtartig das Lokal zu verlassen und das nächste aufzusuchen.

Dabei gerate ich in eines, das größer ist als alle anderen zusammen. Hier herrscht ein unglaubliches Gedränge, Sitzplätze gibt es nur entlang der Wände, unzählige Leute stehen oder laufen herum. Ursache dafür dürfte wohl die Musikergruppe sein, die auf einer großen Bühne herumzappelt. Was die Instrumentalisten da oben produzieren, hat meiner Meinung nach mit Musik nichts zu tun, für mich ist es einfach nur ohrenbetäubender Krach. Das Publikum hier scheint es zu mögen, sie feuern die Musiker an, die noch mehr auf ihre Instrumente eindreschen. In dem Gewühle kann ich es wagen. Von einem Tablett schnappe ich einen Becher, von einem anderen ein Brötchen, bei dem auf beiden Seiten die Enden einer Wurst heraus schauen, und werfe meine Münzen in die dafür vorgesehene Schale. Schon während die nächsten beiden Kunden nach den Würsten greifen, schiebe ich mich durch die Menge und versuche, so viel Platz wie möglich zwischen mich und den Kellner zu bringen.

Es gelingt mir und ich genieße erleichtert meine Wurst, bis ich merke, dass ich mich in die falsche Richtung bewegt habe – weg vom Eingang. Das wäre Patrick nie passiert! Er hätte mich sicher nach draußen befördert. Ohne meinen Mann bin ich hilflos und tollpatschig, Patrick hatte schon Recht, wenn er meinte, er müsse immer gut auf mich aufpassen.

Die Traube, die sich vor der Bühne gebildet hat, wird immer größer, ich werde weiter abgedrängt und finde mich an der hinteren Wand wieder, die den Gasträum von der Küche trennt. Durch zwei Türen eilen die Kellner hinein und heraus, an den Herden herrscht Hektik.

Ich muss hier raus. Die Gefahr, mit meinen verwandelten Münzen entdeckt zu werden, besteht noch immer, dazu ist es hier hinten furchtbar heiß und stickig. Mir rinnt der Schweiß in Bächen am Körper hinunter, auch andere Leute haben dicke nasse Perlen auf der Stirn.

Inzwischen sitzt hier hinten niemand mehr, alle drängen in Richtung Bühne und zappeln zu dem Lärm. Ich versuche, mich zwischen der Menge und der fensterlosen Rückwand durchzuschieben, aber weit komme ich nicht, im Gegenteil.

Plötzlich dringen Scheppern und Schreie an mein Ohr. Jemand brüllt, als würde er bei lebendigem Leibe geröstet. Es kracht und knistert merkwürdig. Die Schreie werden lauter. Einige wenige Leute am Rand der Menschentraube werden unruhig und schauen wie ich in Richtung Küche. Die Tür geht auf und eine Flammenwalze ergießt sich in den Gasträum. Geschrei und Gedränge. In Panik strömen alle in Richtung Ausgang. Sie schubsen sich und trampeln übereinander. Tische und Stühle fangen Feuer, alles brennt wie Papier. Wie gelähmt stehe ich da. Was würde Patrick jetzt tun? Er würde mit mir disappearieren. Oder doch versuchen, das Feuer zu löschen? Natürlich, erst löschen und dann verschwinden. Ich reiße meinen Zauberstab heraus: „Aguamenti!!!“

Ein Wasserfall ergießt sich über uns, das Feuer auf Möbeln und Wänden und Menschen wird gelöscht, aber aus der Küche schießt eine riesige Stichflamme meilenweit in den Himmel. Heißer Dampf zischt nach allen Seiten. Ich werde irgendwohin geschleudert und verliere das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir komme, stehen von dem Gasthaus nur noch ein paar Wandreste. Tote und Verletzte werden beiseite getragen. Niemand nimmt Notiz von mir. Wo früher einmal die Küche war, gähnt ein riesiges Loch, dessen Grund man nicht sehen kann. Willkommen Schwarze! Einen Sprung in diese Tiefe kann man unmöglich überleben. Ich vergewissere mich, dass ich hier nichts zurücklasse außer den Münzen, und springe.

Großstadt - 1

Für die Großstadt-Welt habe ich mich von einem Batman-Film inspirieren lassen, aber alles andere ist eigene Erfindung.

Es hat wieder nicht geklappt. Ich bin auf einer Parkbank am Ufer eines breiten, schmutzigen Flusses aufgewacht. Kleid, Zauberstab und Ringe sind unversehrt, Merlin sei Dank.

Obwohl mildes, sonniges Wetter herrscht, ist der gepflegte Uferstreifen menschenleer; die Abdrücke meiner bloßen Füße sind die einzigen Spuren im Sand des Spazierweges.

Dafür herrscht auf dem Fluss ein reges Treiben. Riesige, mit Stapeln großer Kisten beladene Schiffe fahren so schnell vorbei, dass ich mich frage, wie sie angetrieben werden. Ein paar kleinere Boote voller Menschen sind dazwischen. Es sind anscheinend Fähren, die Leute stehen dicht gedrängt an Deck.

Ein Stück flussabwärts führt eine Treppe vom Ufer weg. Ich steige hinauf und gelange auf einen ebenfalls menschenleeren Gehweg. Vor mir rasen auf einer achtstreifigen Straße Automobile vorbei und machen einen Höllenlärm. Ich apparriere auf die andere Straßenseite und frage mich, wie die Muggel wohl die Seite wechseln.

Die Häuserfassaden sehen alle einheitlich aus und bestehen hauptsächlich aus dunklem Glas ohne Fenster, ohne Geschäfte, ohne Türen. Ich muss weit gehen, bestimmt zwei Meilen, ehe ich eine Querstraße entdecke. Die Kreuzung ist ein einziges Gewirr von Fahrspuren, die Autos rasen mit unverminderter Geschwindigkeit durch die Kurven. Allmählich begreife ich, warum hier niemand zu Fuß geht: es ist zu weit und zu laut.

Notgedrungen folge ich den Häuserfassaden nach links. Nach ungefähr einer halben Meile tut sich eine breite Öffnung in der grauen Glaswand auf. An dieser Stelle verbreitert sich die Straße. Fahrzeuge halten an, Menschen steigen aus, andere ein und schon braust das Auto wieder davon. Er herrscht eine unglaubliche Geschäftigkeit, die Leute hetzen mit gesenkten Köpfen hin und her, aber es gibt keine Rempelen, keine Zusammenstöße. Die meisten reden, während sie laufen, aber sie sprechen nicht miteinander, sondern plappern vor sich hin.

Die Kleidung besteht aus einem grauen oder braunen Overall, unter dem sie ein enganliegendes Dress in der gleichen Farbe tragen. Männer und Frauen sind kaum zu unterscheiden. Obwohl ich in meinem Brautkleid so anders aussehe, wirft mir kaum jemand einen Blick zu.

Ich reihe mich in den Strom der dahineilenden Leute ein und werde ins Innere des Gebäudes gesogen. Obwohl ich das Laufen durchaus gewöhnt bin, kann dich das Tempo kaum mithalten.

Im Inneren des Gebäudes ist alles grau, glatt und kalt. Der Gang ist hell, obwohl nirgends Lampen zu erkennen sind. Das Licht kommt von überallher; es gibt keine Schatten. Die Geräusche sind seltsam gedämpft.

Links gehen von Zeit zu Zeit düstere menschenleere Gänge ab. Ich verspüre keinerlei Lust, dort hinein zu gehen. Das Szenario auf der rechten Seite erinnert mich an das Atrium des Zaubereiministeriums. Einer am anderen befinden sich hier Aufzüge. Die Türen gehen auf, Personen springen heraus, andere hinein, Tür zu.

Ich bin schon weit in das Gebäude hineingelaufen, als mir auffällt, dass nur noch wenige Leute unterwegs sind. Dann und wann bleibt eine Fahrstuhlkabine leer. Hineingehen mag ich nicht.

Fast wäre ich wieder umgekehrt, da bemerke ich die Treppe. Sie ist menschenleer, aber hell. Hier, wo mich niemand sieht, zücke ich den Zauberstab und verwandle mein hübsches, auffälliges Brautkleid in so einen grauen Hosenanzug, wie ihn hier alle tragen. Ich habe kalte Füße, wage es aber nicht, Schuhe heraufzubeschwören. Wer weiß, was passieren würde. Daheim könnte ich es ohne Probleme tun. Wenn in einer italienischen Schuhfabrik ein Paar Sandalen auf Nimmerwiedersehen verschwindet, wird es keiner mit einer Hexe in Verbindung bringen, die sich in Großbritannien ein Paar Winterstiefel heraufbeschworen hat. Verboten ist es trotzdem, es gilt als Diebstahl – der allerdings nach dem siebten Folgespruch nicht mehr nachweisbar ist.

Wenigstens kenne ich einen Zauber für warme Sohlen. Ich steige die Treppe hinunter. Eine Etage weiter

unten sehe ich Fahrzeuge, soweit das Auge reicht. Vielleicht kann ich durch die Tiefgarage ins Freie gelangen. Weit komme ich nicht, vor mir knallt eine Schranke herunter. In Augenhöhe bleibt ein Schild mit Symbolen, die ich nicht zu deuten weiß. „Nicht autorisierte Person!“, schreit eine blecherne Stimme. Erschrocken fahre ich zurück und flüchte die Treppe weiter hinunter. In der nächsten Etage das gleiche Bild: Automobile in Reih und Glied. Ich betrete das Parkdeck gar nicht erst; jetzt da ich weiß, wo die Schranke ist, sehe ich sie.

Immer tiefer gelange ich, bis ich schließlich vor einer geschlossenen Tür stehe, auf der ein Schild unmissverständlich verkündet, dass sofort ein Alarm losgeht, wenn man betritt, was auch immer hinter der Tür liegt. Ich steige wieder aufwärts und beschäftige mich mit meinem dringendsten Problem: ich muss mal. Aber so etwas wie eine Toilette habe ich bisher nirgends entdeckt. Gerade habe ich beschlossen, mich im Treppenhaus in einer Ecke zu erleichtern und das Pipi in den Fluss zu hexen, da rennen zwei Männer im Laufschrift an mir vorbei die Treppe hinunter. Uff!

Mit etwas Abstand folgen zwei weitere Männer und dann noch einmal vier. Sie tragen andere Kleidung als die Menschen, die ich bisher gesehen habe: lose geschnittene, hochgeschlossene Overalls von undefinierbarer grau-grüner Farbe mit Gummizügen in der Taille, dazu weiche schwarze Stiefel. Sie schweigen, doch sie werfen mir zweifelnde Blicke zu. Sie wissen, dass ich nicht an dieser Stelle sein dürfte.

Ich hetze die Treppe hinauf. Schweiß dringt mir aus allen Poren. Immer mehr solcher Männer kommen mir entgegen. Sie weichen mir aus, ohne ihr Tempo zu verlangsamen.

Ich stürze am Erdgeschoss vorbei aufwärts und versuche, vom Treppenhaus an das Flussufer zu apparieren. Dort könnte ich, verborgen unter einem Desillusionierungszauber,...

Autsch! Verd..., ich bin gegen die Wand geknallt. Hier drin kann man also nicht apparieren. Das bedeutet, dass es in diesem Teil der Welt Magie gibt. Das bedeutet, dass ich doppelt aufpassen muss.

Verborgen unter einem Desillusionierungszauber lehne ich an der Wand und kneife die Beine zusammen. Wenn ich nicht bald ein Klo finde...

Der Korridor im ersten Stock sieht so ähnlich aus wie der unten drunter. Auf der einen Seite sind die Aufzüge, auf der anderen führen Gänge in das Gebäude hinein. Aus einem dieser Gänge kommt eine Frau gelaufen. Erst als sie einen berührt, sehe ich, dass zwischen den Gängen grüne Punkte an der Wand sind. So wie die Frau dasteht, hat sie das gleiche Bedürfnis wie ich. Der grüne Punkt wird rot, als eine Tür, die vorher nicht zu sehen war, zur Seite gleitet, einen blau beleuchteten Raum freigibt und die Frau darin verschwindet. Es dauert nicht lange, bis sie sichtlich erleichtert wieder herauskommt und dorthin zurückeilt, woher sie kam. Rasch löse ich den Desillusionierungszauber, sprinte über den Gang und lege meine Finger auf den grünen Punkt. Hoffentlich muss man dafür nicht auch „autorisiert“ sein. Nach einer Ewigkeit gleitet die Tür beiseite, ich springe hindurch und finde mich tatsächlich in einer Toilette wieder. Genau wie draußen ist hier alles glänzend grau. Das Klo selber ähnelt einer Rutsche, über die ständig Ströme von Wasser fließen, auf den hellen Balken muss man sich anscheinend setzen. Das kalte blaue Licht verursacht mir Kopfweh, es ist eiskalt, aber das ist mir egal.

So, mein drängendstes Problem ist gelöst. Obwohl die kalte, nach Desinfektionsmittel stinkende Toilette absolut nicht zu längeren Sitzungen einlädt, bleibe ich auf dem Donnerbalken hocken und versuche, meine Gedanken zu ordnen. Was ich als nächstes brauche, ist Essen und einen Schlafplatz. Oder – noch besser – einen Fleck, von dem aus ich mich endlich aus dem Leben verabschieden kann. Ich schlage mir die flache Hand auf die Stirn. Vorhin habe ich die große Brücke gesehen. Von dort brauche ich nur vor eines der dahinrasenden Schiffe zu springen...

Und schon bin ich auf dem Weg nach draußen, hetze genauso wie die vielen grauen Gestalten. Draußen appariere ich bis zur Kreuzung. Das klappt wenigstens.

Missmutig starre ich auf das Gewirr der Fahrbahnen. Dass hier anders als daheim Rechtsverkehr herrscht, erleichtert mir die Orientierung nicht gerade.

Die zweite Spur führt hinauf auf die Brücke. Dorthin zu gelangen ist unmöglich. So wie die hier rasen, werde ich garantiert angefahren. Ich will aber nicht halbtot in die Hände von Medizinmännern fallen.

Ich appariere über die Uferstraße. Von dort führt eine Spur auf die Brücke hinauf. Während ich alles betrachte und einen günstigen Punkt zum Springen suche, kommt ein Mann den Fußweg entlang gerannt. Als er mich sieht, zögert er kurz, dann rennt er weiter. Der Fußweg führt unter allen Fahrbahnen hindurch, doch der Mann bleibt oben und joggt auf der Straße weiter. Fasziniert sehe ich ihm nach. Noch keine fünf Schritte hat er auf der Straße an der Seite der Automobile zurückgelegt, da ertönt ein Heulen, verglichen mit dem die Londoner Kriegssirenen Beruhigungsmusik waren. Die Fahrzeuge halten ruckartig an. Der Mann beschleunigt

seine Schritte und läuft weiter in Richtung Brücke. Weit kommt er nicht. Das Heulen wird stärker, ein Dröhnen mischt sich dazwischen. Ein fliegendes Ding, das entfernte Ähnlichkeit mit einem Helikopter hat, schwebt über dem Mann, ein metallener Greifer schießt hervor, packt den Läufer und zerrt ihn ins Innere. Das Flugding zischt davon. Auf der Straße herrscht noch eine halbe Sekunde Stillstand, dann rasen die Fahrzeuge wieder.

Upps! Das war eine deutliche Warnung. Wenn ich auf die Brücke gelangen will, muss ich hinaufapparieren und mich gleich hinunterstürzen. Ich suche mir die Stelle aus, konzentriere mich auf Ziel und Richtung und drehe mich um mich selbst.

Großstadt - 2

Au! Ich höre jeden einzelnen Knochen, als ich aufpralle. Die Brücke ist vor dem Apparieren geschützt, ich liege bäuchlings auf dem Fußweg darunter.

Mühsam rappele ich mich hoch. Zum Glück ist niemand in Hörweite, denn das, was mir jetzt über die Lippen kommt, fällt unter die Rubrik „So was sagt man nicht!“ Frustriert mache ich mich auf den Weg. Ich will weg aus dieser garstigen Stadt.

Früher hat mich das pulsierende Leben der Großstädte immer fasziniert und angezogen. Ich erinnere mich noch gut, wie ich Landei das erste Mal nach London kam. Elf war ich damals, es war im Sommer, bevor ich nach Hogwarts sollte. Mutter hatte sich etwas ganz Besonderes ausgedacht: „Hinzu fahren wir wie die Muggel mit der Eisenbahn, dann schauen wir uns die Muggelstadt an und am zweiten Tag gehen wir ins magische Viertel. Den Rückweg machen wir wie es sich gehört mit Flohpulver.“

Ganz fest habe ich die Hand der Mutter umklammert, als wir aus dem Zug stiegen. Ich hatte Angst, in dem Gewühl verloren zu gehen. Wie habe ich gestaunt, als wir auf dem Bahnhofsvorplatz die vielen doppelstöckigen Busse gesehen haben. Ich konnte kein Wort sagen, habe nur mit großen Augen um mich geschaut und versucht, alles aufzunehmen: die vielen fremden Menschen aller Hautfarben, Geschäfte mit verlockend bunten Auslagen, Cafés, Restaurants und überall herrschte Bewegung.

Mutter hatte für uns ein Hotelzimmer gebucht. Bis dahin hatte ich nur unseren Dorfgasthof mit seinem dunklen, niedrigen Schankraum und dem schmutzigen Wirt gekannt; das Hotel kam mir vor wie ein riesiger luxuriöser Palast. Viel später erst habe ich begriffen, dass seine beste Zeit längst vorbei war. Die Farbe blätterte von den Wänden, Teppiche und Möbel waren abgenutzt und das Personal stand samt und sonders kurz vor der Pensionierung. Einem kleinen Mädchen vom Lande fällt so etwas jedoch nicht auf.

Auch während der Stadtrundfahrt am nächsten Tag stand mir vor Staunen der Mund offen. Diese endlosen Straßenzüge, diese unglaublich großen Gebäude, Bürgerhäuser, Adelspaläste, Museen und Theater, in denen richtige Künstler auftraten und nicht wie bei unseren Wohltätigkeitsveranstaltungen daheim gelangweilte Damen, die so taten als ob sie singen könnten und das Publikum mit schiefen Tönen quälten. Dieses schier unerschöpfliche Angebot an Kultur und Zerstreuung habe ich von Anfang an geliebt und genossen, bis Patrick getötet wurde...

Mit einem Seufzer kehre ich in die Gegenwart dieser hässlichen grauglänzenden Stadt mit ihren rasenden Automobilen und hastenden Menschen zurück. Ob es hier so etwas wie Museen, Theater und Tanzsäle überhaupt gibt?

Mir knurrt der Magen, der Durst ist schlimmer. Wo und was essen die Leute?

Kurz entschlossen apparriere ich auf die andere Straßenseite, als ich die nächste Einmündung entdeckte. Vielleicht finde ich eine Stelle, an der ich Essen und Trinken mopsen kann, wenn ich tiefer in die Stadt eindreinge.

Diese Straße sieht aus wie alle anderen auch – Gebäude mit glänzenden Fassaden aus grauem Stein, Stahl und Glas, rasende Automobile und Buchten, in denen sie anhalten, ein- und aussteigende Menschen, die ohne nach links und rechts zu sehen in den Gebäuden verschwinden. Irgendjemand hat einmal behauptet, man könne eine Stadt an ihrem Duft erkennen – diese hier riecht wie ein ungelüfteter Schlafsaal. Doch plötzlich dringt der Geruch von Essbarem in meine Nase. Ich schnuppere und mache als Quelle des Geruches einen Eingang schräg gegenüber aus. In dem Durchgang zu meiner Linken entdecke ich zu meiner Verblüffung eine Treppe, die nach unten führt, darüber ein Schild mit einem Symbol, das zweifelsfrei einen gefüllten Teller darstellt und einen Pfeil nach unten. Aufatmend mache ich mich auf den Weg, zusammen mit etlichen der grau gekleideten Menschen und noch mehr Leuten, die in diesen grün-grauen Overalls stecken. Von mir und meinem weißen Brautkleid nimmt niemand Notiz.

Tatsächlich steige ich auf der anderen Straßenseite wieder nach oben und finde mich in einer geräumigen Halle wieder. Auf der rechten Seite haben sich kleine Schlangen gebildet. Sie bewegen sich auf Durchgänge mit Schranken zu, hinter denen, soviel kann ich erkennen, schmale Korridore tiefer ins Gebäude führen. Jeder einzelne steckt seinen rechten Unterarm bis zur Hälfte in ein Loch neben der Schranke. Erst jetzt fällt mir auf, dass alle ein Armband am rechten Handgelenk tragen. Vermutlich sorgt dieses Armband dafür, dass man

durchgelassen wird und öffnet den richtigen Weg, denn die grünen Overall-Leute gehen stets einen anderen Weg als die Grauanzug-Träger. Kurz entschlossen verseehe ich mich mit einem Desillusionierungszauber und verwandele mich. Vielleicht kann ich in meiner Katzengestalt hindurchschlüpfen und etwas Essbares finden.

Ich hänge mich an ein offenbar weibliches Wesen, das am Rollkragen einen schmalen goldenen Streifen trägt. Hoffentlich ist das nur Schmuck und kein Rangabzeichen. Die Frau steckt den rechten Arm ins Loch, die Schranke gleitet gerade so lange zur Seite, wie ein Mensch zum Durchgehen braucht. Ungehindert schlüpfte ich durch. Im Anzug der Frau piepst etwas. Sie verlangsamt ihren Schritt, zieht ein Kästchen aus der Tasche und tippt darauf herum. Dann fasst sie sich hinters Ohr und sagt: „Hier Keh zwo-drei-fünnef. Ich bin in 10 Zett Eh bei dir. Ende.“ Darauf tippt sie wieder auf dem Kästchen herum. Hinter uns räuspert sich ein Mann und sagt: „Keine Verzögerungen, bitte!“ Die Frau dreht sich kurz um und sieht den Mann an, der zuckt zurück und hebt abwehrend die Hände: „Verzeihung, Obere.“ Also ist das Gold doch ein Rangabzeichen. Ohne eine Antwort geht die Frau weiter, ich folge ihr.

Ein paar Schritte weiter kommen aus einem Schacht Wagen gerollt, auf jedem befinden sich ein gefüllter Teller und ein großer Becher. Ich drücke mich an die Wand, beobachte und warte. Als sich zwischen den Leuten eine Lücke auftut, verwandele ich mich in eine graue Anzugträgerin, reihe mich ein und greife einen Wagen. Der Gang mündet in einen riesigen grauen Saal voller Stuhlreihen. Man schiebt einfach seinen Wagen vor einen Stuhl, setzt sich darauf und isst vom Wagen. Der Becher enthält klares lauwarmes Wasser, auf dem Teller befindet sich ein undefinierbarer gelbgrauer Brei, der nach nichts schmeckt.

Kein Wunder, dass die Leute um mich herum das Zeug rasch hinunterlöffeln, den Becher in einem Zug leeren und dann gleich wieder aufspringen. In dieser tristen Umgebung solches Zeug zu essen macht wirklich keinen Spaß. Vermutlich bin ich in eine Betriebskantine geraten.

Ziellos wandere ich durch Straßen und Gebäude. Auch wenn das Essen nicht geschmeckt hat, bin ich einigermaßen satt geworden und mein Durst ist gelöscht. Was mir jetzt noch fehlt, ist ein Schlafplatz. Zwar könnte ich jedes Blatt in ein Zelt und jeden Stein in einen Schlafsack verwandeln, aber erstens liegt in dieser glatten glänzenden Welt nichts herum und zweitens lässt das Hasten und Reden keine Sekunde lang nach.

Ich fühle mich beobachtet.

In dieser irren Stadt scheint es nur Arbeitsräume zu geben. Dann und wann habe ich einen raschen Blick durch eine geöffnete Tür werfen können. An schier endlos langen Tischreihen sitzen graue und braune Gestalten, drücken auf Knopfbrettern herum und starren auf Minileinwände *).

Da kommt mir eine Idee: verwandelt und getarnt laufe ich nach draußen und reihe mich in die Schlange der Braunträger ein, die jeweils zu zehnt in die größeren Fahrzeuge steigen. Auch hier wird wieder das Armband an eine bestimmte Stelle gehalten, nur geht diesmal keine Schranke hoch, sondern ein Lichtstrahl wechselt die Farbe. Mit Katzen als blinden Passagieren rechnet man hier nicht, ungehindert gelange ich in das Fahrzeug hinein und quetsche mich in den hintersten Winkel. Zu meiner Verblüffung hat der Bus keinen Fahrer. Mein Herz rast. Hier ist Zauberei im Spiel. Soweit ist man bei uns daheim nicht – der Fahrende Ritter, die Fliegenden Retter und erst recht der Hogwartsexpress werden von Menschen gesteuert.

Lautlos setzt sich das Gefährt in Bewegung. Die einzigen Geräusche, die an meine Ohren dringen, sind das Piepsen der allgegenwärtigen Kästchen und gedämpft-unverständliche Worte. Ab und an hält der Bus, nach und nach steigen die Leute aus. Ich hefte mich an die Fersen des letzten Mannes und erschrecke. Ringsum ist alles betongrau – der Boden, auf dem ich stehe, die Häuser, die Gesichter der wenigen Menschen, die unterwegs sind. Ich schleiche dem Fremden nach und frage mich, woran er sich orientiert; alles sieht gleich aus. Schließlich geht er auf eine der vielen identischen Haustüren zu und steigt in den zweiten Stock hinauf. Mit seinem Armband öffnet er eine der vier Türen. Ich husche rasch mit hinein. Die Wohnung ist sparsam möbliert und besteht aus zwei kleinen Räumen und einer Nasszelle. Der größere der beiden Räume dient offenbar als Diele, Wohnzimmer und Küche. Es gibt einen Tisch, zwei Stühle, eine Liege, von der aus man auf eine graue Scheibe schauen kann, die schräg an der Wand hängt, etwas, das aussieht wie ein Herd, ein Spülbecken und ein paar kleine Schränke. In das zweite Zimmer passen gerade so ein Bett und ein schmaler Schrank. Es ist nichts da, was wie ein persönlicher Wohlgefühl- oder Ziergegenstand aussieht. Was für ein trostloses Leben müssen die Menschen hier führen!

Ich verkrieche mich unter der Liege und hoffe, dass der Mann meine Anwesenheit nicht spürt. Er verschwindet in der Schlafkammer, kommt kurze Zeit später nackt wieder hervor und geht in die Nasszelle.

Ganz kurz höre ich die Dusche rauschen, dann kommt er auch schon wieder. Anscheinend habe ich ein Geräusch gemacht, er sieht kurz zu mir herüber, schüttelt den Kopf und murmelt etwas. Ich halte die Luft an, bis er die Tür hinter sich geschlossen hat. Mir wäre es am liebsten, der Kerl würde sich ins Bett packen und laut schnarchen, dann könnte ich es mir auf der Liege bequem machen. Wenn ich auch wie eine Katze aussehe, spüre ich doch meine Knochen so, als hätte ich meine menschliche Gestalt. Der Boden unter mir ist hart und kalt.

Doch mein Gastgeber tut mir nicht den Gefallen, sich jetzt schon schlafen zu legen. Er wirft einen dunkelblauen Umhang auf den Stuhl und sich selber auf die Liege, dass es kracht. Zwei Sekunden darauf wird eine Stimme laut, Lichtreflexe zucken durch das dämmerige Zimmer. Ich robbe unter der Liege hervor, bis ich sehen kann, dass das Licht von der Scheibe an der Wand kommt. Dort zucken Bilder auf, es sieht aus wie die Brücke, von der ich mich stürzen wollte. Es ist die Brücke, von der ich mich stürzen wollte. Die Stimme verkündet, dass es wieder gelungen sei, einen Lebensflüchtling daran zu hindern, ein Ende zu machen, bevor er die Lebensleistung erbracht hatte. Auf der Scheibe sehe ich, wie ein zappelndes Etwas in das fliegende Ding gezogen wird und ganz am Rand des Bildes erkenne ich etwas Weißes – mich. Mmpf!

Der Ort wechselt, ein in einen hautengen weißen Anzug gequetschter Mann wird zu einer Apparatur geführt und auf einem Sitz festgeschnallt. Seine Füße werden auf Pedalen festgemacht und die Arme mit Riemen so fixiert, dass er die Hände noch bewegen kann. Vor dem Mann kommen zwei Transportbänder an. Auf dem einen liegen Brettchen mit Knöpfen, auf dem anderen schwarze Schalen. Der Mann wehrt sich. Der Sprecher, der nicht im Bild ist, erklärt den Zuschauern, dass es sinnlos ist, sich zu wehren, denn der Weißling werde erst wieder vom Stuhl losgemacht, wenn er eintausend Komms montiert habe. Wahrscheinlich hat man das auch dem Sträfling erklärt, denn er bewegt mit den Füßen die Pedale und tritt wie bei einem Fahrrad. Die Bänder setzen sich in Bewegung, die Teile gelangen in die Reichweite seiner Hände, er setzt eine Schale auf ein Brettchen und legt es auf ein grünes Band, das in einer Wand verschwindet.

Der Mann auf der Liege macht ein undefinierbares, ablehnendes Geräusch. Etwas piepst. Sein Kästchen liegt auf dem Tisch, er springt auf und ich hechte unter die Liege. Er spricht nicht in das Kästchen hinein, sondern tippt darauf herum. Dann wirft er den Umhang über, schaltet das Ding an der Wand ab und verlässt die Wohnung. Ich kann hören, wie ein Riegel einschnappt.

Ich bin gefangen.

Nach einer Weile verwandle ich mich und mache mich im Schutz der Dunkelheit daran, die Wohnung zu inspizieren. Auf's Klo muss ich auch mal. Wenigstens stinkt es hier nicht so wie auf dem öffentlichen Donnerbalken in der Stadt.

Viel gibt es nicht zu entdecken in der Wohnung, also strecke ich mich auf der Liege aus und hänge meinen Gedanken nach. Die erste Wohnung, die ich mit Patrick gemeinsam hatte, war nicht viel größer als diese hier, und wir hatten so gut wie kein Geld, aber es war viel wohnlicher und gemütlicher mit Blumen auf dem Fensterbrett, selbstgemalten Bildern an den Wänden und Kissen auf der alten Couch. Was haben wir auf diesem Ding nicht alles angestellt...

Ich muss wohl fest eingeschlafen sein und es dauert eine Weile, bis ich begreife, wo ich bin und zu wem die Stimme gehört, die da ruft: „He, aufwachen! – Was soll das?!“

Jemand rüttelt mich an der Schulter. Endlich gelingt es mir, die Augen aufzumachen. Ich schaue geradewegs in das kreidebleiche Gesicht des Wohnungsinhabers.

*) Dass sind Computerbildschirme, aber das weiß Minerva nicht.

Großstadt - 3

Ich starre ihn an. Er starrt mich an.

Während wir uns anstarren, überdenke ich meine Möglichkeiten. Ich könnte ihn töten und sein Armband nehmen. Und dann?

Ich könnte ihn Kraft meines Zauberstabes zwingen, mich aus der Stadt zu bringen. Und dann?

Ich könnte ihm aber auch einfach die Wahrheit erzählen und um Hilfe bitten. Und dann?

Ehe ich mich für letzteres entscheiden kann, handelt er. Am ganzen Körper zitternd, kniet er vor mir nieder und sagt mit bebender Stimme: „Wieh 784, zu ihren Diensten, Magierin. Was ist ihr Wunsch? Womit kann ich zu Diensten sein?“

„Schlafen“, antworte ich, noch immer benommen und verwirrt, „Kann ich diese Nacht hier schlafen?“

„J-ja, Magierin. Sie kann hier schlafen. Ich hole rasch eine Decke, damit sie es bequemer hat.“

Ich frage mich, woher er weiß, dass ich eine Hexe bin. Da bemerke ich, dass ich den Zauberstab auf ihn gerichtet habe – ein Reflex, den man uns in Hogwarts vom ersten Tag an beigebracht hat. Ich versuche ein entschuldigendes Lächeln und stecke den Stab weg. Er gibt mir eine Decke, verneigt sich noch einmal vor mir und verschwindet in seinem Schlafzimmer.

Meine Glieder sind von den Strapazen des Tages zu Tode erschöpft, aber mein Geist ist hellwach nach dem Schrecken. So darf ich mich nicht noch einmal erwischen lassen, das kann tödlich enden. Warum bei Merlins Bartspitze hat mich der Mann nicht nach draußen befördert oder wenigstens die Polizei geholt? Wieso hat er solche Angst vor mir? Magie war in der Stadt allgegenwärtig, ohne dass ich einen einzigen Zauberer bemerkt hätte...

Die Gedanken entgleiten mir. Da ich praktisch im Wohnzimmer meines unfreiwilligen Gastgebers schlafe, wäre es günstig, wenn ich wach bin, ehe er aufsteht. Aber wann ist das?

Die Antwort erhalte ich, als draußen lautes Hupen ertönt und alles ringsum in gleißendes Licht getaucht wird. Das Hupen wird lauter. Der Mann muss mit oder vor den ersten Tönen aufgestanden sein, er kommt vollständig angekleidet aus dem Badezimmer, als das Hupen in eine Art Marschmusik übergeht. Im Vorbeigehen wirft er mir einen furchtsamen Blick zu, dann geht er zur Tür hinaus. Seine Schritte mischen sich mit dem eiligen Trappeln vieler Füße im Treppenhaus.

Ich nutze die Gelegenheit und verschwinde meinerseits im Badezimmer. Auch hier ist die Musik laut und deutlich zu hören. Während ich lauwarm dusche – heiß geht nicht -, wird die Musik von einer blechernen Männerstimme abgelöst, die verkündet: „Wieder beginnt ein neuer Tag. Stärkt euch dafür mit Leibesübungen. Marschieren auf der Stelle! Links und Rechts und Links-zwo-drei-vier! Links-zwo-drei-vier! Arme schwingen! Links-zwo-drei...“

Verborgen unter dem Desillusionierungszauber trete ich ans Fenster. Auf der Straße sehe ich in gleichmäßigen Abständen die Leute stehen, alle in braunen Anzügen. Mit zackigen Bewegungen führen sie die Befehle der blechernen Stimme aus – vollkommen synchron. Die Männer sehen alle ziemlich gleich aus, ich kann meinen Gastgeber nicht ausmachen. Nach ein paar Dehnungsübungen verkündet die Stimme: „Nun seid ihr gerüstet für den Tag. Stärkt euch und dann widmet euch ohne zu trödeln eurem wichtigen Tagewerk.“

Das Trampeln auf der Treppe setzt wieder ein. Ich setze mich an den Tisch, das Gesicht zur Tür. Wieh 784 huscht herein, bemüht, niemandem draußen einen Blick nach innen zu gewähren, und sinkt vor mir auf die Knie. Bis zu diesem Moment war ich unentschlossen, doch nun, da ich sein sorgengefurchtes Gesicht sehe, in dem dunkle Augenringe davon erzählen, dass er in dieser Nacht kein Auge zugetan hat, erfasst mich jähes Mitleid. Die Schweißperlen auf der Stirn des Mannes stammen bestimmt nicht nur vom Sport.

„War ihre Nacht gut, Magierin?“ Das ist eine rein rhetorische Frage, er erwartet keine Antwort und setzt fort: „Was wünscht sie jetzt zu tun?“

„Frühstücken“, erwidere ich bestimmter, als mir zu Mute ist. „Ich möchte frühstücken und dann sollst du mir ein paar Fragen beantworten.“

Das Erschrecken ist ihm deutlich anzusehen, auch wenn er sich um Haltung und Fassung bemüht.

„Gib mir das gleiche Frühstück, das du isst.“

„Wie sie wünscht, Magierin.“ Er geht zu einem der Schränke und holt einige Pakete heraus. Seine Hände zittern, als er alles vor mich auf den Tisch legt. Bebend bleibt er neben dem Tisch stehen.

„Setz dich und iss mit mir.“

„Das...“, er schluckt zweimal, verbeugt sich. „Wie sie wünscht, Magierin.“

Wir essen schweigend. Ich sehe, dass er einerseits nervös ist und Angst hat, andererseits wirft er mir abschätzend-fragende Blicke zu. Immer wieder schaut er auf mein Handgelenk, wo wahrscheinlich ein Armband sitzen sollte. Dann sieht er mein Kleid an, irritiert, wie mir scheint. Da dämmert mir etwas. Gestern, als ich durch die Gebäude in der Stadt gelaufen bin, habe ich nicht darauf geachtet, aber im Prinzip ist es so, dass die Leute, die sich in den höchsten Etagen bewegten, am dunkelsten gekleidet waren. Die Menschen in den vergleichsweise hellen grünen Overalls verschwanden immer schnell hinter verschiedenen Türen; ihre Trupps wurden stets von einer dunkelgrün gewandeten Person angeführt. Ganz oben habe ich nur Leute in dunkelgrauen Anzügen gesehen und die warfen mir durchaus den einen oder anderen fragenden Blick zu. Ist hier die Farbe der Kleidung ein Statussymbol? Je dunkler, desto höher gestellt?

Das Benehmen von Wieh 784 mir gegenüber lässt allerdings den Schluss zu, dass Magier generell sehr hoch gestellt sind.

„Antworte bitte ehrlich“, beginne ich, „für wen hältst du mich?“

Er wird rot, beginnt zu schwitzen, entfärbt sich.

„Sie ist Kontrolle, Magierin.“

Über diese Antwort muss ich nachdenken. Ich verstehe nicht, was er meint. „Sie ist Kontrolle.“ – Moment, er hat stets in der dritten Person gesprochen. „Sie ist Kontrolle“ – er meint mich, glaubt, ich bin da, um ihn zu kontrollieren – worauf eigentlich?

„Bist du schon einmal kontrolliert worden?“

„Nein, Magierin.“

„Hast du etwas zu verbergen?“

„Nein, Magierin.“

Er lügt.

„Du fragst dich, warum ich ein weißes Kleid trage und kein Armband besitze, nicht wahr?“

„Ja, Magierin.“

„Als Magier müsste ich wie gekleidet sein – schwarz?“

Er ist inzwischen aschfahl, hat Schweißperlen auf der Stirn und tut mir Leid. Dennoch frage ich weiter, ich muss doch wissen, wie ich hier zu Tode kommen kann.

„Sie sollte dunkelblau gewandet sein, Magierin. Nur der Allerhöchste trägt Schwarz.“

„Ist der Allerhöchste ein Magier?“

Er nickt nur schwach.

„Welche Leute tragen weiß?“

„Ausgestoßene bekommen weiße Röcke, Magierin.“

Aha. Jetzt wird mir einiges klar. Kein Wunder, dass er so verwirrt ist – einerseits sind Magier hochgestellt und angesehen und ich bin eine Magierin, andererseits trage ich das Weiß der Außenseiter.

„Ich bin keine Ausgestoßene. Ich komme von Außerhalb. Ich habe mich verirrt.“

„Verirrt?“

Er reißt Augen und Mund auf in ungläubigem Staunen. Entweder kennt er das Wort nicht oder aber Magier verirren sich einfach nicht. Ich tippe auf Letzteres und habe plötzlich das irrationale Bedürfnis, mich zu erklären. „Ein Ortswechselzauber ist daneben gegangen. Statt dort zu landen, wohin ich wollte, bin ich am Flussufer in eurer Stadt herausgekommen, die mir völlig fremd ist.“

Er schüttelt den Kopf. Seine ganze Gestalt bebt in Panik. Er murmelt etwas, von dem ich nur das Wort „Weissagung“ verstehe. Eine Weissagung? Es läuft mir eiskalt den Rücken hinunter, denn ich erinnere mich an etwas. Einmal hatte Sybil Trelawney versucht, mich mit Tom Riddle zu verkuppeln. Die Gute war ziemlich sauer, weil es nicht klappte und hat mich mit den wüstesten Prophezeiungen überhäuft. Natürlich ist nie etwas eingetreten, es handelte sich nicht um echte Visionen. Sybil war leicht zu durchschauen: sie wollte Patrick für sich. Meine letzte Begegnung mit Sybil am Abend nach der Hogwarts-Abschlussfeier war jedoch ganz anders. Sybil flirtete mit Dany, doch plötzlich ruckte sie auf ihrem Stuhl herum und erstarrte. Den Blick in die Innere Ferne gerichtet, sagte sie mit seltsam kratziger, ungewohnt klingender Stimme: „Die Schicksale der ältesten Tochter der Mulcibers und des letzten Nachkommen der Gaunts sind untrennbar miteinander verbunden. Ihre Weg werden sich wieder und wieder kreuzen und die Tochter der Mulcibers wird zugegen sein, wenn der Erbe der Gaunts stirbt.“ Noch sechsmal wiederholte Sybil diese Worte – sieben, eine magische Zahl, zusammen mit

Stimme und Blick ein untrügliches Zeichen, dass Sybil nicht bewusst gesprochen hatte. Dass die Prophezeiung echt war.

Eiskalter Schweiß strömt mir in Bächen den Rücken hinab. Ich hatte nichts gehört, dass Riddle gestorben wäre und wenn ich mich recht erinnere, habe ich ihn kurz vor meinem Abgang noch in der Winkelgasse gesehen. Vor meinem VERSUCHTEN Abgang. Muss ich deshalb am Leben bleiben? Weil Riddle auch noch lebt? Ich bin die älteste Mulciber-Tochter, dass Vorlost Gaunt Riddles Großvater war, wusste jeder. „Die Tochter der Mulcibers wird zugegen sein, wenn der Erbe der Gaunts stirbt.“ Muss ich erst zusehen, wie Riddle ins Gras beißt, damit ich selbst endlich Ruhe finde?

Das Einhorn...

Wieh 784 reißt mich aus meinen Gedanken. Er hat sich die Decke um sein Armband gewickelt und raunt: „Hier kann sie nicht bleiben, Magierin von Außerhalb. Die Fänger werden sie finden und dann...“ Er verstummt, holt tief Luft, spricht leise weiter: „Die weiße Magierin kommt nicht in die Tretmühle.“ Ich verstehe. Die Fänger würden mich umbringen, wenn sie mich fänden. Es sollte mir nur recht sein, wenn sie es kurz und schmerzlos machten. Ehe ich etwas sagen kann, fordert Wieh mich auf: „Sie muss mitkommen, Magierin. Ich bringe sie weg, nach draußen.“

Ich wage einen letzten Vorstoß: „Musst du nicht zur Arbeit?“

Er schüttelt den Kopf, wendet sich zur Tür, hält inne. „Kann sie sich unsichtbar machen? Wie gestern?“

Ich tue ihm den Gefallen, gehe aber dazu ins Badezimmer.

Großstadt - 4

Ich weiß immer noch nicht, wo ich bin. Vor zwei Wochen hat Wieh mich hierher gebracht und es hat lange gedauert. Erst sind wir ewig durch sein Wohnviertel gelaufen. Schon nach zwei Kreuzungen hätte ich sein Wohnhaus nicht mehr wiedergefunden; alles sah gleich aus.

Zügig und ohne sich darum zu kümmern, ob ich mitkam, schritt er dem Strom derer entgegen, die sich zu den Haltestellen begaben, um zur Arbeit zu fahren. Wahrscheinlich will er nicht durch merkwürdige Gesten und Selbstgespräche auffallen, viele Leute werfen ihm abfällige Blicke zu. Manchmal musste ich im Katzensalopp rennen, um mithalten zu können. Als ich glaubte, das Tempo keine Minute länger auszuhalten, blieb Wieh vor einer Säule stehen und steckte die Hand mit dem Armband in ein Loch. Kurz darauf kam eines der fahrerlosen Automobile angefahren. Es hatte nur einen Sitz und so quetschte ich mich auf seine Füße. Die Fahrt dauerte Ewigkeiten und ich konnte nichts sehen als seine Hosenbeine. Beim Aussteigen hätte ich mir beinahe das verlängerte Rückgrat eingeklemmt, so schnell ging die Tür wieder zu.

Dann marschierten wir wieder durch ein Stadtviertel. Auch hier sah alles grau in grau aus, aber im Gegensatz zu der Gegend, die wir verlassen hatten, war alles ziemlich unordentlich und machte einen verlassen Eindruck. Müll lag auf den Straßen herum, hier und da waren Fensterscheiben gesprungen, standen Türen offen. Keine Menschenseele war auf der Straße, aber ich spürte, dass wir beobachtet wurden.

Ohne sein Armband an die dafür vorgesehene Stelle zu halten, drückte Wieh 784 eine Haustür auf und ging ohne zu zögern ein paar Stufen in die Tiefe, wo er erneut eine Tür öffnete. Wir fanden uns in einem düsteren Gang wieder. Links und rechts befanden sich hölzerne Gittertüren, manche von ihnen waren ordentlich und zu, andere wieder trugen die Spuren gewaltsamen Eindringens. Es roch muffig und erinnerte mich an ein Kellerlabyrinth, in dem ich als Kind einmal herumgeirrt bin. Damals war ich noch ziemlich klein, ich glaube, ich ging noch nicht in die Schule. Meine Mutter musste für einige Zeit ihre alte Tante pflegen und weil Vater ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt im Ausland war, hat sie mich mitgenommen in dieses grässliche Neubauviertel am Stadtrand. Diese Tante Lizzy war sehr anspruchsvoll, hielt meine Mutter den ganzen Tag und die halbe Nacht auf Trab, so dass ich zu einer Nachbarin abgeschoben wurde, die eine Tochter hatte, die etwas älter war als ich. Es hat Ella überhaupt nicht gepasst, dass sie mich kleines Landei dauernd im Schlepptau hatte, deshalb führte sie mich eines Tages in den Keller. Dort warteten noch andere Kinder; Ella befahl: „Wir spielen heute Verstecken.“ Ich musste als erstes die Augen zumachen und zählen. Als ich fertig war, stand ich allein im Finstern. Schon damals habe ich gemerkt, dass ich im Dunkeln besser sehen kann als andere Leute, aber verlaufen habe ich mich in dem Gewirr der Gänge trotzdem. Die Keller aller Blocks eines Viertels waren miteinander verbunden, es gab sogar unterirdische Verbindungen zu anderen Vierteln. Ich weiß nicht, wie lange ich dort herumgeirrt bin, ehe ich eine Treppe nach oben fand, ins Freie gelangte und die richtige Haustür suchen konnte. Aber die Rache war an jenem Tag noch mein. Ich habe mich einfach in Tante Lizzys Wohnung verzogen und gemalt, und als Ella dann bei Einbruch der Dunkelheit ohne mich heimkam, war ihre Mutter ganz schön sauer. Ella bekam Stubenarrest und ich durfte an ihrer Stelle ins Kino gehen.

Auch hier gab es ein unglaubliches Gewirr von Gängen, doch dieser Wieh 784 schien sich perfekt auszukennen. Er bog links ab, bog rechts ab, ging gerade durch, ohne ein einziges Mal zu zögern. Anscheinend machte er diesen Weg öfters. Ein ungutes Gefühl beschlich mich. Ich hatte ihm einfach so vertraut, ohne nachzudenken. Seine Nervosität, sein Zögern, sein Schwitzen hatte ich auf Angst vor mir zurückgeführt. Was, wenn es stattdessen die pure Aufregung war, weil er eine dicke Belohnung erwartete, wenn er jemanden wie mich ablieferte? Was machte es schon, wenn er mich ablieferte? Vielleicht wäre es das Beste? Vielleicht befördert man mich schnell und sicher ins Jenseits?

Er hat mich nicht abgeliefert. Wieh 784 hat mich „nach draußen“ gebracht, in unbewohntes Gebiet. In OFFIZIELL unbewohntes Gebiet.

Irgendwo in dem Gewirr der Kellergänge müssen wir eine unsichtbare Grenze überschritten haben. Urplötzlich war er stehengeblieben und hatte darum gebeten, mich wieder sichtbar zu machen. Es gab in dem Moment nichts, was ich lieber getan hätte – das Marschieren auf allen Vieren ist wahnsinnig anstrengend. Kaum war ich wieder ich selbst, fing er an, zu reden wie ein Wasserfall. Als erstes erklärte Wieh mir die Sache mit den Armbändern. Sie sind Pass, Bankkonto und Überwachungsinstrument in einem. Für die Arbeit,

die man in den Erwerbszentren verrichtete, werden Punkte darauf gespeichert, die man wieder abgezogen bekommt, sobald man sich etwas anderes leistet als Essen in den Gemeinschafts-

speiseeinrichtungen. Dass die Armbänder auch als Türöffner und Busrufer benutzt werden, hatte ich bereits mitbekommen. Aber es gibt auch gewaltige Rechenmaschinen, die den Standpunkt eines jeden Armbandes auf den Quadratfuß genau bestimmen können. Und die Bediener dieser Maschinen – kenntlich sind sie an schmalen goldenen Streifen auf ihren Rollkragen – können, dürfen und sollen „sich aufschalten“ und zuhören, was die Armbandträger sprechen. Jeder kann jederzeit abgehört werden. Wer Verdächtiges äußert, wird von den Fängern gegriffen und in die Tretmühle gebracht. Mir ging ein Licht auf. Deshalb war Wieh 784 so panisch und nervös und hatte nichts sagen wollen.

Dort, wo Wieh mich wieder ans Tageslicht brachte, sah die Gegend ganz anders aus. Der Zerfall von Gebäuden und Straßen war weiter fortgeschritten als auf der anderen Seite, hier und da lugte Grün aus Ritzen und Spalten. Es war unregelmäßig gewachsenes, natürlich gefärbtes, echtes grünes Gras. Die Wiese am Flussufer hatte irgendwie unecht gewirkt, wie Papierstreifen. Das, was hier wuchs, waren echte Pflanzen.

In diesem Viertel wohnte niemand, die verstohlenen Blicke aus den Fensterlöchern fehlten, es gab keine huschenden Bewegungen, keine leisen Wohngeräusche. Hier war alles totenstill.

Wieh führte mich in der Mitte einer breiten Straße fort. Das war auch notwendig, an den Rändern lagen Schutthaufen von herabgestürzten Gebäudeteilen. Er belehrte mich: „Wenn es vor uns poltert, muss sie ganz schnell zurückrennen. Poltert es hinter uns, müssen wir vorwärts.“ Wie nützlich diese Belehrung war, zeigte sich ein paar Kreuzungen weiter: unter einem großen Betonbrocken lag eine halb skelettierte Leiche. Wieh ging hin und schaute die Handgelenke an. „Das Armband ist weg“, murmelte er. „Der liegt schon zu lange.“ Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

Schurgrade führte die Straße ins Irgendwo. Die Sonne sank inzwischen. Je weiter wir liefen, umso größer war der Zerfall. Schließlich kamen wir in eine Gegend, in der nur noch vereinzelte Reste von Wänden standen und die Schutthaufen bereits mit Grün überwuchert waren.

Es dämmerte längst, als die Straße rechtwinklig abbog. Wieh ging geradeaus weiter, er folgte einem Pfad, der auf dem festen Schlamm am Ufer eines graugrünen Flusses kaum sichtbar war. Wieder wurde mir bewusst, dass er diesen Weg nicht zum ersten Mal machte. Nach einer kleinen Weile bückte er sich und holte aus einem Verschlag, den ich gar nicht wahrgenommen hatte, einen Kahn hervor und bedeutete mir, einzusteigen. An einer Kette zog der das Boot über den Fluss, wo sich ein weiterer verborgener Verschlag befand.

Jetzt hatten wir die Stadt endlich hinter uns gelassen und meine Füße, die vom Laufen auf dem harten Boden brannten, spürten kühlen, weichen Boden unter den Sohlen. Vor mir sah ich die Umrisse von Bäumen. Ich atmete auf, aber wir mussten noch lange in die Dunkelheit hinein wandern, ehe im fahlen Mondlicht die Umrisse von Hütten auftauchten.

Auf ein Signal hin, das Wieh am Rande der Siedlung ausstieß, strömten die Bewohner herbei. Es waren zumeist Männer, aber ich erkannte auch einzelne Frauen und sogar ein paar Kinder. Als sie mich sahen, wie ich in meinem immer noch blütenweißen Brautkleid vor ihnen stand, erstarrten sie und staunten mich mit offenen Mündern an. Mit feierlichem Ton verkündete Wieh 784: „Die Weissagung erfüllt sich. Die weiße Magierin aus der Fremde ist gekommen.“

Ohrenbetäubender Jubel brach los, alle stürmten auf mich zu, umarmten mich, fassten mir ans Haar, fühlten mein Kleid. Hilfesuchend sah ich mich um, aber Wieh 784 war verschwunden.

Die Dorfbewohner umsorgen mich, als wäre ich eine Göttin. In der Tat sehen sie in mir die Hoffnungsträgerin für das ganze riesige Volk in der Stadt. Bereitwillig beantworten sie alle meine Fragen. Als erstes habe ich mir erklären lassen, was es mit dieser Weissagung auf sich hat: Seit Ewigkeiten kursieren Geschichten von einer Magierin in weißen Gewändern, die aus dem Nichts auftaucht, dem Allerhöchsten entgegentritt und so das ganze Volk von der Maloche befreit. Ich habe keine Ahnung von Politik und Revolution, aber so viel ist mir klar: Einer allein kann nichts ausrichten. Ich fasse meine Einwände in Worte: „Selbst wenn es mir gelingen sollte, den Allerhöchsten in einem Duell zu besiegen, wird es doch einen zweithöchsten geben, der dann das Amt des Allerhöchsten übernimmt und alles bleibt beim Alten.“

Lächelnd schüttelt die älteste der Frauen, die eine Art Schamanin ist, den Kopf und antwortet: „Es ist vorhergesagt und so wird es eintreffen.“

„Was, wenn ich gar nicht die ersehnte Erlöserin bin?“

Wieder ein Lächeln: „Du bist es.“

Sie wechseln sich damit ab, mich herumzuführen und meine Fragen zu beantworten. Ich erfahre viel über das Leben zwischen den Schlaf- und Erwerbszentren, aber ich begreife nur einen Bruchteil des Gesagten.

Ich komme mir reichlich dumm vor, aber sie haben unglaublich viel Geduld mit mir. Auch wenn ich vier, fünf Mal frage, antworten sie ruhig und freundlich. Nur auf drei Fragen bekomme ich keine andere Antwort als freundliches Lächeln, Kopfschütteln und Händeheben, egal wie oft ich frage, egal wen ich frage. Diese drei Dinge, die ich brennend gern wüsste, lauten:

Wie heißt das Land?

Welchen Namen trägt der Allerhöchste?

Wo lebt der Allerhöchste?

Sollte es tatsächlich meine Bestimmung sein, gegen diesen ominösen Allerhöchsten antreten zu müssen, wird er zu mir kommen müssen. Der einzige Hinweis, den ich habe, ist der auf die schwarze Kleidung.

Die Leute in der kleinen Siedlung nennen sich „die Abtrünnigen“, zutreffender wäre wohl die Bezeichnung „die Jammernden“ oder etwas in der Art. Sie hocken den ganzen Tag in den Steinhütten, die weder sie selbst noch ihre Vorfahren gebaut haben, und stöhnen über jeden Handgriff, den sie tun müssen. „Wir sind hierhergekommen, weil wir nie wieder arbeiten wollen“, ist der Satz, den ich am häufigsten höre.

„Wer essen will, muss Nahrung suchen und zubereiten“, entgegne ich jedesmal, worauf sich immer jemand findet, der sagt: „Es wächst so wenig.“ In der Dämmerung streunen sie im Gelände umher und sammeln Früchte und Pilze ein, die sie so essen, wie sie sind. Und dann klagen sie über Bauchweh...

Es hat ein Weilchen gedauert, bis ich begriffen habe, dass die Leute hier vergessen haben, was für ein wunderbares Gefühl es sein kann, etwas für sich selbst zu tun. Die Stadtbewohner schaffen für die imaginären Punkte und es ist der Willkür „des Systems“ – hinter dem vermutlich der Allerhöchste mit seinem Gefolge steckt – überlassen, was sie für die Punkte bekommen.

Einige Dorfbewohner besitzen noch Armbänder, haben also Zugang zu den Arbeitszentren und versorgen von dem, was sie für ihre Punkte bekommen, die übrigen. Sie wechseln sich alle paar Tage mit dem Arbeiten ab, denn wer ein Armband hat, wird überwacht und wer mehr als anderthalb Tage nicht arbeitet, wird in die Treitmühle gebracht. Sie lösen immer aus, wer zur Arbeit muss und es gibt immer großes Gejammere, wenn es wieder so weit ist.

Niemand tut jedoch etwas, um die Dinge zu ändern. Einige haben die Untätigkeit nicht ausgehalten und sind in die hektische Betriebsamkeit zurückgekehrt. Wieh 784 ist so jemand. Er kommt nur noch manchmal für einen kurzen Besuch und bringt Essen.

Ich streife in der Gegend herum. Ich tue das nicht, weil ich denke, dass es nützlich wäre und ich glaube auch nicht, dass ich wirklich die angekündigte „Auserwählte“ bin, die dem namenlosen Allerhöchsten entgegentritt und alleine damit alles ändert. Der Grund für mein Wandern ist ganz simpel: ich langweile mich. Die Langeweile lähmt meine Glieder und meine Gedanken, in meinen Träumen sieht mich das nebelhafte Einhorn mit seinen grünen Augen vorwurfsvoll an, ganz so als wollte es mich mahnen, etwas zu tun.

Ich finde einen Apfelbaum, der voller reifer Früchte hängt, ganz so wie der Baum bei Frau Holle. Fast meine ich es zu hören: „Schüttle mich, schüttle mich, meine Kinder sind allesamt reif!“ Ich probiere einen Apfel, er schmeckt köstlich. Schon habe ich den Zauberstab in der Hand, doch im letzten Moment verzichte ich darauf, die Äpfel ins Dorf zu hexen. Stattdessen apparriere ich selbst hin, renne die letzten Schritte und rufe laut: „Essen! Ich habe Essen gefunden! Kommt alle mit, ihr braucht es euch nur zu nehmen!“

Es klappt. Sie haben alle Hunger, weil schon ein paar Tage keine Lieferung mehr aus der Stadt kam.

Sie essen sich satt und wollen wieder gehen. „Halt!“, rufe ich rasch. „Nehmt doch alles mit! Äpfel halten sich ziemlich lange, ich zeige euch, wie ihr sie lagern müsst.“

Sie schauen mich an, zweifelnd, fragend, unsicher. „Vielleicht kommt morgen Wieh und bringt Essen“, sagt ein junger Mann.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht“, entgegne ich. „Was, wenn die Fänger ihn geschnappt haben? Wenn ihr euch selber um euer Essen kümmert, müsst ihr nicht mehr in die Maloche.“

Immer noch zweifelnde Blicke, Zögern, Zaudern. Ich hexe mir eine Kiepe und packe Äpfel hinein.

Nun greifen doch einige zu und füllen ihre Säcke.

Auf dem Rückweg gesellen sich zwei Frauen und der älteste der Männer zu uns. Es sind immer die Frauen und älteren Männer, die am wenigsten jammern und am ehesten bereit sind, etwas zu tun. Diese hier haben kartoffelähnliche Dinger in ihren Tüchern und Pilze, die sie mir unter die Nase halten. „Kann man die essen, Magierin?“

Es sind Steinpilze, wahre Prachtexemplare. „Das sind ganz vorzügliche Pilze, aber wenn man sie roh isst, hat man drei Tage lang fürchterliche Bauchschmerzen. Ich zeige euch, was ihr machen müsst, damit das nicht passiert.“

Betretenes Schweigen, verlegene Gesichter. „Sie soll nichts tun, Magierin“, sagt eine junge Frau leise. „Ich will euch nur helfen, besser zu leben, ohne die Maloche in der Stadt. Wenn ihr das nicht wollt, gehe ich wieder dorthin zurück, woher ich gekommen bin.“

Ich sehe erschrocken aufgerissenen Augen und Münder. Davon ermutigt, setze ich hinzu: „Dann wird sich die Weissagung nie erfüllen.“

Blankes Entsetzen ringsum.

Da ich keine Ahnung habe, wie man ohne Zündhölzer Feuer entfacht, hexe ich eine ganze Schachtel voll aus einem alten Ast. Eine Feuerstelle gibt es noch in einem unbenutzten Haus, wenigstens etwas. Doch als ich die Pilze braten will, muss ich feststellen, dass sie keinerlei Küchengeräte besitzen, nicht ein einziges Messer ist vorhanden. Vor ihren Augen verwandle ich einen Granitbrocken in ein Messer mit selbstschärfender Klinge, was erstaunte Ahs und Ohs hervorruft. Wenn das Professor Dumbledore sehen könnte! Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich beinahe alles in Stoff und Gestalt umformen kann.

Als kleine Hogwarts-Beginnerin war Albus Dumbledore für mich der Inbegriff des mächtigen Zauberers, sowohl äußerlich als auch bei der Arbeit mit dem Stab. Nie trug Dumbledore etwas anderes als traditionellste Zunftkleidung mit Schleppumhang. Hinten hing ihm das Haar weit auf den Rücken hinunter, vorn reichte der von einem Goldring zusammengehaltene Bart fast bis zum Gürtel. Was Dumbledore mit dem Zauberstab machen konnte, setzte selbst ältere, erfahrene Zauberer in Erstaunen. Anfangs lernte ich die Grundlagen der Verwandlungslehre IHM zuliebe, später faszinierten mich die Möglichkeiten und Gesetze der Umformung an sich. Doch noch nie habe ich erlebt, dass jemand für die simple Gestaltänderung eines Gesteinsbrockens so viel Beifall erhielt wie ich jetzt und hier.

Natürlich wollen nun alle so ein Messer haben.

Ich zwingen ein Lächeln auf mein Gesicht und antworte: „Natürlich kann ich jedem so ein Messer machen. Aber jeder muss seinen eigenen Stein suchen, sonst wirkt der Zauber nicht.“

Die Älteste lächelt mir zu und blinzelt verschwörerisch. Es läuft mir kalt den Rücken hinunter. Wieviel weiß sie über Magie?

Eine Stunde später hat die Hälfte der Dorfbewohner ein Messer und einen Pilz in der Hand. Sie sitzen im Halbkreis um mich herum und sehen mit erwartungsvollen Augen zu mir. Ich erzähle, was ich über Steinpilze und ihre Zubereitung weiß und führe vor, wie man Pilze säubert und schneidet. Zusammen mit den Topibatas, wie sie die kartoffelähnlichen Knollen nennen, und einigen Kräutern, die die Älteste beisteuert, kochen wir einen schmackhaften Eintopf.

„Das ist viel besser als der Pampf in der Gemeinschaftsspeiseeinrichtung“, sagt der jüngste Mann. Er ist etwa in meinem Alter, groß und kräftig, aber noch nie habe ich gesehen, dass er einen Finger krumm gemacht hätte.

„Weißt du, warum das so gut schmeckt?“, frage ich und gebe gleich die Antwort: „Weil ihr es selber gemacht habt, weil es nicht aus einer Maschine kommt. Und weil es aus natürlichen Sachen besteht statt aus künstlich hergestelltem Zeug.“

Den Rest des Nachmittages verbringe ich damit, Kochutensilien herzustellen, sprich aus Steinen und Ästen zu zaubern, dann erkläre ich der Ältesten, wie man ein Feuer macht und unterhält. Nach Einbruch der Dunkelheit veranstalte ich einen großen Feuerzauber und ernenne die Älteste feierlich zur Hüterin der Flamme.

In der Nacht liege ich wach und überlege, wie ich die Leute dazu bringen kann, für sich selber zu sorgen, ohne dass in wenigen Tagen Holz und Nahrung knapp werden. In Gedanken mache ich eine Liste mit nützlichen Dingen, die ihnen noch fehlen und frage mich, warum ich das alles tue statt mir einen Baum zu suchen und einen Strick zum Aufhängen.

Der Smaragd an meinem Ring verbreitet ein diffuses, grünliches Licht.

Großstadt - 5

Aufhängen klappt nicht.

Gestern habe ich versuchsweise ein selbstgefertigtes Seil um den hohen, dicken Ast eines gesund aussehenden Baumes geschlungen und mich mit einem Ruck daran gehängt. Das Seil hat gehalten, doch der Ast brach ab wie ein Streichholz. Auch ein zweiter Versuch an einem dickeren Ast scheiterte.

Heute schleiche ich deprimiert im Dorf herum, hadere mit mir und zweifle an allem. Meine Bemühungen, den Aussteigern zu helfen, unabhängig von dem Gehetze in der Stadt zu werden, haben dazu geführt, dass nur noch zwei Armbänder existieren. Drei Männer und eine Frau sind vom Stadteinsatz nicht zurückgekehrt. Aus welchem Grund, kann ich nur vermuten. Wahrscheinlich lebte man trotz der Hetze in der Stadt sorgloser, man musste sich keine Gedanken darüber machen, woher die nächste Mahlzeit kommt, man musste nicht abends nach dem Feuer schauen.

Einige der Älteren, denen ich Werkzeuge gegeben hatte, haben daran so viel Freude, dass ich sie schon wieder ermahnen musste, damit sie nicht den ganzen Wald zerstören.

Und Rah-Lieh, die Chefin oder Schamanin oder wie auch immer, sieht mir arrogant lächelnd bei allem zu. Was ich von ihr halten soll, weiß ich überhaupt nicht. Anfangs habe ich versucht, ihr zu erklären, dass ich bestimmt nicht die Magierin der Weissagung bin, doch sie hat immer wieder geantwortet: „Doch, doch, sie ist es, weiße Magierin, sie wird sich dem Allerhöchsten stellen.“

Dann jedoch verfiel sie in Schweigen und beobachtete alle meine Zaubereien mit argwöhnischem Misstrauen und dass ich die Älteste, die ihren Namen vergessen hat, weil sie schon so lange hier draußen lebt, zur „Hüterin der Flamme“ gemacht habe, nimmt Rah-Lieh mir richtig übel. Ich habe mitbekommen, wie sich die beiden Frauen deswegen gezankt haben. Die Älteste hat ganz ruhig und mit einem kleinen Lächeln geantwortet: „Die Weiße ist die Magierin, die uns das Heil bringt. Es steht dir nicht zu – und mir auch nicht –, ihre Entscheidungen in Frage zu stellen.“ Daraufhin drehte sich Rah-Lieh um und stapfte wütend davon. Seither fragt sie mich beinahe jeden Tag, wann ich denn gehen und den Allerhöchsten aufsuchen will.

Ich habe keine Lust, irgendeinen „Allerhöchsten“ zu ärgern. Ich mag nicht in diesem Dorf bleiben. Es treibt mich in den schwarzen Abgrund des Todes, nur – wo finde ich den?

Ich begreife es nicht. Eigentlich hätte ich schon den Sprung in die Schlucht nicht überleben dürfen, so tief, wie sie war und mit dem reißenden Fluss am Grund. Stattdessen bin ich auf einer Wiese vor dem unerträglich fröhlich-oberflächlichen Blumenland zu mir gekommen, trocken und unversehrt. Auch der Sprung von den Klippen dort – das kann man unmöglich überleben. Und doch bin ich auf der Insel der Jungfrauen aufgewacht. Jetzt bin ich hier. Wie kann das sein? Vielleicht muss ich einfach etwas anderes versuchen, Gift zum Beispiel. Ich bräuchte etwas, das schnell und sicher wirkt, ohne ewige Quälerei und vor allem ohne die Gefahr, vorzeitig gefunden und in die Klapse gebracht zu werden. Dummerweise habe ich von Giften überhaupt keine Ahnung. Ich habe Zaubersprüche nach der fünften Klasse abgewählt, weil ich Horace Slughorn nicht mehr ertragen konnte. Am Ende der vierten hat er mich umschmeichelt und gefördert, eingeladen und hofiert, als wäre ich eine Prinzessin. Ich habe es genossen, bis ich erfuhr, dass Professor Slughorn weiter nichts wollte als kostenlose Logenplätze für die Londoner Oper, wo meine Mutter damals als Platzanweiserin arbeitete. Brav habe ich Mom nach Tickets gefragt, aber keine bekommen. Stattdessen hat meine Mutter einen bitterbösen Brief an Slughorn geschrieben, was dazu führte, dass er mich mit Missachtung strafte. Und mir kam jedesmal die Galle hoch, wenn ich Slughorns schleimiges Dauerlächeln sah.

Jetzt bedaure ich, dass ich auch später nichts in Sachen Zaubersprüche getan habe. Ich weiß, dass es Mixturen gibt, die einen binnen drei Sekunden umbringen, aber das hilft mir nicht weiter.

„Nun, Magierin, wann wird sie die Weissagung erfüllen?“

Rah-Lieh mal wieder. „Wann geht sie zum Allerhöchsten? Oder ist sie doch nur eine Betrügerin? Oder gar eine Spionin?“

Langsam drehe ich mich zu ihr um, sehe dabei in angespannte, lauernde, drohende Gesichter. Rah-Lieh hat sie aufgehetzt, wie konnte ich das nur verdrängen? Ich habe es doch gemerkt, ich habe gesehen, wie sie die Köpfe zusammensteckten, habe gehört, was sie gemurmelt haben. Jetzt stehen sie da, bereit, sich auf mich zu stürzen.

In der Ferne braut sich ein Gewitter zusammen. Ob sie das bemerkt haben? Es hat noch nie geregnet, seit

ich hier in diesem komischen Land angekommen bin. Das ist die Gelegenheit für einen spektakulären Abgang. „Ich warte auf ein Zeichen. Seht den dunklen Himmel! Bald wird ein Lichtblitz zucken und mir die Richtung weisen, in die ich gehen soll.“

Sie murren, tun aber nichts.

Ein erster Donner grollt. Die Blicke gehen nach oben.

Es wird beinahe schlagartig dunkel, Wind macht sich auf, erste dicke Tropfen fallen.

Sie rücken näher. Jeder von ihnen hält ein von mir gemachtes Werkzeug in den Händen, gut als Waffe zu gebrauchen. Mein Herz klopft bis zum Hals.

Da zuckt der Blitz, begleitet von einem ohrenbetäubenden Donner. „Lebt wohl!“, rufe ich laut und gehe in die Richtung, in der ich den Blitz gesehen habe. Sie starren mich an und weichen zurück. Ich bemühe mich um eine aufrechte Haltung und gehe mitten ins Gewitter hinein.

Großstadt - 6

Ich lebe immer noch.

Nach meinem ziemlich hastigen Abmarsch aus der Siedlung bin ich einfach geradeaus gelaufen, mitten ins Herz des Gewitters hinein. Ein solches Unwetter habe ich noch nie erlebt; Blitze zuckten im Sekundentakt, gewaltige Donner grollten von allen Seiten und es goss wie aus Eimern. Nicht den Bruchteil einer Sekunde habe ich mit dem Gedanken an einen Schutzzauber verschwendet.

Mein Weg führte mich lange Zeit über eine mit Unkrautbüscheln bestandene Ebene. Obwohl ich aufragte wie ein Turm mit Antenne, als ich mit hochgereckten Armen, den Zauberstab in der Hand, die Elemente beschwor, traf mich kein einziger Blitz. Das Gewitter folgte mir mit unverminderter Heftigkeit, Dreck flog mir um die Ohren, wenn Blitze in meiner Nähe einschlugen – doch ich blieb verschont.

Zwischen Mitternacht und Morgen erreichte ich eine Landschaft mit seltsam regelmäßig verteilten Hügelketten. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass dies ein zerfallenes Wohnzentrum war. In der Mitte einer Vertiefung, die wohl einmal die Hauptstraße gewesen war, fand ich einen schmalen Pfad, von dem hier und da Seitenwege abzweigten.

Ich ließ das Gewitter in der Ebene zurück und lief weiter. Ohne zu wissen, wohin mich mein Weg führte, ging ich immer weiter der Nase nach. Es dämmerte bereits und ich taumelte vor Erschöpfung, als ich gewahrte, dass sich die Umgebung gewandelt hatte. Zwischen den Schuttbergen standen noch halbe und ganze Häuser, hier und da führten Tunnel ins Innere. Ich betrat einen davon und fand einen trockenen, gut belüfteten und von Unrat freien Raum vor. Mit letzter Kraft trocknete ich mein Kleid und bereitete mir ein Lager. Ich sank darauf und schlief ein.

--

Ich erwache von und mit dem Gefühl, nicht allein zu sein. Unbeweglich bleibe ich mit geschlossenen Augen liegen und strecke meine Sinnesfühler aus. Tatsächlich, es stehen drei Personen an meinem Lager, Frauen. Sie unterhalten sich murmelnd, eine befühlt den Saum meines Kleides.

„Weiß“, sagt die mittlere überflüssigerweise. „Ob sie aus der Tretmühle entwichen ist?“

Über meinem Kopf schnaubt es. „Pff! Niemand ENTWEICHT aus der Tretmühle! Und wenn, hätte man das längst gehört.“

„Das Gewebe ist viel zu fein für ein Tretmühlengewand. Es fühlt sich eher an wie das, was die Gespielinnen des Allerhöchsten tragen.“

Interessant. Der Allerhöchste hat also GespielINNEN, Mehrzahl. Das Kleid sinkt auf meinen Fuß herab, es kitzelt. Die Frau am Kopfende, der Stimme nach die Älteste und gewohnt, dass man ihr gehorcht, sagt: „Gut möglich, dass die eine Gespielin war und in Ungnade gefallen ist. Ich habe gehört, dass der Allerhöchste so was schon gemacht hat. Hat eine, die ihn geärgert hat, einfach in weißes oder gelbes Tuch gesteckt und sie am Stadtrand ausgesetzt.“

„Ich habe die Leiche gesehen“, raunt es von meinen Füßen her.

„Vielleicht“, unsicher und jung mischt sich die mittlere Stimme wieder ins Gespräch, „vielleicht ist das ja die weiße Magierin aus der Legende. Es gibt doch diese Weissagung, nach der eine weißgewandete Magierin von Irgendwo kommt und dem Allerhöchsten entgegentritt und dann wird alles gut.“

Wieder dieses Schnauben. „Blödsinn! Märchen! Los jetzt, wir müssen zur Arbeit! Die hier geht uns nichts an, mag sie faulenzeln, wenn sie glaubt, sie kann es sich leisten!“

Leises Kleiderrascheln und schwere Schritte verraten mir, dass sie gehen. Ich öffne die Augen einen Spalt. Die Frauen stecken in unförmigen gelbgrünen Anzügen und haben klobige braune Schuhe an den Füßen – die Kleidung derer, die die Tretmühlen reinigen. Das sind Menschen, die selbst gerade aus der Tretmühle entlassen worden sind, die niedrigsten in der Rangordnung.

Wer fleißig ist und viele Punkte sammelt, kann ausgewählt werden für Aufgaben und Kleidung der nächsthöheren Stufe. Kann, muss nicht – ich frage mich, wer das entscheidet. Das wussten die Aussteiger im Dorf nämlich nicht, überhaupt konnten sie mir wenig darüber erzählen, wie ihre Gesellschaft funktioniert. Wahrscheinlich kamen sie alle aus heller gekleideten Schichten, die weiter nichts zu tun hatten als für ihr

Überleben zu sorgen, indem sie die ihnen zugewiesenen Tätigkeiten ausführten und nicht mehr Punkte ausgaben als ihnen gutgeschrieben wurden.

So langsam wird mir meine Umgebung wieder bewusst. Ich befinde mich in einem Hohlraum in einer Ruine, mein bequemes Bett ist nur gezaubert, ich bin allein und auf mich gestellt. Ich muss mich endlich entscheiden, was ich tue, wie ich wieder wegkomme. Zu Essen habe ich auch nichts und wann ich das letzte Mal gebadet habe, weiß ich nicht. Warum soll man auch baden, wenn man gleich in den Tod springt? Genau das will ich immer noch tun. Und jetzt weiß ich endlich, wie mein nächster Versuch aussehen soll: Ich werde in ein Arbeitszentrum hineingehen, auf das Dach des höchsten Gebäudes steigen oder apparieren und herunterspringen, genau auf eine vielbefahrene Straße.

PS: Warum schreibt mir eigentlich niemand mehr ein Review? Ich wüsste wirklich gern, welche Meinung Ihr zu der eigenartigen Reise habt, auf die ich Minerva McGonagall geschickt habe!!!

Großstadt - 7

Über die vergangenen zehn Tage mag ich kein Wort verlieren. Es ist völlig unmöglich, auf ein Dach zu gelangen. Als ich es endlich geschafft hatte, in ein höher gelegenes Arbeitszimmer vorzudringen, musste ich feststellen, dass es keine Fenster hat. Keiner der unendlich vielen Arbeitsräume hat ein Fenster, kein Strahl Tageslicht fällt herein. Ich habe ein paar ausgesprochen ungemütliche und unruhige Nächte hinter mir, habe als Katze und unsichtbar in irgendwelchen Winkeln auf dem harten Boden gelegen, immer in der Angst, getreten und entdeckt zu werden.

Ich war schon so weit, getarnt in den Fluss zu springen und hatte von einem Boot aus Anlauf genommen. Doch ich fand mich am Ufer wieder – ohne einen Spritzer abbekommen zu haben.

Jetzt stehe ich hier, bekleidet mit einem grauen Overall, und beobachte die Leute. Immerhin weiß ich jetzt, wie die Menschen gesagt bekommen, was sie arbeiten sollen: Sie haben alle einen kleinen Knopf im Ohr, aus dem eine Stimme dringt, die Anweisungen erteilt. Ein weiterer Knopf sitzt an einem Bügel in der Nähe des Mundes; deshalb reden sie oft, ohne dass jemand in unmittelbarer Hörweite ist. Wahrscheinlich sind diese Dinge so etwas wie Funkgeräte.

Und die Hierarchie der Arbeiten und damit der Kleidung habe ich auch begriffen. Am weitesten unten stehen alle grün gekleideten Leute. Sie putzen und sind nahezu unsichtbar. Die weitaus meisten Menschen tragen braun in allen Schattierungen, sie bewegen mit Händen und Füßen irgendwelche Maschinen. Alle grau gekleideten sitzen vor Bildschirmen und klopfen auf Tasten herum.

Plötzlich spüre ich eine Energie, die ich schon Ewigkeiten nicht mehr gespürt habe: Magie. Wie elektrisiert schaue ich in der Gegend herum. Ein paar Schritte weiter vorn entdecke ich eine dunkelblau gekleidete Gestalt, die gerade um eine Ecke biegt. Mein Herz klopft zum Zerspringen, als ich der Person hinterherlaufe. Rücksichtslos schiebe ich einen braunen Mann beiseite. Die Türen des Aufzugs schließen sich bereits, als ich hindurchspringe, mich im Sprung verwandelnd. Ein lautes Pfeifen ertönt, die Türen fahren wieder auf. Der Magier – es ist ein Mann in den mittleren Jahren mit leicht angegrauten Schläfen – schnauzt eine Dame an, die mindestens zehn Jahre älter ist als er und an der goldenen Kragenverzierung als Obere und Kontrolleurin zu erkennen ist. „Ich bitte ihn vielmals um Verzeihung, Magier. Es war keinesfalls meine Absicht, die Tür wieder zu öffnen. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte, bitte verzeihe er mir diese Unachtsamkeit.“

Der Magier knurrt: „Raus!“, die Obere verbeugt sich zitternd und verlässt den Aufzug. Auf dem Gesicht des Magiers erscheint ein selbstzufrieden-arrogantes Lächeln, er reckt sich und wird mir ausgesprochen unsympathisch.

Trotzdem bleibe ich ihm auf den Fersen. Es ist die pure Neugier, die mich dazu treibt, still hinter ihm herzulaufen. Eigentlich fühle ich mich in Versuchung, ihm die Schnürbänder seiner Schuhe aufzuhexen, so wie ich das damals gern bei Bernard Moody gemacht habe, diesem arroganten Schnösel. Moody hat nie herausgefunden, wer ihn da geärgert hat...

Anscheinend öffnen sich für den Magier Türen, die allen anderen verschlossen bleiben. Wir sind zumeist allein unterwegs. Betritt er einen öffentlichen Gang, schauen ihn alle Leute – ganz gleich welche Anzugsfarbe sie tragen – scheu an und weichen ihm weit aus; alle Gespräche verstummen. Der Magier würdigt sie keines Blickes, er trägt die Nase hoch erhoben.

Er hat weder einen Ohrknopf noch ein Armband, dafür hält er in seiner Rechten einen erstaunlich kurzen Zauberstab, mit dem er dann und wann auf ein goldenes Dreieck an der Wand tippt – Türöffner, für ihn jedenfalls.

Nach einem schier endlosen Marsch gelangt er und ich mit ihm in einen Saal, in dem etliche dunkelgrau gekleidete Gestalten vor flimmernden Scheiben sitzen und auf Tasten herumdrücken. Goldene Ränder schimmern an den Kragen. Der Magier ist noch nicht ganz durch die Tür getreten, da springen alle hastig auf, vollführen eine eigenartige Bewegung und verharren in einer merkwürdig verrenkten Haltung neben ihren Plätzen: Sie beschreiben mit ausgestreckten Armen einen Kreis über ihren Köpfen, verharren kurz mit den Händen neben dem rechten Knie, nehmen dann den rechten Fuß hinter den linken und beugen die Knie nach vorn, während die Arme nach links bis auf Schulterhöhe schwingen und die ausgestreckten Finger auf die Flimmerscheiben zeigen. So erstarren sie.

Der Magier geht auf einen kleinen grauhaarigen Mann zu, dessen Kragen von fünf goldenen Fäden geziert

wird, und nickt ihm herablassend kurz zu. Die anderen lösen sich geräuschlos aus ihrer verrenkten Haltung und setzen sich zurück an die Arbeit.

„Es ist ein bandloses Individuum in grau“, sagt der Graukopf mit leiser, aber fester Stimme. „Es wird immer dann und dort registriert, wo eine Mahlzeit mehr ausgegeben als Bänder gezählt wurden. Immer.“

Mir wird flau im Magen.

„Es ist nicht gelungen, das Individuum auf dem Schirm zu behalten. Es verschwindet einfach.“ Er drückt ein paar Tasten, weist auf die Scheibe. „Hier. Korridor 708 vor Raum 70821, da...“

Mir sträubt sich das Fell. So ganz unbeobachtet ist man hier wohl doch nicht.

„... und zuletzt habe ich das Wesen vor drei Zett-Eh in Gang Pi-124 verloren, unmittelbar vor dem Lift O-815.“

Ohne mein Zutun richtet sich mein verlängertes Rückgrat auf und biegt sich vor Anspannung. Die Bezeichnung „O-815“ habe ich auf der Tür des Liftes gesehen, in den ich im letzten Moment gesprungen bin.

Der Magier wird bleich und schluckt. Für einen kurzen Augenblick wirkt er unsicher, dann kehrt seine arrogante Miene zurück, genau wie bei Professor Lockhart. Charles Lockhart war, abgesehen von Tom Riddle, der arroganteste Mensch, dem ich je begegnet bin. Lockhart stand über allem und allen, selbst den Rektor behandelte er so herablassend, als wäre er selber der Chef. Doch wehe, jemand fragte Lockhart etwas, das nicht direkt mit seinem aktuellen Lehrstoff zu tun hatte. Dann weiteten sich seine Augen vor Schreck, ihm brach der Schweiß aus und die Mundwinkel zitterten. Eine Sekunde später sah er wieder hochnäsiger auf einen herab und man bekam einen überheblichen Spruch zu hören, aber nie die Antwort auf die Frage, die man gestellt hatte.

Der kleine graue Überwacher fragt: „Ehrwürdigster Magier, gestattet er, dass ich eine Vermutung äußere, wer dieses bandlose Individuum ist?“

„Nein!“, bellt der Magier und wendet sich zur Tür.

Kurzentschlossen folge ich ihm. Wieder geht es durch endlose Gänge, liftauf, treppab, linksherum, rechtsherum. Mein Katzenherz rast vor Panik. Wenn ich den Anschluss verliere, finde ich hier nie wieder raus.

Das Glück ist mir hold, ohne Zwischenfälle bleibe ich dem Magier auf den Fersen. Plötzlich stutze ich. An einem Aufzug mit der Nummer „O-916“ sind wir doch vorhin schon vorbeigekommen!

Eine Weile später wird es zur Gewissheit: Der Magier geht im Kreis. Seine Miene ist nicht länger arrogant, sondern wirkt mehr nachdenklich. Grübelt er etwa über mich nach?

Schließlich gibt er sich einen Ruck, betritt einen Aufzug mit schwarzen Türen, auf denen die Nummer „O-001“ in winzigen goldenen Zahlen angebracht ist, und fährt damit weit nach oben und ich mit ihm. Oben angekommen, schreitet er so schnell durch einen mit schwarzem Samt verkleideten Korridor, dass ich Mühe habe, ihm auf meinen vier Pfoten zu folgen. Und so passiert es: Vor meiner Nase schließt sich eine Tür, hinter meinem Schwanz auch – ich bin gefangen im Zwischenraum einer Doppeltür. Es ist völlig finster hier drin und selbst in Katzengestalt habe ich kaum Platz. Es ist also völlig unmöglich, mich zum Zwecke des Türöffnens zu verwandeln, ein Mensch passt einfach nicht in die Lücke. Ich muss warten, bis wieder jemand kommt, damit ich hier raus kann, egal in welche Richtung.

Durch die Tür dringen Stimmen. Der Magier klingt auf einmal gar nicht mehr überheblich, sondern ausgesprochen unterwürfig. „...Allerhöchster.“

Sieh an, es gibt ihn tatsächlich, diesen ominösen Allerhöchsten. Seine Antwort kann ich allerdings nicht verstehen, ich höre nur ein undeutliches Murren.

„...bin ganz sicher, dass das fragliche Individuum weiblich ist.“

Murren, murren.

„Es geht stets in die für Frauen bestimmten Ausscheidungskammern.“

„Ausscheidungskammern“?! Ich unterdrücke ein Lachen; ich weiß nicht, was passieren würde, wenn sie ein Miauen hören würden. Ich habe hier keine Katzen gesehen, überhaupt keine Tiere, nicht mal Insekten.

„Allerhöchster, das mysteriöse weibliche Individuum ist eine Magierin, auch wenn sie zur Zeit eine graue Hülle trägt.“

„Unmöglich!“ Die Stimme des Allerhöchsten ist laut und scharf geworden, endlich kann ich verstehen, was er sagt. „Völlig Unmöglich, Kuhso. Alle meine Gefährtinnen befinden sich unter meiner Kontrolle.“

„Allerhöchster, es gibt da eine Überlieferung...“ Die Stimme des Magiers zittert vor Angst. Ich stelle mir vor, dass der arrogante Kerl jetzt bebend und schwitzend vor seinem Chef steht, der ihn von einem Podest herab drohend ansieht. Doch der Magier redet weiter: „Es gibt eine alte Weissagung, die lautet so: Eine

Magierin in weißen Kleidern wird von irgendwo kommen und sie wird dem Allerhöchsten entgegentreten und alles wird anders. Ich fürchte, die Fremde ist diese Magierin. Ich habe das weiße Gewand gesehen.“

Der Allerhöchste schnaubt wie ein wildgewordener Stier. „Dann schaff sie mir her!“, brüllt er. „Wir werden ja sehen, was dann anders wird! Du hast einen Umlauf Zeit, das Individuum zu bringen, sonst bist du derjenige, der bis an sein Lebensende weiß trägt!“

Sekunden später öffnet sich ohne Vorwarnung die Tür, der Magier rauscht um Fassung ringend hinaus.

Großstadt - 8

Immerhin besaß ich genug Geistesgegenwart, sofort zu springen und mich im Sprung zu verwandeln. Zum Glück brauche ich weniger als eine halbe Sekunde, um mit perfekter Frisur im Hochzeitskleid zu landen. Meine bloßen Füße sind unter dem bodenlangen Rock nicht zu sehen.

Nun stehe ich ihm gegenüber, dem Allerhöchsten dieser Welt.

So, wie er dasteht, erinnert er mich an Tom Riddle.

Tom Riddle war das, was man gemeinhin einen „hübschen Jungen“ nennt. Er war stets gut gekleidet und hatte beste Manieren.

Ich glaube, ich war die einzige in meinem Jahrgang, die nicht für Tom schwärmte. Ich fand ihn einfach nur lächerlich, seine Aufmachung und sein weltmännisches Getue waren für mich weiter nichts als Kostüm und Maske, hinter denen sich ein verklemmter kleiner Junge versteckte. Einmal, es war zu Beginn meines vierten Schuljahres, Vertrauensschüler Riddle hatte gerade das siebte angefangen, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, ihm spät abends in einem abgelegenen Gang zu begegnen. „He, Mulciber!“, rief er. „Du darfst um diese Zeit nicht hier unterwegs sein. Ich muss dich leider melden.“

Ich zuckte mit den Schultern und wollte an ihm vorbei. Mochte er mich melden, wenn er wollte. Ändern konnte ich es ja doch nicht. Riddle trat mir in den Weg. „Vielleicht verzichte ich darauf, dich zu melden, wenn du mir zeigst, was du unter der Bluse hast.“

„Bei dir piept’s wohl?“, rief ich und versuchte noch einmal, mich an ihm vorbei zu drängen, ohne ihm zu nahe zu kommen.

„Nun, dann melde ich dich.“ Er leckte sich die Lippen. „Du hast noch eine Chance, Mulciber. Wenn ich dich unten anfassen darf, sage ich nichts.“

Ich starrte ihn an, glaubte, nicht richtig zu hören.

„Ich will wissen, wie du dich anfühlst zwischen den Beinen. Heb deinen Rock hoch, dann sage ich nichts. Ansonsten muss ich zu Professor Dippet gehen.“

Ich verpasste ihm mit der linken Hand eine Ohrfeige, zog mit der rechten einen Schutzschild-Zauber um mich und rannte davon.

Riddle hat mich damals nicht gemeldet. Aber ernst nehmen konnte ich sein großspuriges Getue von da an nicht mehr.

Einmal bin ich Tom noch begegnet, da war ich 17 und mit der Schule fertig. Er hatte sich überhaupt nicht verändert. So schnell konnte er gar nicht gucken, wie ich ihm ein paar höllisch schmerzende Brandblasen an seine zarten Fingerchen gehext habe, als selbige in meinen Ausschnitt kriechen wollten.

Auch wenn dieser Magier vor mir mit seinem bartlosen Gesicht wirkt wie ein harmloses Bübchen, heißt das noch lange nicht, dass er harmlos oder lächerlich ist. Einen Tom Riddle konnte ich damals mit kleinen Zaubereien ablenken, diesen hier sicherlich nicht, sonst wäre er kaum „Der Allerhöchste“.

Als ich vor ihm sichtbar geworden bin, hat er mich erstaunt angesehen, für den Bruchteil einer Sekunde nur. Jetzt hat er seine Gesichtszüge wieder unter Kontrolle und sieht auf mich herab. Er lächelt.

Triumphierend, herablassend, verschlagen. Alles, nur nicht: freundlich.

Es war ein Fehler, hier hinein zu gehen. Ich hätte diesem Kuhso folgen sollen, nach draußen. Und dann? Es war doch kein Fehler. Wenn dieser hier der „Allerhöchste“ ist, der diese komplizierte Gesellschaft kontrolliert und am Laufen hält, wenn er derjenige ist, vor dem sich alle fürchten, dann hat er die Kraft und die Macht, mich schnell ins Jenseits zu befördern, zu Patrick.

Ich erschrecke. Es ist schon eine Weile her, dass ich das letzte Mal an Patrick gedacht habe. Beginne ich etwa, meinen geliebten Mann zu vergessen? Die Erinnerungen an ihn und unsere gemeinsame Zeit zu verdrängen? Das darf nicht passieren!

Doch jetzt ist absolut nicht der Zeitpunkt, solchen Gedanken nachzuhängen. Ich stehe einem gegenüber, der meine volle Aufmerksamkeit fordert. „Du bist also das Individuum, das meine Überwacher narrt? Das Schranken umgeht und Nahrung erschleicht? Das die niederen Ränge unruhig macht?“

Was soll ich darauf sagen? Ich schweige und schaue ihn an. Hoffentlich merkt er nicht, wie nervös ich bin. Mein Herz rast, die Hand, die in den Falten des Kleides verborgen den Zauberstab hält, wird zunehmend feuchter.

„Bist du diese weißgewandete Magierin von außerhalb, die mir entgegentritt und schwupps wird alles anders?“ Seine Worte klingen belustigt, spöttisch, höhnisch.

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht“, höre ich mich sagen.

„Was willst du?“

Mehr als ein Schulterzucken fällt mir nicht ein. Ich warte einfach ab, was er tut.

„Was soll denn anders werden durch deine bloße Anwesenheit?“

„Alles.“ Ich zwingen ein Lächeln auf mein Gesicht.

Er lacht, laut und höhnisch und erinnert mich immer mehr an Riddle.

„Und wie willst du das anstellen? Mich töten?“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht! Welche präzise Aussage! Weißt du was, Magierin, da du ein weißes Kleid trägst, bist du dazu auserwählt, meine niederste Dienerin zu sein.“

„Nein!“

„Du weigerst dich?“

„Ja.“ Eine große Ruhe überkommt mich. Der Allerhöchste ist ziemlich wütend geworden. Auch er hat den Zauberstab in der Hand, ein krummes, knotiges Ding. Gleich wird daraus ein tödlicher Fluch hervorbrechen, ich spüre ihn kommen.

Hinter dem Allerhöchsten steht, schimmernd und durchsichtig, das weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen. Es beobachtet uns.

„Es ist besser, wenn ich dich gleich aus der Welt schaffe. Was soll schon anders werden, wenn ich dich töte?“

„Alles, denn ich werde deine Kraft mit mir nehmen.“ Wer legt mir denn diese Worte in den Mund? Egal, damit reize ich ihn auf jeden Fall weiter.

Er hebt den Zauberstab. Meine Hand bewegt sich ebenfalls nach oben. Ohne zu überlegen, was ich tue, schieße ich einen Schildzauber ab.

Raum und Zeit explodieren. Das letzte, was ich sehe, ist das springende Einhorn.

Zamonien - 1

Zamonien mitsamt seinen Bewohnern entstammt der Phantasie von Walter Moers. Einige Charaktere (Isso, Julunius) sind eigene Erfindung. Außerdem taucht eine Figur aus den „Chroniken von Narnia“ auf.

Es summt und brummt von überallher, alles dreht sich. Um mich herum tanzen dutzende verschwommene weiße Einhörner. Sie verschmelzen miteinander, werden deutlicher und langsamer. Schließlich ist nur noch eines da, es bleibt stehen, schaut mich aus smaragdgrünen Augen an. Dann schüttelt es die Mähne, dreht sich um und läuft weg. Ich bleibe zurück, finde mich in einer staubigen Einöde sitzend wieder. Mit wackeligen Beinen stehe ich auf. Über mir gleißt eine grelle Sonne am blau-violetten Himmel, um mich herum ist nichts als gelbgrauer Staub.

Mir kommt alles furchtbar bekannt vor: die Wüste, am Rand die bunte Siedlung, der blauviolette Himmel. Nicht noch einmal! Diesmal apparriere ich zu dem Dorf und atme auf: es ist anders. Die Häuser sind kleiner, bunter und – verlassen. Keine lebende Seele ist weit und breit zu sehen, die Farbe an den Häusern blättert ab, Gärten sind verunkrautet und überall hat der ewige Wüstenwind Sandhäufchen zusammengeblasen. An einigen Bäumen hängen reife Früchte; ich bediene mich ungeniert. Obst ergibt auch eine Mahlzeit, ein Happen Fleisch wäre mir allerdings lieber. Kaum habe ich das zu Ende gedacht, läuft der Fleischhappen in Gestalt eines hinkenden Huhns auf mich zu.

Auch wenn ich mich als Kind immer geekelt habe und versucht, mich zu drücken, musste ich doch lernen, wie man Kleinvieh schlachtet und zerlegt. Das kommt mir jetzt zu Gute, ich zögere nicht lange und drehe dem Huhn den Hals um. Mein sonst so starker, standhafter Ehemann ist glatt umgekippt, als er meine Mutter einmal bei solcher Arbeit beobachtete...

Nicht viel später sitze ich auf einer windgeschützten Terrasse am Feuer und der zarte Duft von gegrilltem Hühnchen streichelt meine Nase. Allerdings erweist sich das Fleisch als ausgesprochen trocken und zäh, wer weiß, wie alt das Vieh schon war. Ich kaue, bis mir der Kiefer schmerzt, und spüle mit reichlich Kräutertee nach.

Für einen Moment habe ich in Erwägung gezogen, in einem der Häuser zu übernachten. Durch die blinden Scheiben konnte ich hier und da noch Möbel, auch Sofas und Betten erkennen. Dann jedoch beschloss ich, nach der ewigen Zeit zwischen den Häuserschluchten dieser grässlichen Stadt die frische Luft einer Nacht im Freien zu genießen. Jetzt ziehe ich einen Hexenring und lege Abwehrzauber um mich herum und wühle mich abseits des Dorfes in ein Nest aus Gras und Blättern.

Obwohl ich außer meinem Abendessen und einigen Insekten keine Tiere gesehen habe, ist die Nacht voller Leben. Überall raschelt und trappelt es, ich höre Flüstern und sehe glühende Augenpaare in der Dunkelheit. Für ein paar Sekunden geht in einem der intakteren Häuser am Dorfrand Licht an, ganz so, als würde jemand ein Zündholz anstreichen, um kurz etwas anzusehen. Ich verspüre den Drang, hinzugehen. Das Licht verspricht Gesellschaft, Gespräche, Schutz. Ich wundere mich über mich selber: gerade eben war ich doch noch froh gewesen über Ruhe und Frischluft. In einer abgelegenen Gegend wie dieser sind ehrliche Menschen kaum bei Nacht unterwegs, wenn überhaupt. Nichts und niemand kann meine Hexenringe durchbrechen. Ich kuschle mich tiefer ein und betrachte die Sterne.

40 - Zamonien 2

Nachdem ich die Hügelkette mit der verlassenen Siedlung überquert hatte, bin ich fünf Tage lang auf einem schnurgeraden Pfad durch eine grasige Ebene gelaufen. Die größten Tiere, die ich dabei gesehen habe, waren ein paar fette Hummeln. Keine Spur von einem menschlichen Wesen, dabei müssen es doch Menschen gewesen sein, die diesen Pfad angelegt haben. Kein Tier geht so schnurgerade. Oder?

Jetzt wird die Landschaft langsam welliger. In einer Senke entdecke ich, umstanden von schlanken Birken, einen Tümpel mit kristallklarem Wasser. Endlich kann ich mich wieder einmal richtig sauber machen und endlich kann ich meine Wurzeln und Champignons als Eintopf kochen statt sie immer nur am Feuer zu rösten.

Ich trinke und fülle meinen Kochtopf, dann ziehe ich das Kleid aus und steige in den Tümpel. Das Wasser ist eiskalt, ich halte gerade lange genug darin aus, um mein Kleid durchzuspülen und mich selber mit Sand abzurubbeln. Nach Luft schnappend steige ich wieder ans Ufer und trockne mich und mein Kleid. Es ist erstaunlich, dass dieses empfindliche blütenweiße Dings nach all den Strapazen immer noch aussieht wie neu, wie am Tag der Hochzeit.

Die Wirklichkeit schwimmt vor meinen Augen. Der Tag der Hochzeit... Der schönste Tag in meinem Leben...

Dabei war der Tag unserer Hochzeit ein Tag voller Pech und Pannen. Anfangs sah es so aus, als könne sie gar nicht erst stattfinden. Ich hatte in der Nacht vor lauter Aufregung nicht geschlafen und war mit bohrenden Kopfschmerzen und Schwindelgefühl aufgestanden. Mein Magen drehte sich um, sobald etwas Ess- oder Trinkbares vor meinen Augen erschien, meine Füße trugen mich nicht. Das Haar, das am Vortag dank einer Spezial-Eier-Haarkur mit ein paar geheimen Mixturen meiner Großmutter noch locker-seidig glänzte, klebte nun fettig-strähnig am Kopf.

Beim Anblick meines Spiegelbildes bekam ich einen Schreikrampf. Natürlich eilten sofort alle weiblichen Personen der Welt zu mir, um mir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Ich kam mir vor wie ein Wurm auf dem Hühnerhof. Als jemand Kleid und Schleier präsentierte und ich die Worte hörte: „Du wirst die schönste Braut sein, die es je gegeben hat“, drehte sich alles um mich herum und ich rutschte in einem schwarzen Trichter ins Erdinnere.

Meine Großmutter hat damals alles gerettet. Oma war immer lieb und sanft, aber wenn sie wollte, konnte sie befehlen wie ein General. Und an jenem Tag war so ein strenger General bitter nötig. Großmutter hat die aufgeschreckten Hühner wieder in Frauen verwandelt und zurück an ihre Arbeit geschickt und mich mit einer ihrer berühmt-berüchtigten Rosskuren nicht nur wieder auf die Beine gestellt, sondern auch mein Inneres und Äußeres gerade gerückt. Ich habe bis heute keine Ahnung, was genau sie mir da eingeflößt hat und mit welchen Zaubern sie mich bearbeitete, Fakt ist, dass ich nach der Behandlung frisch und munter war.

Die Friseurin, die versprochen hatte, mein Haar von Hand zu richten, verspätete sich so, dass sie doch den Zauberstab zu Hilfe nehmen musste. Dazu kamen noch ein gutes Dutzend kleinere Katastrophen, aber irgendwie schafften wir es, pünktlich vor der Kirche zu erscheinen. Patrick und die restlichen Gäste waren auch schon da; wer fehlte, war der Pfarrer. Nach vierzig bangen Warteminuten kam er endlich an, nicht mehr ganz nüchtern und mit der Ausrede, er habe draußen auf dem Land eine Nottaufe vollziehen müssen.

An die Zeremonie selber erinnere ich mich überhaupt nicht mehr, im Orgelgebraus rauschte alles an mir vorbei. Mein Erinnerungsvermögen setzt erst draußen wieder ein, als ich auf der Kirchentreppe ins Stolpern geriet. Patrick fing mich auf und stützte mich, wie so oft. „Du hättest dir fast auf der Kirchentreppe das Genick gebrochen“, sagte er später immer wieder. Jetzt frage ich mich, ob ich wirklich so schlimm gefallen wäre. Ich war doch nur ein bisschen ins Straucheln geraten, oder?

Wieder hocke ich am Feuer und röste Wurzeln. Immer noch bin ich keinem Menschen begegnet, aber die Landschaft wirkt nicht mehr ganz unbewohnt. Ich bin heute an mehreren abgeernteten Feldern und gemähten Wiesen vorbei gekommen und die winzige Siedlung heute Mittag wirkte wie winterfest gemacht; alles war ordentlich aufgeräumt und abgeschlossen. Wenn ich mich aus meiner Rastmulde erhebe, kann ich in der Ferne die Silhouetten von Städten erkennen und sehe Rauch aufsteigen. Allerdings ist es viel zu weit, um heute noch weiter zu gehen. Außerdem muss ich entscheiden, in welche Richtung ich gehen will – ich sitze an einer Wegekreuzung. Der verführerisch breite Pfad links von mir führt lediglich auf die flache Kuppe des

benachbarten Hügels. Vor mir winden sich aber zwei Wege den Hang hinab und beide scheinen gleichweit von jeglicher Behausung entfernt zu sein.

Ich kann mich einfach nicht entscheiden, welchen von ihnen ich nehmen soll, um an mein Ziel zu kommen. Welches Ziel eigentlich? Ich habe keins.

Patrick kannte immer sein Ziel und er wusste stets den Weg dahin – im wahren wie im übertragenen Sinne des Wortes, wenn wir gemeinsam wandern gingen genauso wie damals, als meine Squib-Schwester diesen Mr. Figg geheiratet und ein Leben als Muggel begonnen hat. Die ganze Familie hat sich von ihr abgewandt. Mr. Figg – ich kenne bis heute seinen Vornamen nicht – Mr. Figg war wegen Diebstahls angeklagt worden, wurde aber freigesprochen. Trotzdem warf sein Chef ihn raus und trotzdem wollte niemand mehr etwas mit Arabella zu tun haben. Patrick war ganz schnell auf der Seite meiner Verwandten und Bekannten, er hatte hunderte gute Argumente, warum man besser keine Kontakte mehr mit Mr. und Mrs. Figg pflegte. Ich hatte einige Zweifel, es tat weh, denn Bella und ich waren als Kinder immer ein Herz und eine Seele gewesen. Aber da Patrick es richtig fand, wie es war, sagte ich nichts. Letztendlich führte das zu jenem furchtbaren Streit, in dem mir Arabella vorwarf, keine eigene Meinung zu haben, sondern nur Patricks Worte nachzuplappern. Damals habe ich mich wütend dagegen gewehrt, heute, aus der zeitlichen und räumlichen Entfernung und den vielen Stunden einsamen Grübelns beim Wandern denke ich, dass meine Schwester Recht hatte. Vielleicht, wenn es mir absolut nicht gelingen sollte, in den Tod zu gehen, vielleicht sollte ich nach Australien gehen und sie suchen?

Ich muss dringend herausfinden, wo ich gerade bin. Doch jetzt werde ich mich in meiner Kuhle zur Ruhe begeben und morgen nehme ich den Pfad, auf dem ich ein lebendes Wesen erblicke. Letztendlich ist es egal, ob ich links gehe oder rechts.

Zamonien 3

Ich glaube, ich werde langsam verrückt. Falsch, ich bin es längst.

Gestern um die Mittagszeit habe ich endlich die erste bewohnte Siedlung entdeckt, ein sauberes Dörfchen mit bunten Holzhäuschen. Farbenfrohe Kleidungsstücke trockneten auf den Wäscheleinen, in den Gärten standen kräftige Gemüsepflanzen in Reih und Glied, überall gab es Bienenstöcke. Es sah alles sehr anheimelnd aus, doch die Bewohner... Sie sprachen wie Menschen. Sie kleideten sich wie Menschen. Sie gingen wie Menschen aufrecht auf zwei Beinen. Doch sie sahen aus wie – Bären. Ihre seidig schimmernden Pelze waren kunterbunt; ich konnte alle Schattierungen von grün erkennen, gelb, sogar einen leuchtend violetten. Ihre Gesichter sahen anders aus als bei den Bären, die ich im Zoo gesehen hatte. Die Mäuler – oder sollte ich Münder sagen, da sie ja vernünftig reden – waren länger und leicht nach oben gebogen, an ihrem Ende saß eine knubbelige schwarze Nase, die bei den meisten aussah wie aufgesetzt, was ihnen ein friedlich-verschmitztes Aussehen verlieh.

Es war einfach grotesk. Da standen sich zwei ausgewachsene Bärinnen in geblühten Schürzen gegenüber und fachsimpelten über den Gartenzaun hinweg, welches wohl die beste Methode sei, um Heidelbeerflecken aus dem weißen Hemd des Göttergatten heraus zu bekommen. Grotesk, wirklich grotesk.

Als mich jedoch auf der Straße eine Katze ansprach und fragte, warum ich ein Kleid trage, dessen Saum im Staub schleift, habe ich Fersengeld gegeben und bin geflohen vor meinem eigenen Wahnsinn.

Das nächste Lebewesen, dem ich begegnete, war ein Mann mit guten Manieren. Nur dass aus dem Kragen seines feinen Anzugs ein Hundekopf herausschaute. Ich bemühte mich darum, Konversation zu machen, ohne ihn allzusehr anzustarren und ohne ihn auf meinen Wahnsinn aufmerksam zu machen. Es erfüllte mich mit unendlicher Erleichterung, als er sagte, er müsse weiter, denn er sei Journalist und sollte rechtzeitig zum Start der Lesetournee von Hildegunst von Mythenmetz in Gralsund sein.

Gegen Abend kam ich endlich in eine größere Stadt. Straßen und schmale Gassen führten augenscheinlich zum Zentrum, überall gab es Wirtshäuser und Imbissstuben, große Läden und kleine Geschäfte. Bücher, wohin man schaute. Wenn ich es richtig verstanden habe, wurde die Stadt „Buchhaim“ genannt und Hotels und Pensionen gab es wohl auch. Eigentlich hatte ich vor, mich ein paar Tage auszuruhen, der Anblick der vielen Buchläden reizte mich zum Stöbern, ein paar ordentliche Mahlzeiten wären auch nicht schlecht. Dennoch floh ich beinahe panisch aus der Stadt: Sie war unwahrscheinlich belebt, mit hunde- oder fuchsartigen Wesen, ein dickes Wildschwein, das in einen königsblauen Anzug mit goldenen Säumen gekleidet war und einen reich verzierten Säbel an der Seite trug, verbeugte sich vollendet vor mir und bot mir seine Dienste als Stadtführer an. „Nein, nein, danke!“, wehrte ich erschrocken ab. „Ich, äh, ich habe etwas zu erledigen, bin gleich am Ziel, da vorne.“ Er verbeugte sich mit einer bedauernden Geste vor mir. „Da vorne“ war ein Buchladen, vor dem ich einen normal aussehenden Mann erspäht hatte. Als ich jedoch näher kam, sah ich, dass sein Kopf deformiert war. Seitlich waren Auswüchse zu erkennen, in denen etwas klickte.

Bei mir im Kopf klickte auch etwas und ich rannte los, raus aus der Stadt. Ich glaube, mit meiner Macke bleibe ich lieber für mich alleine.

Die Prewett-Zwillinge haben einmal auf dem Schulhof Vielsafttrank verteilt mit Tierhaaren darin. Obwohl Professor Dippet ihnen eine heftige Strafe aufgebremmt hatte – sie mussten für den Rest des Schuljahres, zwei volle Monate lang, jeden Tag die große Halle wischen -, glaube ich doch, dass er sich insgeheim darüber amüsiert hat. Es war aber auch ein lustiger Anblick, die unbeliebtsten Streber und die größten Zimtzicken mit Ratten- und Eselsgesichtern zu sehen!

Doch das, was ich hier gerade erlebe, ist alles andere als lustig. Entweder bin ich wirklich völlig durchgedreht, oder aber es gibt hier in der Gegend alles, nur keine Menschen, wie ich sie kenne.

WO BIN ICH???

Weit weg von dieser merkwürdigen Stadt halte ich an, weil ich keine Luft mehr bekomme. Es dauert lange, bis ich mich so weit beruhigt habe, dass ich Feuer machen und meinen Rastplatz einrichten kann.

Wieso nur sehe ich alle Leute mit Tierköpfen? Ich zermartere mir das Hirn, aber ich kenne keinen Fluch oder Zaubertrank oder Krankheit, die sich in derartigen Sehstörungen äußert. Was ist nur mit mir passiert? „Ist es gestattet, sich etwas ans Feuer zu setzen, ehrenwerte Schreckse?“

Die krächzende Stimme klingt leise, flehend, trotzdem zucke ich zusammen, als hätte ein Löwe neben mir gebrüllt.

„Wer es nicht schafft, beim kleinsten Anzeichen von Gefahr den Zauberstab binnen einer Sekunde einsatzbereit zu haben, verdient es nicht, anders als ein Squib genannt zu werden.“ Dies war der erste Satz von Professor Cameron in Verteidigung gegen die dunklen Künste. Daraufhin haben wir lange über Kommasetzung diskutiert. Der zweite Satz von Professor Cameron lautete: „Wer aber immer gleich in offener Abwehrhaltung dasteht, verscherzt sich die eine oder andere nette Bekanntschaft.“ Danach ging das Üben los und so habe ich jetzt zwar den Zauberstab einsatzbereit, jedoch in den Falten meines Kleides verborgen, als ich herumfahre. Vor mir steht ein Wesen, das einer Kinderzeichnung entsprungen scheint. Kopf und Körper gehen ohne Hals ineinander über und sehen aus wie eine plattgedrückte Kugel. Arme und Beine sind dürr, der Kopfteil ist von borstigen grau-braunen Haaren eingerahmt, die nach allen Seiten abstehen und aus denen ein Paar graue Augen, eine Knollennase und ein runder Mund hervorlugen.

Sprachlos starrend weise ich auf das Feuer. Das Wesen deutet eine Verbeugung an und sagt: „Gestatten, Isso, Berghutz aus den mittleren Gängen der Finsterberge.“

Ich nehme an, dass ich mich nun auch vorstellen muss, aber wie?

„Minerva, Mensch aus einem Ort jenseits der Wüste“, sage ich schließlich.

„Me-mensch?“ Isso reißt die Augen auf. „Oh, dass mir das vergönnt ist, einen Menschen zu sehen! Professor Nachtigaller hat immer gesagt, dass Menschen so gut wie nie nach Zamonien kommen und dass die Wahrscheinlichkeit, einen zu treffen, kleiner ist als eins zu einer Million. Und ich treffe eine Mensch, gleich auf meinem Heimweg von der Dunkelakademie.“ Der Berghutz hüpfte herum wie ein kleines Kind, das endlich ein heißersehntes Geschenk bekommen hat.

Eine Welle der Erleichterung durchflutet mich. Ich bin vielleicht doch nicht verrückt. Hier gibt es einfach keine Menschen, die Bewohner dieses Landes Zamonien sehen schlichtweg anders aus. Und wie jetzt weiter?

Zamonien - 4

Isso hat mir eine Nacht und einen Tag Gesellschaft geleistet, dann hat ihn das Heimweh in die Gegenrichtung getrieben und ich bin wieder allein unterwegs. Die schnurgerade Allee ist sauber gepflastert und mit akkurat gestutzten Bäumen bestanden. Ab und an finde ich eine Bank, die letzte Siedlung – bewohnt von Leuten mit Dachsköpfen – habe ich vor ein paar Stunden hinter mir gelassen.

Es ist ziemlich warm und mir tun ein wenig die Füße weh. Ich setze mich auf eine Bank im Halbschatten, esse ein paar Früchte und strecke die Füße aus. In der Ferne zwitschern Vögel, direkt neben mir brummen ein paar dicke Hummeln. Meine Gedanken schweifen ab und purzeln durcheinander. Ich denke an eine Wanderung mit meinem Vater, an den Phönix, den Professor Dumbledore in seinem Büro hatte, an meine Großmutter und ihre Katzen...

„Ist es gestattet?“

Ich schrecke hoch. Ein schlanker Herr mit Fuchskopf steht vor mir und verbeugt sich.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Ich versuche so zu tun, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, wenn sich ein sprechender Fuchs neben einen setzt.

Er zieht eine Flasche aus seiner Tasche, trinkt und seufzt erleichtert. „Ziemlich warm heute, nicht wahr?“

Höflich stimme ich zu.

„Gehen Sie auch zur Lesung von Hildegunst von Mythenmetz? Zeitiges Kommen sichert gute Plätze, nicht wahr.“

Dummerweise habe ich nicht die leiseste Ahnung, wer Hildegunst von Mythenmetz ist. „Ich muss gestehen, diesen Namen habe ich noch nie gehört. Ich bin nur als Gast hier, verstehen Sie?“

„Oh“, macht mein fuchsgesichtiger Gesprächspartner. „Sind Sie etwa eine Menschin? Von jenseits des Ozeans?“

Menschin! Ich nicke.

„Das ist aber auch die einzige Erklärung, die es dafür gibt, Mythenmetz nicht zu kennen! Schließlich ist er seit Jahren der erfolgreichste, beliebteste, meistgelesenste Schriftsteller Zamoniens.“

Vertraulich beugt der Fuchsmann seine Schnauze herüber zu meinem Ohr. „Allerdings glaube ich, dass ihn das Orm nicht mehr durchströmt. Er wiederholt sich in seinen Büchern, aber manchmal habe ich das Gefühl, ich bin der einzige, der das merkt. Und dann dauernd diese Abschweifungen! Hunderte Seiten geht es um Dinge, die mit der eigentlichen Geschichte gar nichts zu tun haben und dann macht er plötzlich mitten im Satz weiter.“

Klingt, als würde dieser wie-hieß-er - Hildegunst von Mythenmetz? – nicht gerade die Sorte von Büchern schreiben, die ich gern lese. Ich bevorzuge klar strukturierte Geschichten mit nachvollziehbarer Handlung. Trotzdem bin ich neugierig geworden. „Wo findet denn diese Lesung statt? Die Möglichkeit, einen solchen Star-Autoren kennenzulernen, sollte man sich nicht entgehen lassen!“

Das Fuchsgesicht grinst. „Sie haben Glück, Verehrteste! Sie sind an mich geraten und ich habe Vorzugskarten. Gestatten, Julunius Regenschein, Verleger. Übrigens, Colophonius Regenschein ist mein Vetter.“

Das Fragezeichen muss mir ins Gesicht geschrieben stehen. Während wir laufen, hält Regenschein einen nicht enden wollenden Vortrag über das zamonische Literatur- und Verlagswesen, von dem ich nur „Bahnhof“ verstehe. Endlich, nachdem wir drei Dörfer mit unterschiedlichsten Lebensformen passiert haben, schließt er mit den Worten: „Ich bin einer der wenigen Fuchslinge, die als Verleger erfolgreich sind. Ansonsten ist der Literaturbetrieb fest in der Hand der Wildschweinling-Mafia.“

Wenigstens etwas verstehe ich: Julunius Regenschein ist kein Alptraum, sondern ein Fuchsling. Einer, der sich gern reden hört, denn schon holt er zum nächsten Vortrag aus: „Mit dem Orm ist das so eine Sache! Wenn ein Schriftsteller im Ormrausch ist, schreibt er ohne Unterbrechung, bis ihm die Finger bluten...“

Als wir die nächste Siedlung erreichen, weiß ich immer noch nicht, was dieses Orm nun eigentlich ist. Es scheint nur so zu sein, dass ein Schriftsteller erst dann einer ist, wenn er einmal im Ormrausch ein Buch geschrieben hat.

Und weiter geht die Literatur-Lehrstunde: „Ich schreibe ja selbst auch gelegentlich. Das liegt bei uns sozusagen in der Familie. Mein Vetter Colophonius ist ein begnadeter Autor, besser als Mythenmetz, möchte

ich meinen...“

„Angeber“, denke ich. Da ich Interesse heuchle, beginnt Regenschein, ein Werk seines Veters vorzutragen, eine kleine Erzählung.

Es ist eine wirklich berührende Geschichte, doch Regenschein lässt mir keine Zeit, darüber nachzudenken. Am Horizont sind Berge aufgetaucht, für ihn ein Anlass, mich erst über die zamonische Landschaft aufzuklären und dann über die Bewohner. Das ist jedenfalls etwas, dem ich mit echtem Interesse folge. In Zamonien gibt es alle möglichen Lebensformen, nur keine Menschen. Am menschenähnlichsten sind wahrscheinlich noch Schrecken und ihre Schreckenmeister. Hildegunst von Mythenmetz ist wie viele seiner Schriftstellerkollegen ein Lindwurm. Für mich ein Grund mehr, seine Lesung zu besuchen, denn ich habe keinerlei Vorstellung davon, wie ein Lindwurm aussieht. In unserer magischen Welt gibt es jede Menge Lebewesen, die die Muggel nur aus Märchen kennen – Hippogreife, Thestrale, Basilisken, um nur einige zu nennen, aber Lindwürmer gehören auch für uns ins Reich der Sagen.

Am späten Nachmittag, nach Julunius Regenscheins Meinung die beste Zeit, anzukommen und ein Quartier zu beziehen, erreichen wir Gralsund, die Universitätsstadt. Hier wimmelt es von Schriftgelehrten, Verlegern und Literaturkritikern. Einer der letztgenannten ist Regenscheins bester Freund, was stimmen dürfte, denn Laptantidel Lattuda nimmt mich ohne weiteres in sein Haus auf.

Ich bekomme ein gemütliches kleines Gästezimmer und ein heißes Bad – welche Wohltat. Und ganz selbstverständlich bin ich zum Abendessen eingeladen.

Lattuda meint, in Gralsund gäbe es auch in normalen Zeiten nur wenige gute Zimmer in Hotels und Pensionen, aber wenn solche Großereignisse wie eine Mythenmetz-Lesung, ein Trompaunenkonzert und das Gastspiel einer bekannten Buchhaimer Theatergruppe zusammenkommen, ist jede noch so miese Absteige überfüllt und die Wirte verlangen bis zum Fünffachen des gewöhnlichen Preises.

Der Hauptgang wird aufgetragen, ein Ragout aus undefinierbaren Zutaten, das aber vorzüglich schmeckt. Eine Weile esse wir schweigend, dann fragt Regenschein: „Gehst du morgen auch zur Lesung?“

„Klar doch“, erwidert Lattuda grinsend, „ich brauche noch einen guten Verriss. – Obwohl“, das Grinsen schwindet, „obwohl es immer schwerer wird, Mythenmetz zu verreißen. Weißt du, eine ordentliche Kritik – egal ob man das Werk in höchsten Tönen lobt oder nach allen Regeln der Kunst niedermacht -, kann man nur schreiben, wenn man es vom ersten bis zum letzten Wort gelesen hat. Und das wird immer schwieriger, weil Mythenmetz‘ Ergüsse inzwischen einen solchen Umfang haben, dass Aufwand und Honorar in keinem Verhältnis mehr stehen. Wenn es mir nicht ein inneres Bedürfnis wäre, jedes neue Werk mit Schmääh zu überziehen, hätte ich längst damit aufgehört.“

„Was glaubst du, Laptantidel, wird Mythenmetz noch vom Orm durchströmt?“

Bedächtig erwidert der Kritiker: „Ich glaube nicht. Die ersten Bücher waren in Inhalt und Stil richtig gut, aber sobald er bekannt war in ganz Zamonien, hat er nachgelassen. Ich habe sogar schon Beweise gefunden, dass er bei sich selber abschreibt.“

Regenschein prustet: „So lange er nur bei sich selber abguckt...“

Zamonien - 5

Ich bin reichlich pflastermüde, als wir uns auf die Bänke in dem Hörsaal quetschen, in dem Hildegunst von Mythenmetz lesen wird. Regenschein und Lattuda haben es sich nicht nehmen lassen, mir Gralsund, die Universität, das Verlagsviertel, den Hafen und überhaupt alles zu zeigen. Solche schmerzenden Füße hatte ich schon lange nicht mehr.

Das Publikum ist bunt gemischt, es sind Tierlinge aller Art gekommen, hinter mir sitzen zwei spindeldürre Frauen mit breiten Mündern, abstehenden Ohren und spinnenbeingleichen Fingern, Schrecksen, die sich in krächzenden Tönen mit einer Art Katze zu unterhalten scheinen. „Das ist keine Katze, sondern eine Kratze“, klärt mich Regenschein auf, „das ist eine sehr intelligente Lebensform.“

„So, Kinners, hier sitzt ihr und hier bleibt ihr sitzen.“ Ich werde zwischen Julunius Regenschein und einem Blaubären eingequetscht. Mit marineblauer Hose, rotem Wollpullover und Kapitänsmütze ist er unschwer als alter Seebär zu erkennen. Doch das, was von seinem Fell zu sehen ist, ist faszinierend. So ein Blau habe ich noch nie gesehen. Es ist nicht das Blau des Himmels und gleich gar nicht das Blau frischgekochter Tinte. Es ist nicht das Blau des Meeres und nicht das Blau von heißgewordenem Stahl. Es ist von allem etwas und auch wieder nicht.

Die Schar zappelnder Halbwüchsiger neben ihm ist so bunt wie ein Regenbogen. Ich werde wohl Julunius Regenschein bitten müssen, mir die Farbvererbung bei den Buntbären zu erklären.

Dazu komme ich nicht mehr, denn Hildegunst von Mythenmetz tritt auf. Er sieht aus wie eine Kreuzung aus Norwegischer Stachelbuckler und Ungarischer Hornschwanz mit einem Extrahorn auf der Nasenspitze, dreiklauigen Vorder- und Hintergliedmaßen und stark verkümmerten Flügeln. Er trägt einen goldenen Gürtel, an dem Edelsteine funkeln und einen schweren, dunkelvioletten Umhang, der mit Gold- und Silberfäden bestickt ist. Der funkelnde Gürtel geht gerade noch zu, Mythenmetz' Schritte sind ebenso schwerfällig wie würdevoll und ich frage mich, ob bei allen Lindwürmern die Augen von Fettwülsten umgeben sind.

Huldvoll deutet er Verbeugungen in alle Richtungen an, was mit frenetischem Jubel beantwortet wird, dann lässt er sich ächzend auf seinen Stuhl fallen. „Willkommen, meine Freunde!“, ruft er mit erstaunlich wohlklingender Stimme, „Willkommen. Ich bin außerordentlich erfreut, dass ihr so zahlreich zu meiner Lesung gekommen seid. Deshalb möchte ich euch mit ein paar Leckerbissen aus meinem neuesten, soeben erschienenen Werk ‚Streifzug durch die Küchen der Lindwurmefeste‘ verwöhnen.“

Tosender Beifall und Jubelrufe lassen das ganze Gebäude erbeben.

Hildegunst von Mythenmetz gibt mit majestätischer Geste ein Zeichen, zwei kräftige Wildschweinlinge schleppen auf einer Art Bahre einen Wälzer herein, der noch dicker ist als die „Enzyklopädie der Zaubersprüche“ von 1257, und das ist ein riesiges Buch, das man nur auf einem besonderen Gestell lesen kann. Laptantidel Lattuda zwei Sitze rechts neben mir stöhnt: „Ich hab's geahnt!“, Julunius Regenschein gibt ein würgendes Geräusch von sich, der Blaubär zu meiner Linken schmatzt wie in Vorfreude auf kulinarische Genüsse.

Das Publikum im allgemeinen jubelt.

Mythenmetz schlägt umständlich das Buch auf; letztes verlegenes Hüstel hinter mir, dann wird es totenstill im Saal.

„Die Kochkunst der Lindwurmefeste ist etwas ganz besonderes“, beginnt der Autor mit monotoner Stimme zu lesen. „Kunst kommt von Können. Die Köche der Lindwurmefeste verstehen ihr Handwerk aufs vortrefflichste...“

Es dauert gar nicht lange und der Blaubär sinkt zu mir herüber und beginnt ganz leise zu schnarchen. Julunius Regenschein, an dessen Schulter ich gedrückt werde, kann die Augen kaum noch offen halten.

Am Rande meines Blickfeldes sehe ich einen Notizblock und einen Griffel, welcher emsig in Bewegung ist. Wahrscheinlich arbeitet der Kritiker an einem bissigen Kommentar über den aufgeblasenen Langweiler da vorn.

Ich versuche, aufmerksam zu lauschen, schließlich interessiert mich brennend, was gebildete Lindwürmer zu sich nehmen. Es gelingt mir nicht; meine Gedanken schweifen immer wieder ab, zurück zu der Küche meiner Großmutter. Mit diesem Raum sind meine frühesten Erinnerungen verbunden – Erinnerungen an die Wärme eines knisternden Feuers, an duftende Kräuter und würziges Essen, an den großen wuchtigen Tisch in

der Mitte, auf dem immer etwas Leckeres zu finden war und natürlich Erinnerungen an meine dazwischen herumwuselnde Oma.

In dieser Küche war man nie allein, immer war ein Teil meiner vielen Cousinen und Cousins anwesend und ganz oft meine Schwester. Es war frühzeitig offensichtlich, dass Arabella kaum Magie abbekommen hatte. Wir alle stibitzten hin und wieder von den Großen einen Zauberstab und versuchten uns mit mehr oder weniger Erfolg an einfachen Sprüchen, die wir in den Hogwarts-Lehrbüchern für die Erstklässler gefunden hatten. Bella vollbrachte nie auch nur den kleinsten Zauber, obwohl sie magisch vor Muggelaugen verborgene Dinge sehen konnte. Das trug ihr immer Hohn und Spott ein, bis die Großmutter einmal dazwischenfuhr: „Glaubt ihr etwa, ihr seid was besseres als Arabella? Haltet ihr sie für weniger wertvoll? Jeder von euch hat etwas, das er besonders gut oder auch besonders schlecht oder gar nicht kann, jeder einzelne! Max, du hast am lautesten gelacht, dabei solltest gerade du ganz stille sein – bist schon in der vierten Klasse und kannst immer noch nicht richtig lesen. Arabella liest schon seit Ende des ersten Schuljahres fließend. Sylvie, du kannst nicht zwei und zwei zusammenzählen. Arabella kann das kleine Einmaleins perfekt. Violet, du schmatzt beim Essen wie ein Schwein...“ So kriegten wir alle unser Fett weg. Ich kroch unter den Tisch und hoffte, davonzukommen. Doch meiner Großmutter entkam niemand: „... und Minerva, in deinem Alter solltest du längst Schleifen binden und die Bluse ordentlich zuknöpfen können. Guck dich mal an! Du läufst rum wie die versoffene Magd von Bauer McRab!“

Alle lachten und ich bekam einen knallroten Kopf.

Kein anständiges Mädchen – und ich stamme aus gutem Hause! – wollte mit der Magd von Bauer McRab verglichen werden, vereinte diese Person doch in sich all die Eigenschaften, die ein Mädchen nicht haben sollte und wollte. Die wenigsten Mägde waren hübsch und die meisten hatten einen ziemlich rauen Umgangston, aber McRab's Magd übertraf alle mit ihrem Warzengesicht, der rotgeäderten Knollennase und den Aussprüchen, die einem die Schamesröte ins Gesicht trieben.

Jeder Erwachsene im Dorf hatte schon auf die eine oder andere Art Bekanntschaft mit McRabs Drachen gemacht. Betrat jemand das McRabsche Gut, wenn der Bauer nicht da war, ging die Magd mit allem auf den ‚Eindringling‘ los, was sie gerade in der Hand hielt – Mistgabeln, Äxte, lange Messer. Dass das Weib scharf auf Zigarren und Schnaps war und so manchen gestandenen Kerl unter den Tisch getrunken hatte, wussten alle im Dorf und weit darüber hinaus. Was die Großen aber meinten, wenn sie einander zuraunten, dass sich die Magd gewisse Dienste mit Schnaps bezahlen ließ – „einmal anfassen für einen Kleinen, zwei Nächte im Heu für eine ganze Flasche“ – verstand ich erst viel später.

Genauso liederlich wie ihr Charakter war das ganze Äußere der Frau – sie stank nach Stall, Schnaps und Zigarren, ihre Kleider waren schmutzig, ausgefranst und sahen immer irgendwie schief aus.

Und dieser Person sollte ich ähneln??? Ich sah an mir herunter und mein Kopf wurde immer heißer. Überall hatte ich Schmutzflecken, weil Simon, der blöde Bruder meiner besten Freundin, uns mit Schlamm beworfen hatte. Der Rock hatte einen Riss von der Flucht durchs Gebüsch und bei meiner Bluse waren oben Knöpfe übrig und unten ein Knopfloch. Warum bestand meine Mutter aber auch darauf, dass ich diese neumodischen Dinger mit den vielen Knöpfchen anzog? Bis vor kurzem konnte ich alle meine Blusen über den Kopf ziehen und mit einem Band zumachen...

„Seht ihr“, schloss meine Großmutter ihren Vortrag, „Seht ihr, ihr alle habt eure Fehler. Und eines schwöre ich euch allen: wenn ich noch mal jemanden erwische, wie er einen anderen auslacht, den stecke ich in Lumpen und lasse ihn eine Woche lang auf Knien rutschen und die Fußböden scheuern!“

Großmutter pflegte niemals leere Drohungen auszustoßen...

Plötzlich gibt es einen Knall und gemeinsam mit meinen Nachbarn schieße ich kerzengerade in die Höhe und sehe mich verwirrt um. Doch es war nur Hildegunst von Mythenmetz, der seinen Wälzer zugeschlagen hat. „Danke für die Aufmerksamkeit. Auf Wiedersehen.“ Ohne ein weiteres Wort steht er auf und verlässt den Saal. Das Buch bleibt auf dem Tisch zurück.

Der Höflichkeitsbeifall einzelner geht im Aufbruchslärm der meisten Besucher unter. Der Blaubär zu meiner Linken schimpft laut und hat zu tun, seine Bande halbwüchsiger Bären zusammenzutreiben. Regenschein reckt sich und gähnt ungeniert: „Vergeudetete Zeit, was, Laptantidel?“

„Für mich nicht, meine Kritik ist fertig. Und einiges andere auch, ich habe die Zeit gut genutzt.“ Der Kritiker zeigt die eng beschriebenen Seiten in seinem Notizbuch.

„Gehen wir hier entlang. Das ist der schnellste Weg nach draußen.“ Kurze Zeit später finden wir uns im

Foyer wieder, wo riesige Stapel von Mythenmetz' Büchern vergebens darauf waren, gekauft zu werden. Achtlos gehen die Besucher mit Enttäuschung in den Gesichtern daran vorbei.

„Wenn es nicht immer noch Mode wäre, ein, zwei Mythenmetz-Bände im Regal zu haben, würde wahrscheinlich keiner mehr die Bücher kaufen“, sagt Lattuda zu Regenschein, dann wendet er sich an mich: „Würden Sie mir die Ehre erweisen, noch ein paar Tage mein Gast zu sein?“

Ein ungutes Gefühl beschleicht mich. Was will Laptantidel Lattuda von mir? Er muss wohl meine Verlegenheit bemerkt haben, denn er erklärt: „Dieser Wunsch ist nicht ganz uneigennützig. Ich möchte Sie nämlich ein ganz klein wenig aushorchen und etwas über die Menschen außerhalb von Zamonien veröffentlichen. Wann hat man schon Gelegenheit, mit einer echten Menschin zu reden?“

Ich sage zu, bleibe noch zwei Tage in Gralsund und erhalte von Lattuda sogar ein kleines Honorar, das es mir ermöglicht, mich in billigen Geschäften und Kneipen außerhalb der Stadt zu verpflegen.

Zamonien - 6

Das billige Selbstbedienungslokal ist laut und voll, hat aber den unschätzbaren Vorteil, dass keiner der Gäste auf die anderen achtete. Die meisten kommen herein, packen Speisen auf ein Tablett, essen, als wären sie auf der Flucht, und eilen wieder hinaus. Ich habe einen Becher heißen Met auf meinem Tablett, da ich beabsichtige, etwas länger hier drin zu verweilen und mich auszuruhen. Es herrscht kühles und feuchtes Wetter, die Gegend ist recht belebt und mir bleibt nichts anderes übrig, als die Nacht in Katzengestalt in einer leeren Scheune zu verbringen, was alles andere als gemütlich werden dürfte.

Ich quetsche mich in die äußerste Ecke. Dort hockt eine massige, verummte Gestalt, was mir ziemliches Unbehagen bereitet, aber wenigstens kann ich von hier aus den gesamten Speiseraum überblicken. In den vergangenen zwei Tagen hatte ich nicht weniger als fünf unliebsame Begegnungen mit gewalttätigen Bettlern, die ich nur mit Hilfe meines Zauberstabes für mich entscheiden konnte. Die Provinzen am Rand von Zentral-Zamonien werden unsicher gemacht von umherziehenden Banden heruntergekommener Hundlinge und Wolflinge, die es auf Geldbörsen und Proviantbeutel harmloser Reisender abgesehen haben. Ich bezweifle, dass die wenigen Patrouillen uniformierter Wildschweinlinge, die den Polizeidienst versehen, viel ausrichten können.

Ich muss zusehen, dass ich dieses Zamonien irgendwie verlassen kann. Unter all diesen Tierlingen (ich glaube, die einzige nicht existierende Form sind Katzlinge, dafür gibt es diese katzenähnlichen, sprechenden Kratzen) fühle ich mich absolut nicht wohl, auch bei den Schrecksen von Sledwaya unter der Fuchtel ihres Schrecksenmeisters möchte ich nicht bleiben. Die Schrecksen würden mich nie als eine der ihren betrachten, obwohl ich eine Hexe bin. Worin nun der Unterschied zwischen einer Schreckse und einer Hexe besteht, ist mir absolut unklar, aber eigentlich ist es egal, ich gehe.

Im Laufe der Zeit habe ich mich oft gefragt, warum meine Selbstmordversuche einfach nicht gelingen wollten. Jedes Mal wache ich in einer Gegend auf, von der ich noch nie gehört habe – dabei habe ich in Erdkunde und Geschichte gut aufgepasst -, treffe auf Wesen, die mir, wenn überhaupt, dann nur aus der Literatur bekannt sind und werde in irgendwelche Ereignisse hineingezogen, die ich nicht verstehe. Auch ein weiterer Versuch, mich aufzuhängen, ist gescheitert. Die Birke, um deren dicksten Ast ich das Seil geschlungen hatte, löste mit zarten Astfingern den Knoten und sprach zu mir: „Das tut man nicht. Verlasse den Wald, ehe dich die Waldspinnenhexe holt. Geh! Lauf!“ Ich bin gerannt wie noch nie in meinem Leben, auf der Flucht vor dem Lärm, den hinter mir eine riesige Kreatur machte.

Warum eigentlich? Die Waldspinnenhexe hätte mich bestimmt nicht als Freundin in ihre Arme geschlossen. Ohne dass ich jemals von dieser Kreatur gehört hatte, wusste ich, dass sie tödliches Gift besitzt. Und dennoch bin ich gelaufen, bis ich nicht nur den Wald mit den sprechenden Birken, sondern auch einen breiten Fluss hinter mir gelassen hatte. Doch vorwärts getrieben hat mich das weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen. Immer, wenn ich langsamer wurde, bereit, mich einholen und beißen zu lassen, bohrte es sein spitzes Horn in meine Fußsohle und ich rannte weiter. Merkwürdige Sache, denn das Einhorn war verschwunden, sobald ich mich jenseits des Flusses befand.

Obwohl es überall zivilisierte Orte gibt und Straßen dazwischen, wimmelt es auf diesem seltsamen Kontinent Zamonien nur so von Kreaturen, die es auf mich abgesehen haben. Anscheinend sind nur die Tierlinge richtig zivilisiert. Ich hätte tausend Mal getötet werden können, aber jedesmal, wenn ich angegriffen werde, greife ich zum Zauberstab und kämpfe wie eine Löwin. Und bin immer noch unversehrt.

Vielleicht sollte ich meine Selbstmordversuche aufgeben, solange ich mich in einer dieser Parallelwelten befinde, nach Hause gehen und dort einen neuen Anlauf nehmen. Doch wie komme ich zurück zu den Menschen? Die Zamonier wissen zwar, dass auf der anderen Seite des Meeres Menschen leben, aber sie fahren mit ihren Schiffen nicht dorthin. Niemals.

Wenn es einer wagen würde, dann der Käpt'n Blaubär. Das hat mir der Hafenmeister von Gralsund gesagt und mir auch erklärt, auf welchem Weg ich zu diesem sagenhaften Seemann gelangen kann – einmal quer durch ganz Zamonien. Bis jetzt habe ich alle Wegzeichen gefunden, die er mir genannt hat, und wenn der Berg, den ich heute Abend am Horizont gesehen habe, tatsächlich die Lindwurmefeste ist, bin ich auf dem richtigen Weg und werde in drei bis vier Tagen am Ziel sein.

Aus dem Augenwinkel nehme ich zu meiner Rechten eine Bewegung wahr. Eine Viertelsekunde später bin

ich mit dem Zauberstab in der Hand kampfbereit – und schaue in das verduztzte Gesicht des Hildegunst von Mythenmetz. Der hebt sofort die Klauen und jammert: „Bitte nicht! Ich habe nichts mehr! Ich bin heute schon einmal ausgeraubt worden!“

Ich tue den Zauberstab beiseite und bitte um Verzeihung. „Mich hat man in den letzten Tagen mehrfach überfallen, da wird man misstrauisch.“

Ohne darauf einzugehen, jammert Mythenmetz weiter: „Alles ist weg, alles verloren! Mir ist nur das bisschen geblieben, was ich auf dem Leibe trage, stellen Sie sich das mal vor! Dieser Kutscher, der steckte bestimmt mit den Hundlingen unter einer Decke, ganz bestimmt steckte der mit den Hundlingen unter einer Decke! Die ganze Kutsche geraubt, stellen Sie sich das mal vor! Das armselige Essen hier ist das einzige, was ich mir noch leisten kann, meine ganze Reisekasse ist weg. Hier in dieser elenden Spelunke muss ich die Nacht verbringen, stellen Sie sich das mal vor! Dabei wollte ich im Hotel „Zum Wegekreuz“ übernachten. Ausgerechnet mir muss das passieren! Ausgerechnet mir, dem größten Dichter von ganz Zamonien.“

Aua! Wenn dieser Hildegunst von Mythenmetz der größte Dichter Zamoniens ist, was schreiben dann die anderen? Dummerweise habe ich es verpasst, in einen Buchladen zu gehen. Wenn ich nicht noch einen großen Umweg machen will, komme ich nicht mehr in eine Stadt und versäume damit, mich über die zamonische Schreibkunst zu informieren.

Mein Nachbar redet weiter, ich weiß nicht so recht, ob er Selbstgespräche führt oder zu mir spricht. „...Debakel! Ich hätte gar nicht erst auf diese Reise gehen sollen. Ich hatte von vornherein so ein ungutes Gefühl, kennen Sie das auch?“

Er spricht doch zu mir.

Ehe ich antworten kann, fährt er fort: „Diese Einladung war so komisch formuliert – ‚im Rahmen der Gralsunder Kulturwoche‘ – bla, bla, interessiertes Publikum, bla, bla, bla. Pff! Geschlafen haben sie alle! Alle zusammen!“

„Mit Verlaub, Herr von Mythenmetz“, wage ich einzuwerfen, „Sie haben aber auch mit ausgesprochen monotoner Stimme vorgetragen und hoffentlich nur versehentlich nichtssagende, langatmige Passagen ausgesucht. Ich war sehr gespannt auf Sie und Ihre Lesung, aber ich muss gestehen, dass es mir nicht gelungen ist, länger als fünf Minuten aufmerksam zu bleiben. Kaufen würde ich das Buch auch dann nicht, wenn ich die Taschen voller Geld hätte.“

Einige meiner Worte scheinen im Hirn des Autoren anzukommen. „Sie waren in Gralsund dabei?“, fragt er mit hoffnungsvollem Unterton. „Wie fanden Sie mich?“

Ich überlege einen Moment, ehe ich spreche. „Wissen Sie, Herr von Mythenmetz, ich bin hier in Zamonien nur auf Besuch und wusste vorher nichts von Ihnen und Ihren Werken. Das, was Sie gelesen haben, war schlichtweg langweilig und Sie haben äußerst einschläfernd vorgetragen.“

Mythenmetz‘ Kopf ruckt herum, ein Nasenhorn streift fast meine Wange. „Meinen Sie wirklich?“

„Es war so, Herr von Mythenmetz, glauben Sie mir ruhig. Anfangs haben alle wie toll applaudiert – erinnern Sie sich gar nicht mehr?“

„Ja-ah“, seufzt er glücklich, „das war schön.“

„Aber die Leute sind danach sehr enttäuscht aus der Lesung gegangen und ich habe einige gehört, die gesagt haben, dass es die erste und letzte Lesung war, die sie besucht haben und ich glaube nicht, dass von denen, die im Hörsaal waren, auch nur einer das Buch kauft.“

„Aber ich bin der größte Dichter Zamoniens! Niemand hat solche hohen Auflagen wie ich, Hildegunst von Mythenmetz!“

„Noch haben Sie die, aber nichts ist vergänglicher als Ruhm! Noch ein, zwei solcher Bücher und niemand kauft mehr etwas von Ihnen.“

Hat er gerade „Papperlapapp“ gesagt? Und wenn schon! Was geht mich dieser selbstverliebte Lindwurm an? Ich will nur eines: weg aus Zamonien.

Hoppla! Habe ich jetzt tatsächlich gedacht: ‚Weg aus Zamonien‘? Nicht: ‚Sterben‘?

Aus halbgeschlossenen Augen lasse ich meine Blicke über die Gäste wandern. Nein, das Einhorn ist nicht da. Dafür sehe ich, wie ein abgemagerter, struppiger Wolfling einem gutgekleideten Elchling – ach nein, die heißen Nattifftoffen - egal, der Wolfling greift dem anderen in die linke Hosentasche, holt ein kleines, prallgefülltes Beutelchen heraus und steckt es in seine eigne Tasche. Eine Wolfsfrau mit zwei Kleinen im Tragetuch schiebt sich dazwischen. Der Nattifftoffe holt das Geld zum Bezahlen aus seiner rechten Tasche

und merkt nicht einmal, dass er bestohlen wurde.

Mythenmetz schluckt den letzten Bissen hinunter und seufzt: „Ach wie schön wäre es, jetzt daheim am Kamin zu sitzen! Links ein Glas Met und rechts ein Stapel Fanpost, dann könnte ich das ganze Elend hier vergessen. Ich werde wohl die Lesung in Sledwaya absagen und die Reise nach Atlantis auch. Solchen Anstrengungen bin ich einfach nicht mehr gewachsen. Daheim türmen sich die Säcke mit Post, da kann ich tagelang lesen und brauche nur nach draußen zu gehen, um Essen zu besorgen.“

„Kein Wunder, dass man bei Ihren Lesungen einschläft. Kein Wunder, dass Sie ganze Seiten schreiben, wo ein einziger Satz genügen würde. Wenn Sie immer nur zu Hause sitzen und weiter nichts tun als wohlmeinende Fanpost lesen, essen, trinken und schlafen, können Ihnen gar keine guten Geschichten einfallen. Das Orm durchströmt einen Dichter nur draußen, nur, wenn er unterwegs ist.“

Wer hat mir denn diese Worte in den Mund gelegt?

Zwei Fuchslinge starren mich an und tuscheln miteinander. Ich glaube, es ist besser, ich verschwinde in der Nacht und verkrieche mich irgendwo. „Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Mythenmetz, auf Wiedersehen.“

„Wiedersehen.“

Zamonien - 7

Hildegunst von Mythenmetz starrt mich an, als wäre ich ein Gespenst.

Blicke bohren sich in meinen Rücken, während ich mein Tablett wegbringe und das Lokal verlasse. Als es endlich außer Hör- und Sichtweite ist, fühle ich mich erleichtert und atme tief durch. Zu früh, denn zwischen der Wegekreuzung und dem Feldweg, der zu der Scheune führt, lauert der Nattifftoffe auf mich und fordert meine Aufenthaltserlaubnis. Panik kriecht mir den Rücken hoch. Nicht im Traum habe ich daran gedacht, dass ich eine Aufenthaltserlaubnis brauchen könnte, also habe ich auch keine.

Der Elchling deutet mein Zögern richtig: „Haben Sie etwa keine? Das kostet eine Strafe von Fünftausend Goldstücken, sofort an mich zu zahlen.“

Etwas im Ton des Nattifftoffen lässt mich aufhorchen. Fünftausend Goldstücke ist eine Wahnsinns-Summe, nicht einmal Mythenmetz hat so viel verdient, dabei ist er momentan wirklich der Größtverdiener in Zamonien. Zahlbar sofort – glaubt der Elchkerl wirklich, irgendjemand läuft mit so viel Geld in der Tasche herum?

Mit einer raschen Bewegung, von der ich hoffe, dass sie theatralisch genug aussieht, ziehe ich meinen Zauberstab, mache Licht und fordere von meinem Gegenüber die Legitimation.

„Ich bin ein Nattifftoffe. Das genügt.“ Er macht eine Bewegung, als wollte er eine Waffe ziehen, die ich allerdings nicht sehe und auch vorhin im Lokal nicht sehen konnte. Vielleicht hat er gar keine, wahrscheinlich ist er auch nur ein Wegelagerer wie so viele hier in der Gegend. Auf ein Duell lasse ich es dennoch nicht gerne ankommen.

„Ich bin eine Hexe“, rufe ich, „ich brauche keine Aufenthaltserlaubnis.“ Sicherheitshalber mache ich einen magischen Sprung ins Feld hinein. Im Sprung lösche ich das Stablicht, lande als graue Katze und verdrücke mich zwischen den Ähren. Der Nattifftoffe schaut sich um, findet mich nicht und flucht.

Vielleicht eine Viertelstunde später habe ich mir in einem Winkel der Scheune aus Heu- und Strohrefen ein einigermaßen erträgliches Lager zusammengezaubert, krieche hinein und rolle mich zusammen.

Bald finde ich mich in verwirrenden Träumen wieder, die teils wahre Begebenheiten widerspiegeln, teils irren Ängsten entspringen.

Ich gehe mit Patrick am Strand entlang. Wir sind barfuß, obwohl es kühl ist und der Wind mir das Haar ins Gesicht peitscht. Daran erinnere ich mich und auch an die gemeinschaftlichen Aufwärmebäder danach. Doch mein Traum nimmt eine furchtbare Wende: Das Meer schäumt plötzlich auf, ein Riesenkrake taucht auf, ein vorschnellender Schlangenkörper packt Patrick und zerrt ihn vor meinen Augen in die Tiefe. Ich stehe wie gelähmt und sehe zu, unfähig, mich zu rühren und den Zauberstab zu ziehen. Der Krake grinst mich boshaft an und taucht schmatzend ab.

Ich trete durch die Tür, krampfhaft nach Worten suchend, mit denen ich meiner kränkelnden Schwiegermutter die Nachricht von Patricks Tod überbringen kann. Doch das Haus ist leer. Mir fällt ein, dass Patricks Eltern kurz nach unserer Hochzeit an einem Magen-Darm-Virus erkrankt und gestorben sind. Ein Rascheln lässt mich in Zeitlupe herumfahren. Vor mir steht, boshaft-lüstern grinsend, Tom Riddle. „Na, Magierin“, sagt er schleimig, „will sie endlich meine Gespielin werden? Sie hat keine andere Wahl.“ Riddles Zauberstab ist auf mich gerichtet. Ich will meinen ziehen, spüre ihn an meinem Bein, komme aber nicht heran. Riddle piekt mich in den Hals. Ich schreie auf und werde durch die Gegend gewirbelt.

Durch einen steinernen Schlot rutsche ich in eine riesige, heiße Höhle. Die Luft ist stickig, es müsste nach Schwefel riechen, tut es aber nicht. Von Ferne höre ich unheimliche Geräusche, Poltern und dumpfes Blubbern. Über allem liegt ein orangefarbener Schein wie von einem fernen Feuer. Undeutlich erkenne ich Seitengänge, aber ich weiß nicht, wohin ich gehen soll und sehne mich nach Patrick. Wie gerufen kommt er aus einem der Durchlässe. Seltsam blass sieht mein Mann aus, wie ein Geist. „Wo sind wir hier? Wo ist der Ausgang?“, frage ich flehend.

„Ohne mich bist du verloren“, erwidert Patrick, „findest nicht mal von der nächsten Straßenecke nach Hause, was?“

Der herablassende Ton irritiert mich. Patrick macht einen Schritt auf mich zu. Er ist viel größer als ich und sieht mitleidig lächelnd auf mich herab. Mit schraubstockfester Hand packt mein Mann zu und zieht mich in

den nächstgelegenen Gang. Wir treten hinaus auf die Straße, in der wir wohnen. Der Feuerschein kommt genau von unserem Haus, die Feuerwehr ist beim Löschen. Sie verspritzen unheimlich viel Wasser, aber es bewirkt nichts. Ich will den Zauberstab ziehen, kann mich aber nicht rühren.

Patrick ist weg.

Wie betäubt stehe ich da. Zwei Feuerwehrleute schleppen ein schwarzes Ding aus den Ruinen und decken es zu. Jemand sticht mir mit einer Nadel in den Oberschenkel.

Ich irre im Nebel umher. Schemenhaft kann ich ein paar Baumstämme erkennen, als ich mich hinhocke, merke ich, dass ich auf einem gepflasterten Weg bin. Etwas daran erscheint mir vertraut. Auf allen Vieren folge ich dem Weg, bis ich mit dem Kopf an etwas sehr Hartes stoße. Es ist eine Steinsäule, die ein Tor hält. Es schwingt auf, ich robbe bis zur Haustür. Auch diese öffnet sich von allein, ich trete ein und finde mich in der Küche meiner Großmutter wieder. Es herrscht große Aufregung. Erwachsene hasten hin und her, ich sehe, dass sie reden, aber ich höre nicht, was sie sagen. In eine Ecke gedrückt kauern meine jüngsten Cousinen beieinander, mein Vater scheucht sie hinaus. Er gestikuliert wild herum und hat rote Flecken im ansonsten kreidebleichen Gesicht. Dann wird auf einem Türblatt mein Großvater hereingetragen. Eine Mistgabel steckt in seinem Bauch. Ich schreie tonlos auf und werde rückwärts durch die Wand gezogen.

Patrick ist wieder neben mir. Wir stapfen keuchend einen Berg in den Alpen hinauf. Unter unseren Füßen ist loses Geröll, die Steine kullern den Hang hinab. Ein größerer Brocken zerfällt unter meinem Gewicht zu Staub, ich gerate ins Straucheln und stürze ab, mich überschlagend. In meine linke Seite bohren sich spitze Steine. Am Fuße des Berges bleibe ich liegen, den Blick auf ein Marmelotierloch gerichtet. Was daraus hervorkommt, ist kein Marmelotier, sondern eine Maus. Aber was für eine! Der Nager vor mir kann es in Größe fast mit mir als Katze aufnehmen, steht aufrecht auf zwei Beinen, trägt einen Hut mit Feder, Hosen und eine Schärpe und hält in der Vorderpfote einen winzigen Degen! Damit piekt er mich in die empfindliche Stelle unter dem linken Arm. Es dauert ein Weilchen, bis ich realisiere, dass Maus und Degen echt sind und ich nicht mehr schlafe.

Die Maus sticht wieder und wieder auf mich ein und schimpft: „Du böse Kratze kriegst mich nicht!“

Ich schnappe kurz nach Luft und verwandle mich. Schneller als die Maus „Piep“ sagen kann, stehe ich in voller Lebensgröße da, in der Rechten den Zauberstab, mit der linken halte ich das erstaunlich schwere Tier am Schlafittchen hoch.

Die Maus schreit Zeter und Mordio. „Ich mache dich kalt, jawohl! Ich steche dich ab!“

Das reizt mich zum Lachen. „Das schaffst du doch gar nicht, du kleine Maus.“

Unvermittelt sticht die Maus zu. „Ich bin Riepischiep!“, schreit sie wütend, „Leibwache von Prinz Kaspian von Narnia!“

Ein Lacher gluckst noch in meiner Kehle. „Und wo ist dieser Prinz? Behaupte aber nicht, ich hätte ihn gefressen! Ich bin keine richtige Katze, ich bin eine Hexe, die sich manchmal in eine Katze verwandelt. Ich esse keine Mäuse.“

Während meiner Rede hat sich der stolze Leibwächter in ein Häufchen Elend verwandelt. Degen, Schwanz, Ohren, einfach alles hängt herab.

„Das ist es ja gerade“, sagt Riepischiep traurig. „Ich weiß nicht, wo Prinz Kaspian ist. Wir haben uns verloren.“

Normalerweise würde man sagen: ‚Na du bist vielleicht ein Leibwächter‘, aber ich spüre, dass es nicht einfache Unachtsamkeit war, die Riepischiep von seinem Dienstherrn getrennt hat.

Behutsam setze ich das Tier ins Stroh und hocke mich gegenüber.

Stockend erzählt Riepischiep „Wir waren auf einem Ausflug und haben gerastet. Jemand hat Geschichten erzählt und da bin ich eingeschlafen. Als ich aufgewacht bin, sah alles ganz anders aus. Von Prinz Kaspian habe ich keine Spur mehr gefunden, auch von den anderen nicht und unsere Feuerstelle war auch weg. Seitdem suche ich nach Prinz Kaspian, aber hier hat niemand etwas von Narnia gehört. Alle wollen mich nur fressen, als wäre ich ein gewöhnlicher kleiner Mäuserich. Dabei bin ich doch Riepischiep, einer der letzten aus der Sippe der Sprechenden Mäuse.“ Verstohlen wischt er eine Träne aus dem Augenwinkel.

Galadriels Worte von den Weltentoren fallen mir wieder ein. „Weißt du, Riepischiep, auf der Erde existieren viele Welten nebeneinander. Die Bewohner einer solchen Welt wissen nichts von den vielen anderen, aber es gibt Tore zwischen den Welten, die sich manchmal öffnen. Gerät man in ein offenes Tor, findet man sich in einer fremden Welt wieder. Vielleicht war der Platz, auf dem ihre gerastet habt, ein solches Tor, und du bist aus deiner Welt Narnia in diese hier gerutscht, nach Zamonien. Solche Verbindungen können

überall sein. Ich selber bin schon durch mehrere solcher Tore geraten, zuletzt bin ich mitten in der Wüste aufgewacht.“

Riepischiep stößt einen Laut aus, der so sehr nach Maus klingt, dass ich glaube, unser Gespräch ist nur ein weiterer Traum.

„Weißt du, wo so ein Tor ist? Ich will wieder nach Hause.“

„Ich auch“, seufze ich unwillkürlich und frage mich im nächsten Moment, ob ich das wirklich will: nach Hause, zurück in die leere, zerstörte Wohnung. Ein Schauer läuft mir den Rücken hinunter.

„Das Dumme an diesen Weltentoren ist, dass es fast niemanden mehr gibt, der Bescheid weiß. Man findet sie nur durch Zufall, aber wenn es hier in Zamonien jemanden gibt, der uns helfen kann, dann ist das der Käpt'n Blaubär, zu dem ich unterwegs bin.“

„Dann gehen wir gemeinsam hin!“

Leise Zweifel beschleichen mich. Soweit ich verstanden habe, haben sich die Zamonier von den Menschen abgeschottet und der Hafenmeister von Gralsund hat mir erklärt, dass seit Jahrhunderten kein Schiff der Menschen mehr nach Zamonien kam und umgekehrt. Wenn also dieses Zamonien eine Parallelwelt geworden ist oder immer schon war, dann müsste dieser famose Kapitän eingeweiht sein in die Geheimnisse der Weltentore oder aber ich käme nicht zurück zu den Menschen. Und Riepischiep nicht nach Narnia.

Nicht nur aus Rücksicht auf den Mäuserich behalte ich für den Rest der Nacht meine richtige Gestalt. In der Animagus-Form ist die Beweglichkeit eingeschränkt, man kann nicht zaubern und obwohl man die Anwesenheit des Zauberstabes spürt, kann man ihn nur in der eigenen Gestalt benutzen. Ich glaube, die vielen Stiche, die ich in meinem Traum gespürt habe, kamen von Riepischieps Degen. Die Sekunden, die ich brauche, um wach zu werden und mich zu verwandeln, können entscheidend sein, wenn es um Leben und Tod geht.

Ich richte uns ein halbwegs bequemes Lager und baue Schutzzauber um uns auf in der Hoffnung, dass die hierzulande auch wirken. Es entlockt mir ein verstohlenes Lächeln, als ich sehe, dass Riepischiep seinen Degen in der Hand behält. Ich habe mir schon längst angewöhnt, den Stab in der Hand zu behalten, wenn ich mich zur Ruhe begeben.

In stillschweigendem Einverständnis wandern wir anderntags gemeinsam weiter. Ich wage nicht, von meinen Zweifeln zu sprechen. Wenn ich nicht davon rede, dass wir scheitern könnten, wenn ich gar nicht daran denke, wenn ich fest glaube, dass Käpt'n Blaubär das Weltentor kennt, dann wird alles gut. Riepischiep hilft mit, unangenehme Gedanken im Zaum zu halten, indem er von Narnia, seiner Heimat, erzählt. Das muss ein idyllischer Flecken Land sein mit grünen Wäldern, saftigen Wiesen und glasklaren Bächen. Die Einwohner von Narnia sind ein buntes Gemisch aus dem, was man bei uns Fabelwesen nennt, und Menschen, wobei das Wort „Mensch“ gar nicht existiert. Sie sprechen von „Narnianen“ und Menschen, die von außerhalb kommen, werden als Adamssöhne und Evastöchter bezeichnet. Auf meine vorsichtige Frage hin erklärt mir Riepischiep, dass es in früheren Zeiten etliche magisch Begabte gegeben hat, diese sich aber im Laufe der Zeit auf Inseln rund um Narnia zurückgezogen haben.

Dann bin ich dran. Ich erzähle von dem Dorf, in dem ich großgeworden bin, von London und von Hogwarts. Vor allem von Hogwarts und ich fühle, wie ein Ziehen in meiner Brust immer stärker wird, ein Sehnen, ein Verlangen. Es ist doch nicht etwa Heimweh, was mich da plagt? Oh doch, ich habe furchtbares Heimweh. Ich sehne mich einfach nach der Ruhe der windgepeitschten schottischen Hochebenen, den grünen Ufern der Seen mit ihren geheimnisvollen Bewohnern und nach der Gesellschaft von meinesgleichen. Früher habe ich so etwas gehasst, doch im Moment würde ich mein einziges Kleid dafür hergeben, an einer Fachsimpelei über Haushaltszauber teilnehmen zu können.

Zamonien - 8

Die Wegeb Beschreibung stimmte. Am Abend des zweiten Tages erreichen wir die Lindwurm feste. In meinem Inneren streitet die Neugier, zu sehen, wie solche Wesen wie Hildegunst von Mythenmetz leben, mit dem Wunsch, schnell an ein Ziel zu gelangen. Angesichts der wahnsinnig steilen Straße, die diesen künstlichen Berg hinaufführt, verzichte ich auf den Umweg. Ich will nicht bis in alle Ewigkeiten durch die Gegend laufen.

Meinen Beinen macht das beinahe ununterbrochene Gehen längst nichts mehr aus. Meine Fußsohlen sind dick und hart wie Leder, ich spüre kaum Steine unter den Füßen, weder Hitze noch Kälte machen mir etwas aus. Nur das Herz sehnt sich nach einem Platz zum Bleiben und der Verstand will ein geordnetes Leben. Was für Gedanken ich auf einmal habe!

Innere Unruhe treibt mich weiter, fast fühlt es sich an, als würde sich etwas Spitzes in meinen Rücken bohren und mich vorwärts schieben. Ein Einhorn-Horn?

Die Lindwurm feste scheint der letzte Außenposten der Zivilisation zu sein. Bis dorthin war die Straße ordentlich gepflastert, dahinter wird sie zum zerfurchten Feldweg; jenseits eines verlotterten Hundlingsdorfes ist sie von Unkraut überwuchert. Nur eine schmale Spur kündigt davon, dass ab und zu jemand hier entlanggeht.

Ich laufe auch nach Einbruch der Nacht weiter. Die Gegend ist mir nicht geheuer. In diesem Wald soll es von furchtbaren Geschöpfen nur so wimmeln. An dem Häuschen, das mit einer brennenden Laterne über der Tür, dem Widerschein von Kaminfeuer und leisen Essensdüften Gastlichkeit verheißt, marschiere ich schnell vorüber, den Blick abgewandt.

Riepischiep, der auf meiner Schulter sitzend nach hinten sichert, protestiert.

„Ich habe vergessen, wie das Wesen genannt wird, aber das dort ist mit Sicherheit kein Haus, sondern ein fleischfressendes Wesen“, erkläre ich. „Alles kommt einem schön und einladend vor und auf dem Herd steht deine Liebesspeise. Aber wenn du, hungrig wie du bist, davon gekostet hast, verschwinden Tür und Fenster und das Hausinnere füllt sich mit einer Art Magensaft und du wirst ganz langsam verdaut.“

Riepischiep macht ein würgendes Geräusch. „Ver- verkohlst du mich auch nicht?“, fragt er leise.

Soweit ich es beurteilen kann, ist es weit nach Mitternacht, als ich ein Lager zusammenhexe und mit einem Triplefexring sichere. Ausgelaugt nach dem langen Marsch und der kräfte raubenden Zauberei sinke ich auf die Matte, schaue hoch zu den Sternen und frage mich, ob es dieselben sind wie daheim. Unpassenderweise fallen mir wieder Lehrsätze von Professor Cameron ein: „Es gibt keinen absoluten Schutzzauber“ und „Bekannte Abwehrzauber helfen nur gegen bekannte Gefahren.“ Äußerst hilfreich, wenn man sich in einer Welt befindet, in der alles unbekannt ist. Sowohl Julunius Regenschein als auch Laptantidel Lattuda als auch der Hafenmeister von Gralsund haben mir erzählt, dass es in den Wäldern hinter der Lindwurm feste nur so wimmelt von gefräßigen Laubwölfen und anderen gefährlichen Biestern. Bislang habe ich mir darüber keine Gedanken gemacht. Zwar wäre es mir lieb gewesen, ich könnte die Art meines Todes selbst bestimmen, aber wenn mir irgendein giftspritzendes, beißendes oder würgendes Wesen den Garaus gemacht hätte – nun, ich hätte es hingenommen. Seit ich allerdings mit Riepischiep unterwegs bin, ist es anders. Ich fühle mich verantwortlich für den tapferen kleinen Mäuserich und muss ihn mit meinen Hexenkräften beschützen. Deshalb habe ich mich heute auch für den Triplefexring entschieden, den wirkungsvollsten Schutzzauber, den ich kenne, aber auch den anstrengendsten. Es dauert 33 Minuten, den Zauber zu wirken, und mehrere Stunden, um die dabei verbrauchten Kräfte zu erneuern. Ich muss dringend etwas mit viel Zucker und Fett zu mir nehmen. Glücklicherweise haben wir uns in den unteren Etagen der Lindwurm feste mit reichlich Proviant eingedeckt. Zu meinem Leidwesen gab es kein richtiges Brot, sondern nur weiches, süßes Weißgebäck, fettige Kakaohörnchen und solche Dinge. Doch genau das brauche ich jetzt.

Ich stemme mich hoch. Mir schmerzen alle Glieder und ich stöhne unwillkürlich laut auf. Riepischiep macht einen Satz und steht mit gezogenem Schwert kampfbereit da. „Keine Sorge“, beruhige ich ihn, „durch diesen Schutzzauber kommt nichts und niemand durch. Mir tun nur alle Knochen weh, weil es so anstrengend war, ihn zu wirken.“

„Oh. Aber das ist nicht gut, wenn du keine Kraft mehr hast. Bei der nächsten Rast halte ich Wache, damit du schlafen kannst.“

„Das ist nicht nötig“, murmele ich gerührt. „Ich muss nur etwas essen und dann schlafen wir und morgen früh ist alles vergessen.“

Der Mäuserich sieht mich so zweifelnd an, dass ich denke, er hat meinen aufgesetzten Mut durchschaut.

Ich suche mir die fettigsten Kringel aus, die wir dabei haben und trinke einen Becher heißen Met dazu. Allmählich kriecht wieder Wärme durch meine Adern und die Schmerzen lassen nach.

Ich kann mich nicht erinnern, mich schon jemals in einer Nacht so gefürchtet zu haben, nicht einmal damals, als ich am Ende der ersten Klasse als Mutprobe eine Nacht im Verbotenen Wald verbracht habe. Dabei war damals Vollmond und die Werwölfe heulten. In Sichtweite links von mir schaukelten ein paar Riesenspinnen träge in ihren Netzen, rechts kauten drei Thestrale an einem Kadaver herum. Doch damals war ich nicht allein. Ich wusste, dass die Großen, die Anführer der Erforscher des Universums, in Reichweite waren. Ich hätte nur das Angstsignal zu geben brauchen. Dann hätte ich zwar die Aufnahmeprüfung für den Geheimbund nicht bestanden, aber ich wäre heil in den Schlafsaal gelangt. Hier nutzte das Angstsignal nichts, es gibt keine Großen und keinen Schlafsaal, auch keinen Patrick. Ich bin in einer Umgebung, mir der verglichen der Verbotene Wald ein Vergnügungspark ist, auf mich selbst angewiesen und muss auf Riepischiep aufpassen.

Die Erschöpfung lässt mich in einen unruhigen Schlaf fallen. Es raschelt und huschelt um uns herum. Pelzige Wesen laufen vorbei, es faucht und kratzt und glühende Augen starren mich an. Es dämmt schon, da nähert sich etwas, das aussieht wie ein Igel auf Stelzen. Mit einer langen Nase, die beweglich ist wie ein Elefantenrüssel, wühlt es im Boden, genau an der dünnen blauen Linie, die die Grenze des geschützten Bereiches markiert. Mich überläuft es eiskalt, als ich die nadelspitzen Hauer sehe, die aus seinem Maul ragen. Ich umkrämpfe den Zauberstab und zwingen mich, ruhig zu halten. Wenn ich jetzt einen Fluch auf das Wesen abfeue, bricht mein Triplefexring zusammen. Tue ich nichts, besteht immerhin noch die Chance, dass das Wesen da draußen nicht über Zauberkräfte verfügt und nichts von uns mitbekommt. Riepischiep regt sich. Er ist ebenfalls erwacht und hat das schnüffelnde Etwas entdeckt. Mit einem Fiepser springt er hoch. Im letzten Moment halte ich ihn zurück. „Nicht! Wenn du über die Linie trittst, bricht mein Zauber zusammen. Du musst ganz ruhig hier bei mir bleiben.“

Sicherheitshalber drücke ich den Mäuserich an mich. Er zittert wie Espenlaub, hat aber tapfer sein Schwert erhoben. „Der kriegt mich nicht!“

Nach einer Ewigkeit hebt der Schweinigel sein Hinterbein wie ein Hund und pinkelt. Ich zucke zurück und wäre um ein Haar über die Linie gefallen. Aber der Urin prallt an der Schutzglocke ab und versickert zischend. Ein paar alte Blätter lösen sich in Rauch auf. Das Zeug möchte ich nicht auf der Haut haben.

Nachdem sich der ungezogene Besucher verkrümelt hat, schlafen wir beide tief und fest, bis mich erneut ein unangenehmes Geräusch weckt: es regnet. Nein, es schüttet wie aus Eimern. Ich bin keine Sekunde zu früh aufgewacht, schon tropft es hier und da auf unser Lager. Aus den letzten trockenen Blättern zaubere ich wasserdichte Umhänge und Beutel, dann stapfe ich los, Riepischiep als Ausguck auf der Schulter. Viel wird er heute nicht sehen, aber wenn er läuft, wird er weggespült. Ich patsche durch den immer tiefer werdenden Schlamm und muss aufpassen, dass ich nicht hinfinde. Schließlich beginnt der Weg leicht zu steigen und das bedeutet, er verwandelt sich in einen schlammigen Bach.

Es ist wie verhext: die dicksten Schlammbeche fließen genau dorthin, wo ich gerade ausweichen will. „Es ist sinnlos“, schreie ich Riepischiep zu, „wir müssen einen Unterschlupf suchen.“

Ein paar Schritte weiter ragt eine riesige Fichte in den grauen Himmel. Ihre Äste sind so dicht, dass es darunter trocken ist und bequem erreichbar, aber weit genug von den tosenden Wassermassen am Boden entfernt lädt ein dicker Ast geradezu ein, sich darauf niederzulassen und am Stamm anzulehnen – der perfekte Unterschlupf. So perfekt, dass es in meinem Nacken kribbelt. Ich spüre eine Art Magie, es sind dieselben konfuse Ströme, die das einladende Haus gestern Abend ausgesandt hat. Den Baum nicht aus den Augen lassend weiche ich zur Seite aus, wo ich schemenhaft einen großen Felsbrocken erkenne, den ich umformen kann.

Da passiert es. Mit einem infernalischen Krachen sackt die Fichte in sich zusammen. An ihrer Stelle steht eine Gewitterhexe. Sie schreit und flucht so laut, dass ich kein Wort verstehe. Mit Armen wie Weidenruten peitscht sie in meine Richtung, Blitze schießen aus allen zwanzig Fingern. Jeder Schritt, den sie tut, ist ein kleines Erdbeben. Steine poltern.

Riepischiep ist schlau genug, sich auf einen Ast zu flüchten. Auf ihn kann ich jetzt nicht achten, beschützen muss ich ihn dennoch.

Die Hexe versucht, mich zu packen. Ich mache einen Sprung rückwärts und versuche gleichzeitig, ein Schutzschild aufzubauen. Vergebens. Ich muss zum Angriff übergehen, doch was ich auch versuche – Stupor, Petrificus Totalus, Tarantellegra – nichts zeigt auch nur ein Fünkchen Wirkung. Und die Gewitterhexe kommt näher, erbarmungslos alles zertrampelnd, was ihr im Wege steht. Ein Glück nur, dass sie so langsam vorwärtskommt. Das gibt mir Zeit, zurückzuweichen, doch ihre Gewitterfinger greifen mit immer neuen Blitzschlägen nach mir. Mir fallen keine Flüche mehr ein. Ich schleudere einen Feuerball in die Gegend, in der Menschen ein Herz haben. Immerhin treffe ich, die Kreatur jault auf, aber der Treffer ist nur oberflächlich und ihre Arme strecken sich gleich wieder nach mir aus. Ich weiß mir nicht anders zu helfen und schleudere einen Expulsio-Zauber, etwas, das eigentlich für leblose Gegenstände gedacht ist und an Wesen aus Fleisch und Blut normalerweise abprallt. Die Wirkung hier ist jedoch verheerend. Als hätte man Dynamit in einem hohlen Baumstamm gezündet, kracht eine Explosion und brennende Holzspäne fliegen durch die Gegend. Ich werde durch die Wucht der Detonation von den Füßen gerissen, schlage mit dem Kopf auf und sehe bunte Sterne.

Zamonien - 9

Käpt'n-Blaubär-Fans dürfte hier einiges bekannt vorkommen...

Die Sterne hören auf zu tanzen. Ich fühle mich benommen und beim Aufstehen wird mir schwindlig. Ich beiße die Zähne zusammen. Schwäche kann ich jetzt überhaupt nicht gebrauchen. Ich muss Riepischiep in Sicherheit bringen. Wo ist er eigentlich?

Es regnet fast nicht mehr, dafür hat sich dicker Nebel gebildet. Ich kann kaum fünf Schritte weit sehen. Wie soll ich da eine Maus finden, selbst wenn sie die Größe einer Katze hat? „Riepischiep“, rufe ich, „kannst du mich hören? Wo bist du?“ – Keine Antwort.

Ich rufe noch einmal. Der Nebel verschluckt alle Geräusche. Oder bin ich taub geworden? Schon klopft mein Herz wieder bis zum Hals. Da entdecke ich am Boden vor meinen Füßen einen smaragdgrünen Strahl. Wie im Trance folge ich ihm und finde, zitternd vor Kälte und ebenfalls klatschnass, Riepischiep, der sich in eine Höhlung zwischen Baumwurzeln gezwängt hat.

Ich bin so froh, meinen kleinen Reisegefährten wiederzuhaben, dass ich ihn hochnehme und ganz fest drücke, bis er quietscht und nach Luft schnappt.

Der grüne Strahl liegt noch immer vor meinen Füßen. Ich trockne uns ab und spreche einen Aufwärmzauber. Ein sicherer Platz zum Feuermachen wäre mir allerdings lieber. So setzen wir uns in Bewegung; Riepischiep hat ausnahmsweise nichts dagegen, dass ich ihn auf dem Arm trage wie ein kleines Kind.

Der Nebel lichtet sich, dafür fängt es wieder an zu regnen. Unvermittelt stehe ich vor einem Felsbrocken, der so aussieht wie der, den ich verwandeln wollte, ehe die Hexe kam. Ich baue eine Höhle daraus, mache ein Lager zurecht und entfache ein Feuer aus herumliegenden Ästen, die ich schnelltrockne. Riepischiep sitzt regungslos da und sieht mir beim Zaubern zu.

Wir machen es uns warm und gemütlich, sehen dem Regen zu und erzählen Geschichten. Es dämmt bereits, als der Regen endlich nachlässt, deshalb bleiben wir an Ort und Stelle.

Als ich in der Nacht einmal aufwache, sehe ich den durchscheinenden Hintern eines weißen Pferdes. Ich weiß, dass es das Einhorn mit den smaragdgrünen Augen ist, und schlafe beruhigt weiter. Am Morgen bin ich nicht sicher, ob ich wirklich wach war oder nur geträumt habe.

Wir essen zum Frühstück die letzten Reste unseres Lindwurmefeste-Proviants. Wenn wir nicht bald etwas Essbares finden, müssen wir hungern.

Der Tag ist wieder strahlend schön, von den Regengüssen ist keine Spur geblieben. In diesem Land wundere ich mich über gar nichts mehr.

Der Vormittag ist vielleicht halb vergangen, als Riepischiep, der auf meiner Schulter den rückwärtigen Ausguck macht, mich mit seinem Degen piekt und sagt: „Es stinkt nach diesen angezogenen Wildschweinen. Sie sind hinter uns und kommen näher, mindestens drei.“

Ich halte es für besser, der Mäusenase zu vertrauen, schlage mich seitwärts in die Büsche und gehe unter einem Desillusionierungszauber in Deckung, während Riepischiep sich hinter mir in eine Kuhle presst.

Es sind in der Tat drei mitgenommen aussehende Wildschweinlinge, die so stinken, dass selbst ich sie eher riechen als sehen kann. Zu hören sind sie freilich von weit her, denn sie streiten sich. Ausgerechnet auf der Höhe meines Verstecks bleiben sie stehen, weil sich der jüngste, schwächteste und schmutzigste von ihnen einfach an den Wegrand setzt und erklärt, er werde keinen Schritt weitergehen.

„Und das Lösegeld?“, fragt der Mittlere, „willst du auf den schönen Kies verzichten? Mann, mit dem Zaster könntest du deine Karriere starten.“

„Dazu muss Eißpinn die Kohle erstmal rausrücken! Wie ich diese Schreckenmeister kenne, wird er keine einzige Münze locker machen, er lässt er die Schreckse abkratzen, wenn es überhaupt eine ist.“

Der größte, dickste, stinkendste Wildschweinling fährt herum: „Was willst du damit sagen? ,Wenn es überhaupt eine ist‘ – wie meinst du das?“

„Nun ja“, der Junge wird ziemlich kleinlaut, aber mir bleibt bei seinen Worten das Herz stehen: „Es gehen

Gerüchte um, dass eine Menschin unterwegs ist. Ich – ich hab sie gesehen. Sie war in Gralsund bei der Mythenmetz-Lesung.“

Die beiden älteren lachen dröhnend, schlagen sich auf die Schenkel, springen auf und ab. „Bei dir ist ja Kümmel und Korn verloren!“, schreit der Älteste und schnappt nach Luft. „Also mal ehrlich, warst du wirklich bei der Mythenmetz-Lesung? Das hätte ich nicht von dir gedacht.“

„Weichei! Lindwurmefeste-Dichtung – das ist doch nichts für Kerle wie uns, also bitte!“, haut der zweite in dieselbe Kerbe.

„Meine Tante hat einen Begleiter gebraucht“, murmelt der Wildschweinling verlegen.

Eine neue Lachsalve ist die Antwort.

„Macht euch lustig über mich, wenn ihr wollt, aber ich gehe zurück. Selbst wenn wir wirklich einer SCHRECKSE gefolgt sind und keinem Phantom – hier zwischen den Bäumen haben wir gegen ihre Zauberei keine Chance. Das Gewitter gestern – das war bestimmt die Schreckse und das galt garantiert uns. Ich pfeif auf das Lösegeld! Ich gehe heim!“ Entschlossen springt der Wildschweinling auf seine Füße und hinkt in die Richtung, aus der sie – und wir auch – gekommen sind. Die beiden größeren dringen auf der gegenüberliegenden Seite in den Wald ein.

Ich greife Riepischiep und schleiche in die andere Richtung davon.

Entweder sind Schrecksen taub oder die Wildschweinlinge dumm. Die beiden machen bei ihrer Suche einen solchen Lärm, dass ich keine Schwierigkeiten habe, ihnen aus dem Weg zu gehen. Sie malen sich in leuchtenden Farben aus, was sie wohl mit dem vielen Geld anstellen, mit dem der Schrecksenmeister seine Untertanen freikaufen wird.

Nicht lange, und ich höre auch aus der Gegenrichtung Geräusche. Äste knacken und jemand schnauft. Ich gehe in Deckung und spanne. Auf der alten Straße sind tatsächlich drei ausgewachsene Bären unterwegs. Sie tragen Knüppel und Dolche bei sich, haben Hemden und Hosen an und sprechen. Der größte von ihnen ist smaragdgrün und trägt um den Hals ein weißes Tuch, die beiden anderen leuchten in verschiedenen Rottönen. Leise verschwinden sie zwischen den Bäumen und nach einer Weile künden Kampfgeräusche und Schmerzensschreie davon, dass die Bären ihr Revier erfolgreich verteidigen. Ich nutze die Gunst der Stunde, husche hinaus auf die Straße und nehme die Beine in die Hand.

Endlich haben wir es geschafft. Wir sind in der Hauptsiedlung der Buntbären angekommen. Hier herrscht ein Treiben wie in einer britischen Großstadt; Riepischiep meint, in den Städten der Narnianen gehe es genauso bunt zu. Das ist mit Abstand die sauberste und ordentlichste Siedlung, die ich in Zamonien zu Gesicht bekomme. Jedes der Steinhäuser hat einen ordentlich angelegten, sorgfältig gepflegten Garten. Die Straßen sind gepflastert und sauber, es gibt Läden mit verlockenden Auslagen, ein Rathaus, ein Spritzenhaus und sogar ein Schulhaus. Es klingelt und heraus strömen dutzende bunte Bärchen mit ebenso bunten Schulranzen auf dem Rücken. Ein würdiger Lilabär, der um den Mund herum schon ein wenig weiß wird, steht an der Schultür und sieht lächelnd seinen Schützlingen zu.

Mir wird schwer ums Herz. Kinder zu unterrichten, ihnen etwas beizubringen, das sie im Leben gebrauchen können – was für eine schöne Aufgabe ist das doch! Und ich? Habe ich eine Aufgabe im Leben? Meine ganzen Wanderungen – wofür? Die Sinnlosigkeit meines Daseins wird mir wieder einmal voll bewusst.

„Ich sehe nirgendwo einen Bären, der auch nur ein bisschen BLAU aussieht“, bringt sich Riepischiep in Erinnerung. Immerhin, diese Aufgabe habe ich: eine Maus beschützen.

Aber Riepischiep hat Recht. Von blendend weiß bis tiefschwarz weisen die Felle der Bären jeden nur denkbaren Farbton auf – außer blau. „Vielleicht haben sie dir einen Bären aufgebunden und es gibt gar keine blauen Bären und somit auch keinen Kapitän, der uns über’s Meer bringt?“

Mein Blick fällt auf das Schaufenster einer Buchhandlung. Auf einem eingestaubten Wälzer erkenne ich das Porträt eines Lindwurms – Hildegunst von Mythenmetz. Ein Erinnerungsfetzen zuckt hinter meiner Stirn: ein Hörsaal, rechts neben mir der Fuchsling Regenschein und links: ein BLAUER BÄR. „Doch, es gibt blaue Bären. Ich habe sogar schon neben einem gesessen.“

Wir fragen uns durch. Zu guter Letzt ist es Riepischiep, der auf den Lehrer zugeht und die gewünschte Auskunft erhält. Eilends machen wir uns auf den Weg.

Wir biegen um die letzte Ecke und sehen unser Ziel vor uns. Riepischiep macht ein Geräusch, wie es nur von einer Maus kommen kann; mir entfährt ein entsetztes: „Äh-hpf!“ Das Schiff ist voll getakelt und sieht aus,

als könne es jeden Augenblick in See stechen. Aber es steht hoch über dem Meer auf einer Klippe.

Die letzten Schritte werden zur Qual. Mein ganzer Körper besteht aus schwerstem Blei, nur Knie und Füße sind aus Wackelpudding. Riepischiep lässt von den Ohren bis zum Schwanz alles hängen, der Degen schleift über den Boden.

Aus.

„Keptä-än, wir kriegen Besuch!“ An der Reling steht eine mannshohe gelbe Ratte in Matrosenkleidung. Bei unserem Anblick verschwindet die Gestalt im Inneren des Schiffes, stattdessen erscheint der Kapitän selber. Es ist der blaue Bär, der in der Mythenmetz-Lesung neben mir saß. „Willkommen an Board“, ruft er freundlich und klappt für mich eine Treppe herunter. Zögernd steige ich nach oben, doch es gibt kein Zurück mehr. Jetzt müssen wir uns dem Blaubären vorstellen, aber wir müssen ihm nicht unbedingt erzählen, was wir von ihm wollen.

„Sie habe ich doch schon mal gesehen. Wo war das doch gleich? Ach ja, in dieser vermaledeiten Lesung von diesem aufgeblasenen Lindwurm. Warum habe ich mich bloß darauf eingelassen? Na egal“, sagt er. „Ges-tatten, Blaubär. Das“ – er weist auf die große Ratte –, „das ist Hein Blöd und die drei kleinen Rangen hier sind meine Enkel.“

Erst jetzt entdecke ich die drei Bärchen, die sich hinter dem Rücken ihres Opas verstecken – eines sieht grün aus, eines gelb und das dritte, welches an einer Haarschleife und einem Rökkchen als Mädchen zu erkennen ist, hat ein pinkfarbenes Fell.

„Denn man rin in die gute Ss-tube“, sagt der Käpt´n, nachdem ich Riepischiep, der plötzlich nicht mehr reden kann oder will, und mich vorgestellt habe. Wir folgen ihm einen engen Gang entlang in einen Raum, der eine Mischung aus Schiffskabine und gutbürgerlichem Wohnzimmer ist. Hein Blöd erhält den Auftrag, für Tee und Kekse zu sorgen, und dann muss ich die Katze aus dem Sack lassen, denn der Schiffsherr fragt: „Und was treibt euch zwei hierher ans Ende der Welt? Wie habt ihr mich überhaupt gefunden?“

„Wir sind fremd hier in Zamonien, stammen beide aus anderen Welten und sind jeweils durch einen dummen Zufall durch ein Weltentor in dieses Land hier geraten. Jetzt...“ Ich kann nicht mehr weiter sprechen, ein Kloß im Hals schnürt mir die Kehle zu. Dieses Schiff sitzt auf dem Trockenen hundert Meter über dem Meer, es wird nie wieder einen Tropfen Wasser unterm Kiel haben, wenn es überhaupt jemals die Meere befahren hat. Wer hat mir nur geraten, ausgerechnet hierher zu gehen und um Rat zu fragen?

Riepischiep hat seine Stimme wiedergefunden. „Sie sind unsere letzte Hoffnung, verehrtester Kapitän. Man erzählt sich von Euch, dass Ihr der einzige seid, der es wagen würde, mit Eurem Schiff zu den Ländern der Menschen zu fahren. Wenn Ihr die Länder der Menschen kennt, dann wisst Ihr vielleicht auch, wo mein geliebtes Narnia liegt.“

„Zu den Ländern der Menschen bin ich früher gefahren, das ss-timmt. Ich war in der Tat der letzte Zamonier, der das gewagt hat, aber das ist lange her, ich fahre nicht mehr. Auch wenn ich mein Schiff seetüchtig halte, man bräuchte den alten Kahn nur zu Wasser zu lassen. Aber Narnia?“, sagt der alte Blaubär nachdenklich. „Narnia, Narnia. Ich fürchte, davon habe ich noch nie gehört.“

Eine Träne rollt aus Riepischieps linkem Auge und tropft in seinen Tee.

„Aber, aber! Wer wird denn weinen! Einem mit den Wassern aller Meere gewaschenen Seebären wird doch wohl was einfallen, beim Klabauter! Und bis dahin seid ihr meine Gäste.“

Die drei kleinen Bärchen freuen sich sichtlich über den Besuch, aber ihr Opa erinnert sie an ihre Pflichten: „Habt ihr eigentlich schon eure Schulaufgaben gemacht? Aber los jetzt!“

Murrend ziehen die Kleinen ab, um ein paar Augenblicke später mit ihren Schulranzen wieder zu kommen. Wir räumen den Tisch, Hein Blöd verschwindet in der Küche, der Käpt´n setzt sich in seinen Lehnstuhl und die Kinder breiten kichern und tuschelnd ihre Hefte und Bücher aus. Wäre ich nicht weit und breit das einzige menschliche Wesen, könnte sich diese Szene glatt in der Stube meiner Großmutter zutragen.

Wir unterhalten uns zunächst über Hildegunst von Mythenmetz. Der Blaubär lässt kein gutes Haar an dem Lindwurm, und als ich von meiner Begegnung mit dem Schriftsteller erzähle, schnaubt der Käpt´n nur: „Dieser Volltrottel! Jedes Kind weiß doch, dass in der Gegend um Weltend jeder angegriffen wird, der nur ein bisschen wohlhabend aussieht. Wie kann er nur auf den Gedanken kommen, dass ausgerechnet er verschont wird? Wie kann er sich nur einbilden, dass jeder einzelne in Zamonien ihn kennt? Die armen Wegelagerer haben gar keine Zeit, die Mythenmetz’schen Endlosgüsse zu lesen!“

„Die Geschichten, die unser Opa erzählt, sind hundertmal spannender“, mischt sich das grüne Bärchen ein. Unwillkürlich muss ich schmunzeln. So war es früher bei uns auch immer: die Kinder waren in ihr Spiel vertieft und doch bekamen sie alles mit, was die Erwachsenen redeten.

Zum Abendessen gibt es Fischstäbchen und Püree. Das gelbe Bärchen verkündet: „Heute bin ich an der Reihe, dem Großen Fischstäbchen das Opfer zu bringen.“ Neunmalklug belehrt uns das grüne Bärchen: „Das letzte Fischstäbchen darf man nämlich nicht essen, denn das gehört dem großen Fischstäbchen. Wenn man die Opfergabe nicht über Bord gibt, kommt das Große Fischstäbchen und macht alles dreckig und fettig.“

Ich beiße mir auf die Zunge, damit ich nicht loslache, aber die Schiffsbewohner nehmen die Sache anscheinend ernst. Das letzte Fischstäbchen wird auf ein Silbertablett gelegt und in einer Art Prozession zum Bug getragen: Voran geht mit feierlicher Miene das gelbe Bärchen, dahinter folgen seine Geschwister. Dann kommen Hein Blöd und der Kapitän und ich als Gast gehe mit Riepischiep auf der Schulter als letztes.

Der gelbe Bärenjunge ist gerade so groß, dass er die Hände über die Reling strecken kann. Mit lauter Stimme ruft er: „Großes Fischstäbchen, komm herbei. Wir bieten dir das Opfer des letzten Fischstäbchens, sei uns gnädig, nimm es an und lasse unser Schiff sauber und heil.“

Die Wogen tief unter uns brausen auf, das Fischstäbchen fliegt ins Wasser und aus dem Meer steigt tatsächlich ein Wesen, das aussieht wie ein übermannsgroßes Fischstäbchen. Es hat Augen und sperrt ein Maul auf, mit dem es zielsicher das kleine Fischstäbchen auffängt. Das Wesen lässt ein Rülpsen hören und taucht ab, die Bären und Hein Blöd jubeln.

Ich jedoch schwanke. Es zieht mich in die Tiefe, ich möchte hinunterspringen, aber eine andere Kraft hält mich zurück. Ich weiß, ich werde springen, aber jetzt ist die Zeit noch nicht reif. Riepischiep scheint ähnliches zu spüren, er hält sich krampfhaft an meinem Ohr fest.

Hein Blöd hat eine Gästekajüte für uns zurecht gemacht, später, als wir in den Betten liegen, frage ich Riepischiep: „Hast du das auch gespürt, vorhin an der Reling? Etwas hat mich gerufen, regelrecht in die Tiefe gezogen.“

„Ja“, antwortet der Mäuserich, „es zieht mich hinunter. Ich habe keine Ahnung, was es ist, aber ich weiß, dass ich heute Nacht springen muss und ankommen werde, wo immer ich ankommen soll.“ Nach einer Pause fügt er hinzu: „Ich hoffe, daheim in Narnia, bei meinem Herrn Prinz Kaspian und seinen Freunden.“

„Weck mich, wenn du gehst. Ich bringe dich zur Reling.“

Doch als ich erwache, scheint die Sonne in die Kabine und das Bett auf der anderen Seite ist leer.

Ich stürze hinaus, hin an die Stelle, an der ich gestern Abend die geheimnisvolle Kraft gespürt habe. Heute treibt es mich zurück, es kostet meine ganze Kraft, an die Reling zu treten und mit dem Fernglas hinunter zu sehen. Aber unten auf dem schmalen steinigen Strand ist nichts, kein zerschmetterter Mäusekörper. Dafür gewahre ich auf halbem Weg zwischen Schiff und Ufer ein Loch in der Klippe. Vielleicht ist das das Tor...

Die Elben haben mir erzählt, wenn man durch ein Weltentor tritt, müsse man genau wissen, wohin man will. Riepischiep wusste es: er wollte nach Hause, nach Narnia, zu Prinz Kaspian. Doch ich? Ich habe kein Zuhause, keine Familie, keinen Platz im Leben. Unten sind große Steine, wenn man da mit dem Kopf zuerst aufschlägt...

Der alte Kapitän tritt neben mich, beugt sich vor, späht hinunter. „Ah, tatsächlich!“, ruft er laut. „Dort ist ja das Loch! Beim Klabauter, dass ich das nicht früher gesehen habe!“ Zu mir gewandt setzt er fort: „Komm mal mit, ich hab da was entdeckt.“

Er führt mich hinunter in die Eingeweide des Schiffes. Unten in einem alten Laderaum hat er eine Bibliothek eingerichtet. „Hier bewahre ich meine Schätze auf, uralte Bücher, die ich bei meinen Fahrten gesammelt habe.“

Auf einem Pult liegt aufgeschlagen ein riesiger Wälzer mit von Hand beschriebenen Seiten aus echtem Pergament. „Guck mal da!“ Ein blauer Finger weist auf eine Zeichnung. Ich erkenne das Loch wieder.

„Auf einer Klippe am äußersten Ende von Zamonien, wo sich kürzlich die Buntbären im Walde niedergelassen haben“, liest der Blaubär mir vor, „befindet sich auf halber Höhe ein seltsames Loch in der Felswand. Man sieht es von weitem, geht man aber die Stufen hinab, die direkt an dem Loch vorbei schon immer ans Ufer führen, hat man nichts neben sich als die glatte Wand der Klippe. Es wird erzählt, dass dieses Loch ein Tor zu anderen Welten sei, man könne, so man wisse, wie es zu tun sei, gelangen in das Reich des Löwen, in die Lande der El-, komisch, hier steht Elben, müsste das nicht Elfen heißen? Na egal, also: in die Lande der Elben oder der Maloche. In alten Zeiten saßen oben auf der Klippe und unten am schmalen

steinigen Strände ... hier war die Seite voll, die nächsten Seiten fehlen leider. Ob das dieses Weltentor ist, das du suchst, Minerva?“

„Ich hoffe es“, antworte ich leise. „Das Reich des Löwen – das ist wohl Narnia, dort, wo der sprechende Mäuserich seine Heimat hat.“

„Ich wünsche ihm, dass er heil daheim angekommen ist“, sagt der Blaubär leise.

Von oben dringt Gepolter herunter. „Ah, die Kinners sind da. Schnell raus hier, die sind noch viel zu klein, um zu begreifen, was ich hier aufbewahre.“

Rasch schlägt der Bärenopa das Buch zu, stellt es an seinen Platz auf dem massiven Regal, klappt eine Wand davor, an der allerlei Seile, Netze und sonstiger Fischereikrimskrams hängt und schließt hinter uns die Tür.

Das Wetter schlägt um. Ein ausgewachsener Herbststurm tobt über die Klippe, Regen peitscht das Deck. Das alte Holzschiff scheint dicht zu sein, wir sitzen warm und trocken.

Die Bärenkinder betteln: „Bitte erzähl uns was, Opa!“

Der Käpt´n kratzt sich an der Nase: „Tjo, wie war denn das damals? Ach ja! Also, da war ich mal mit einer Ladung Ss-treichhölzer unterwegs nach Feuerland. Draußen auf hoher See, weit und breit war kein bisschen Land in Sicht, da sind wir in einen Ss-turm geraten. Ach was, Ss-turm, ein Orkan war das! Wellen drei Mal so hoch wie das Schiff...“

Vermutlich besteht ein nicht unerheblicher Teil der Geschichte aus Seemannsgarn – auch die Bärchen vermelden ab und an Zweifel am Wahrheitsgehalt -, aber es ist gut gesponnenes Seemannsgarn. Ich kann förmlich vor mir sehen, wie dieses eigentlich solide gebaute Schiff von den Wellen gebeutelt wird wie ein Spielzeug; ich leide mit dem seekranken Hein Blöd, sehe den Riesenkraken aus dem Meer aufsteigen und blicke der inselgroßen fleischfressenden Pflanze in den Rachen...

Drei Tage hält der Sturm an. Drei Tage vertreiben wir uns die Zeit mit Geschichten. Mit dem, was Käpt´n Blaubär zum Besten gibt, könnte man einen Wälzer füllen so dick wie das Buch von Mythenmetz. Vermutlich wäre es weit weniger einschläfernd.

Am dritten Abend ergibt sich die Gelegenheit. Die Bärchen sind endlich im Bett und schlafen – „die kleinen Krabben sind übermütig, denen fehlt das Toben draußen“, auch Hein Blöd hat sich zurückgezogen, er muss morgen zeitig raus – „der will zur Landesmeisterschaft im Rückwärtsjodeln, nicht dass er die Spur einer Chance hätte, zu gewinnen“. Ich bin mit dem Schiffsherrn allein im Wohnzimmer. Der Blaubär seufzt auf und sagt: „Nach einem solchen Ss-turm muss man sich auf Seemannsart ss-tärken. Du leistest mir doch bess-timmt Gesellschaft, oder?“

Er gießt Rum in zwei Gläser, reicht mir eines herüber. Wir stoßen an und nehmen jeder einen ordentlichen Schluck. Der befürchtete Hustenreiz bleibt aus, ich blamiere mich diesmal nicht. Als Patricks Onkel mich einmal zu einem Schnäpschen eingeladen hat, musste ich so husten, dass mein Abendessen wieder hochkam, was Patrick zu der altklugen Bemerkung verleitete, dass Schnaps eben nichts für zarte Frauen sei.

Der Käpt´n seufzt wohligh und lehnt sich im Sessel zurück.

„Ein bisschen Seemannsgarn war aber schon in den ganzen Geschichten drin, oder?“, frage ich, verwundert über meinen Mut.

Der blaue Bär grinst verschmitzt: „Nu jo, ganz ohne Ausschmückung ist doch alles langweilig, oder? Aber meine Geschichten beruhen immer auf erlebten Tatsachen. Immer. Tatsache. Prost!“

„Prost! Haben Sie schon mal daran gedacht, das alles aufzuschreiben und ein Buch daraus zu machen?“

Täusche ich mich, oder wird der Bär jetzt verlegen? Er streicht sich über die Nase, kratzt sich am Ohr, nippt am Rum, dreht das Glas in den Händen, sagt leise: „Na scha, hab schon angefangen damit. Ich glaub, so wie der Mythenmetz kann ich allemal schreiben.“

„Besser.“

Ich bleibe auf dem Schiff, mache mich nützlich. Ich putze Fenster, schrubbe das Deck, koche die Äpfel, die der Sturm vom Baum geworfen hat, zu Mus, wasche Wäsche und stopfe die Socken von Hein Blöd. Weil gar so viele nicht mehr zu retten sind, beginne ich, neue zu stricken. Bevor ich nach Hogwarts ging, konnte ich das ganz gut. Meine Großtante Mathilda, ich glaube, sie war mit einem der vielen Crouchs verheiratet, sagte immer: „Eine richtige Hexe trägt ausschließlich handgestrickte Strümpfe“, und sie quälte uns Mädchen mit

den Stricknadeln, bis sie zufrieden war. Ich habe bei acht aufgehört zu zählen, wie oft ich den ersten Strumpf wieder auftrennen musste. Aber irgendwann hielt ich die fünf Nadeln locker in den Händen und strickte flott und gleichmäßig einen ganzen Strumpf an einem einzigen Nachmittag. Leider ist mir diese Fähigkeit wieder abhanden gekommen, denn in Hogwarts galt es als absolut altmodisch, Strümpfe zu stricken. Da Tante Mathilda zunehmend verkalkte, brauchte ich in den Ferien nicht mehr zu ihr zu gehen und so verlor ich das Gefühl für Nadeln und Maschen.

Hein Blöd zieht die Stirn in Falten, als er meine Bemühungen sieht. „Na, so kannst du den Wuppertaler Wollkampf aber nicht gewinnen! So geht das!“ Damit nimmt er mir Nadeln und Knäuel aus der Hand, setzt sich neben mich und strickt los. „Guck, hier, zwei links, zwei rechts und schön gleichmäßig!“

Neben dieser Ratte hätte meine Großtante ganz schön blass ausgesehen.

Leise schleiche ich mich davon.

Als Hein Blöd am Abend einen ganzen Sack bunter Wolle ins Wohnzimmer schleppt, stöhnt der Käpt'n: „Der Wollwahn! Nicht schon wieder der Wollwahn! Ich halte das nicht aus!“, aber Hein hört ihn nicht, er strickt im Akkord.

Es ist Spätherbst, vielleicht auch schon Frühwinter, als ich das erste Mal wieder an jener Stelle am Bug stehe, von der aus man das Loch in der Klippe sehen kann.

Ich musste einfach raus. Die Kinder haben sich den ganzen Nachmittag lang gestritten, Käpt'n Blaubär hat schlechte Laune deswegen und auch, weil Hein Blöd ein aus abgebrannten Streichhölzern gebasteltes Modell des Kölner Doms kaputt gemacht hat. Mir wurde es unter Deck einfach zu eng.

Die Bäume sind längst kahl, ein kalter Wind bläst vom Meer her. Tief sauge ich die frische Luft in meine Lungen. Es ist eisig kalt hier draußen, aber das macht mir nichts aus. Am Horizont versinkt die Sonne blutig rot in den Ozean, ich betrachte ihr Spiegelbild auf den Wellen und frage mich, wie es weiter gehen soll.

Die seltsame Wohngemeinschaft auf dem Schiff hat mich zwar ohne Weiteres aufgenommen, aber mehr als eine Haushälterin bin ich für sie nicht. Die Bibliothek des Kapitäns scheint für mich tabu zu sein, Blaubär erfindet immer neue Ausflüchte, um mir nicht das Geheimnis der verborgenen Tür zeigen zu müssen.

Gehe ich ins Dorf, bin ich ein Fremdkörper. Die Bärenleute sind zwar alle recht nett und grüßen freundlich, aber ich werde bestaunt wie ein Prinz aus Afrika in einem englischen Dorf.

Die Bärchen müssen ihrem Lehrer von mir erzählt haben, jedenfalls hat er mich gebeten, doch einmal in die Schule zu kommen. Ich kam mir vor wie ein Affe im Zoo.

Es zieht mich in die Tiefe. Hier vorn am Bug ist eine Strickleiter festgemacht, die der Käpt'n ausrollt, wenn er unten am Strand „nach dem Rechten sehen“ will. Wie alles auf dem Schiff ist sie perfekt gepflegt und gut befestigt. Ich steige hinunter und stehe bald am Strand, wo ich die in den Stein gehauenen Stufen direkt vor mir habe. Sofort beginne ich, hinaufzusteigen.

Ist es ein Geräusch, eine Bewegung, ein Schatten, der mich aufsehen lässt? Oben an der Reling steht der blaue Bär, nickt mir zu und winkt.

Von unten ist das Loch nicht zu sehen, ich frage mich, ob es wirklich existiert. Doch etwas in meinem Inneren treibt mich an, zwingt mich, die schwindelerregende Treppe nach oben zu steigen, so rasch es geht. Ich höre auf zu denken, überlege nicht, was ich mache, wenn ich oben bin, ich steige einfach weiter. Mit der rechten Hand taste ich mich an der Wand entlang, bis meine Finger plötzlich ins Leere greifen. Es zieht mich regelrecht in die Klippe hinein, meine Füße kommen kaum hinterher.

Den Abgrund sehe ich erst, als ich längst hineinfalle. Unter mir sehe ich Landschaften, Häuser, Menschen in einem rasenden Wirbel ineinander fließen. Ehe ich einen klaren Gedanken fassen kann, zieht es mich mit.

Wüste - 1

Diese Welt ist frei erfunden

Ich laufe wieder. Seit ungefähr drei Wochen marschiere ich durch diese Wüste, vorbei an übermannshohen Kakteen und vereinzelt dornigen Sträuchern. Die Berge, auf die ich zulaufe, kommen nicht näher. Ich frage mich manchmal, ob ich in einem riesigen Talkessel im Kreis wandere. Aber ich habe mir eine Kerbe in den Bergen gemerkt, die habe ich jeden Tag im Auge, sie bestimmt meine Richtung – aber ich komme ihr nicht näher.

Ohne den Zauberstab, meinen treuen Helfer, wäre ich längst tot. Mit einem Spruch kühle ich den sonnengeheizten Sand unter meinen bloßen Füßen, mit einem anderen halte ich Schlangen fern. Bin ich durstig, ziehe ich mit einem Zauber aus tief unter dem Sand befindlichen Adern Wasser, das ich aus einem Becher trinke, den ich aus einem Steinchen gemacht habe. Ein gleicher Stein dient mir nachts als Zelt, tagsüber als Sonnenhut. Auch mein Essen besorge ich mit dem Zauberstab. Es gibt hier kaninchenähnliche Tiere, die mir dank meiner magischen Fähigkeiten gehäutet, ausgenommen und gebraten zufliegen. Die Kakteen haben essbare Früchte, die ein paar Vitamine und ein bisschen Abwechslung liefern.

Es wäre ein Leichtes, hier das Leben zu beenden. Ich bräuchte nur die Schutzzauber zu lösen und ein paar der allgegenwärtigen Schlangen zu ärgern. Ich kenne mich mit Schlangen nicht aus, aber die Biester sehen sehr giftig aus. Die sengende Sonne würde ein übriges tun und nach kürzester Zeit versanken meine bleichen Knochen im Wüstensand.

Aber ich tue es nicht. Etwas hält mich davon ab. Es ist das Gefühl, etwas ganz wichtiges noch nicht erledigt zu haben. Ich habe keine Ahnung, was es ist, aber ich glaube, es hat etwas mit dem Einhorn mit den smaragdgrünen Augen zu tun. Ich sehe es oft im Traum, es steht einfach da und schaut mich an. Manchmal leuchtet der Smaragd an meinem Ring genauso wie seine Augen. Merkwürdig.

Schade, dass Patricks Großmutter gestorben ist, ehe sie ihm sagen konnte, welche Bewandnis es mit dem Ring hat.

Patrick... Es scheint mir Ewigkeiten her, dass wir sorglos Hand in Hand durchs Leben schwebten. Es ist Ewigkeiten her. Es war in einem anderen Leben, in einer anderen Welt, in einer anderen Zeit.

Damals habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, aber heute glaube ich, dass Patrick irgendeiner Geheimgesellschaft angehört hat. Er kam und ging zuletzt ganz unregelmäßig, um sich mit diesem oder jenem zu treffen oder hatte zu komischen Zeiten „was dienstliches zu erledigen“. Da Patrick in der Sicherheitsabteilung des Ministeriums arbeitete, war das Thema tabu. Außerdem habe ich ihm vertraut und einige der Namen, die er von Zeit zu Zeit beiläufig erwähnte, waren mir bekannt.

Vielleicht hatten es die schwarzen Gestalten deshalb auf uns abgesehen.

Ich laufe, laufe, laufe. Laufe, laufe, laufe. Ich will nicht mehr.

Hundert Mal habe ich versucht, zu apparieren. Hundert Mal ist nichts passiert. Ich probiere es zum hundertundersten Mal. Zum hundertundersten Mal geschieht nichts. Es hätte mich auch sehr gewundert.

Erschöpft lasse ich mich zu Boden sinken. Dieses Land ist verflucht. Hier leben keine Menschen. Nur Schlangen gibt es und Schlangenfutter. Ich bin am falschen Ort, aber ich komme nicht weg. Die Berge sind heute genauso weit entfernt wie gestern, wie vorgestern, wie am ersten Tag. Wenn ich nun einfach meinen Zauberstab...

Ich habe die Schutzzauber um mich herum wieder errichtet, noch ehe mein Verstand das leise Rascheln im Sand der Schlange vor meinen Augen zugeordnet hat. Eine Macht von außerhalb trifft Entscheidungen für mich. Die ganze Zeit schon, seit ich im Blumenland aufgewacht bin. Wann war das eigentlich? Mir kommt es so vor, als wären es Jahre gewesen, als läge mein Leben mit Patrick schon Jahrzehnte zurück. Jahrhunderte.

Ich rappele mich hoch, ziehe einen Becher Wasser aus dem Boden und esse die Hälfte des Fleisches, das von gestern noch übrig ist. Dabei starre ich in die Ferne, auf den Einschnitt in der Bergkette. Dorthin zieht es mich, aber was hoffe ich zu finden? Ich weiß es selbst nicht. Mechanisch, ohne den Blick abzuwenden, stehe ich auf und setze wieder einen Fuß vor den anderen.

Die Sonne steht noch nicht hoch am tiefblauen Himmel, trotzdem ist es furchtbar heiß. Dank meiner Zauberkünste habe ich Schatten, ein sicheres Zelt mit einem bequemen Bett und immer ausreichend Wasser zum Waschen und Trinken und mein Kleid sieht sowieso jeden Morgen aus wie frisch vom Schneider. Aber allmählich beginne ich, mich nach einem kühlen Platz und einem Bad zu sehnen. Und wenn der Preis dafür wäre, mit einem wildfremden Mann zu schlafen – ich würde es tun.

Erschrocken bleibe ich stehen. Was hatte ich da gerade gedacht? Wie kann ich nur? „Patrick, bitte verzeih mir“, flüstere ich und setze mich wieder in Marsch.

Mit den Füßen setzt sich auch das Gedankenkarussell in meinem Kopf wieder in Bewegung. Während ich gehe, denke ich unablässig nach. Meine Gedanken springen unkonzentriert und unkoordiniert herum. Wenn ich anfangs, über das Einhorn nachzudenken, mischen sich Erinnerungen an meine Schulzeit dazwischen und lenken mich ab. Mache ich mir Gedanken über die Aufgabe in meinem Leben, die unerledigt ist, schieben sich Bilder von Weihnachtsfeiern davor.

Wann immer ich aus diesen Träumen auftauche, habe ich das Gefühl, zwar bis zur Erschöpfung gelaufen, aber keinen Schritt vorangekommen zu sein.

Wüste - 2

Ich sitze auf einem Stein, der seit ein paar Tagen mein Mobiliar bereichert, frühstücke geschmacklose Kaktusfrüchte und denke über meinen Traum nach. Ich habe heute Nacht einen Mann gesehen, besser gesagt, den Schwanz eines Mannes. Patrick war es nicht, dessen Unterleib hätte ich erkannt. „Du weißt, weswegen ich gekommen bin?“ – „Ich kann es kaum erwarten!“ – Das war unsere „Unterhaltung“. Die Stimme des Mannes kam aus dem Nichts, außer dem erigierten Penis war alles verschwommen. Voller Verlangen hatte ich mich zurechtgelegt, doch als das Glied näher kam, um zu tun, wozu es geschaffen war, löste sich alles im Nichts auf und ich erwachte mit einem Schrei der Enttäuschung.

Ein verlangendes Ziehen durchfuhr meinen Unterbauch und scharf wie ich war hätte ich mir zugetraut, selbst Albus Dumbledore zu verführen, obwohl der nur auf junge blonde Männer stand.

Jetzt, am Morgen, nachdem ich meinen Körper mit einem eiskalten Guss aus den Tiefen der Erde gekühlt und meinen Verstand geschärft habe, sitze ich da und versuche, Ordnung in meine Gefühle zu bringen. War ich schon so tief gesunken, dass ich mich jedem x-beliebigen Mann hingeben würde, nur um ein bisschen Befriedigung zu spüren? Würde ich Patricks Andenken wirklich so beschmutzen? Oder bedeutete der sich auflösende Penis, dass ich nie mehr mit einem Mann schlafen sollte? Wenn das so war, dann hätte ich auf der Insel der Jungfrauen bleiben können. Warum hatte ich überlebt? All die vielen Versuche, in den Tod zu springen – warum bin ich immer wieder aufgewacht? Doch nicht etwa, um bis an mein Lebensende durch eine menschenleere Wüste zu laufen! Wenn ich schon existieren muss, dann sollte diese Existenz wenigstens einen Sinn haben! „Merlin, hilf!“

Unbewusst rufe ich es laut heraus: „Merlin, hilf mir hier wegzukommen!“

Nichts passiert. Natürlich nicht. Merlin existiert schon lange nicht mehr. Die Sonne steht halb hoch am wolkenlosen Himmel. Es gibt hier keine Wolken, keinen Regen, keine Abkühlung. Um mich herum ist nichts als Sand, Kakteen und ein paar verdorrte Sträucher. Es ist genau zu erkennen, wie weit meine Schutzzauber reichen – an der Grenze kriechen Schlangen und Krabbeltiere, die es nur darauf abgesehen haben, mich zu beißen. Und am Horizont verhöhnt mich der Einschnitt in der Bergkette. Mein Smaragd scheint wieder zu glühen, aber vielleicht ist es auch nur die Sonne, die ihn leuchten lässt.

Wütend schlage ich mit der Faust auf den Boden. „Warum habe ich das alles überlebt?!“

„Weil dein Leben an den Smaragden des Ewigen Pfades gebunden ist.“

Schon beim ersten Wort bin ich aufgesprungen. Mit dem Zauberstab in der Hand stehe ich lauschend da und sehe mich um. Hier ist niemand. Ich werde langsam verrückt. Die Sonne dörrt mein Hirn aus.

„Was tut der Smaragd des Ewigen Pfades?“

„Das solltest du wissen.“

Danke schön.

Ein aberwitziger Gedanke huscht durch meinen erhitzten Schädel: „Bist du Merlin?“

„Nein.“

„Wer dann?“

„Finde es heraus.“

Na fein. Mal sehen, was ich dem „Großen Geist der Wüste“ noch für Antworten entlocken kann. „Wo bin ich?“

„In der Wüste.“

Das weiß ich selbst. „Wohin muss ich gehen?“

„Finde dich selbst, dann findest du den Weg.“

Sehr hilfreich. Zwischen einem fruchttragenden Kaktus und mir lauert eine giftig aussehende leuchtendrote Schlange. Ich atme tief ein und stoße den Zauberstab neben mir in den Sand, so weit es geht. Vorsichtig mache ich einen Schritt auf die Schlange zu.

Urplötzlich wird es dunkel. Die Schlange erstarrt zischend. Ein grüner Strahl fährt ihr direkt ins Auge; sie wirft sich herum und flieht. Es grollt wie Donner. Der Zauberstab springt mir zurück in die Hand, ohne nachzudenken ziehe ich das Schutzschild hoch. Es wird wieder hell. Das Grollen klingt nicht mehr wie Donner, sondern wie ein böses Brummen. Es ist die Stimme von vorhin.

Ich schüttele mich und beginne wieder, zu laufen und dabei meine Gedanken zu sortieren. Irgendetwas will

nicht, dass ich meinem Leben ein Ende setze. Und dieses Etwas ist mächtig genug, mich am Sterben zu hindern, jedesmal und immer wieder. Aber warum? Wie als Antwort auf diese unausgesprochene Frage wächst in mir wieder das Gefühl, etwas ganz Wichtiges noch nicht getan zu haben. Und es hängt mit dem Einhorn mit den grünen Augen zusammen.

Wenn das stimmt, bin ich hier an der falschen Stelle. Einhörner leben in uralten Wäldern mit schattigen Lichtungen.

Mir ist furchtbar heiß und die Füße schmerzen. Die Zunge klebt am Gaumen, meine Beine wollen nicht mehr. Das lauwarme Wasser löscht meinen Durst nicht.

Ein blühender Kaktus weckt eine vage Erinnerung an ein aromatisches Getränk in mir. Ich zupfe ein paar Blättchen ab und untersuche sie. Sie sind genießbar. Ich ernte einige der Blüten und sammle vom Nachbarkaktus die Früchte ein. Dann baue ich mein Zelt auf und sinke in seinem Schatten zu Boden. Heute tue ich keinen Schritt mehr.

Ein paar Meter entfernt hockt eines der karnickelähnlichen Tiere. Binnen einer Minute liegt es fertig zubereitet vor mir. Ich ziehe Wasser aus dem Boden, bringe es zum Kochen und streue die Blüten hinein. Nach einiger Zeit habe ich eine einigermaßen an Tee erinnernde Flüssigkeit im Becher. Auf die Idee hätte ich früher kommen sollen!

Ich lege mich hin und döse ein. Im Traum sehe ich das Einhorn. Es sieht mich unverwandt an.

Wüste - 3

Die smaragdnen Augen des Einhorns leuchten so hell, dass ich aufwache. Natürlich steht kein Einhorn in meinem Zelt, aber über die ganze Wüste zieht sich ein schnurgerader grüner Lichtstrahl bis zu der Stelle in der Bergkette, wo ich die Kerbe mehr erahne als sehe. Der Strahl verschwindet, ehe ich seine Quelle ausmachen kann. Ich habe längst verlernt, mich zu wundern.

Es ist kühl in der Nacht. Ich schaue hinauf zum sternensäten Himmel, suche vertraute Sternbilder. Vergebens.

Jetzt, da ich einmal wach bin, kann ich auch loslaufen. Sehen kann ich genug und vor unliebsamen Überraschungen bin ich durch meine Zauber geschützt.

Stundenlang marschiere ich durch die Nacht und denke ausnahmsweise an gar nichts. Mein Gedankenkarussell hält wohl noch Nachtruhe.

Dann geht über den Bergen die Sonne auf. Es ist ein atemberaubendes Schauspiel, aber längst nicht so bezaubernd wie daheim in den schottischen Bergen. Wie ich mich danach sehne! Das Klima ist rau dort, wo ich herkomme. aber es ist besser als die ewige wolkenlose Eintönigkeit hier in der Wüste. Was gäbe ich dafür, wieder durch die Wälder, über Wiesen und Hügel meiner Heimat zu laufen!

Sofort meldet sich das schlechte Gewissen. Da war doch noch was...

Ich raste, kaue auf einem Stück Fleisch herum, sehne mich nach Haferschleim und lasse meine Blicke schweifen. Nanu?

Ich schließe die Augen, schüttele den Kopf und schaue nochmal hin. Tatsächlich, die Berge sind näher gerückt. Ganz deutlich kann ich in dem Einschnitt, der schon seit Wochen meine Orientierungshilfe ist, einen Wasserfall sehen.

Vor Aufregung kann ich kaum einschlafen, aber schließlich siegt die Erschöpfung. Es ist tiefe Nacht, als ich wieder erwache. Ich laufe los, nutze die kühlen Nachtstunden und komme viel schneller voran als vorher, wo ich mich den ganzen heißen Tag lang durch die Sonnenglut geschleppt habe. Die heißen Stunden verdöse ich im Zelt und so nähere ich mich Stück für Stück den Bergen.

Ich sinke auf mein eher provisorisches Bett. Heute habe ich auf allen Luxus verzichtet, ich war einfach zu erschöpft dafür. Aber ich liege im kühlen Schatten, bin vor Schlangen und lästigen Insekten geschützt und habe getrunken. Meine Beine fühlen sich an, als wären sie aus Blei. Ich bin viel zu lange in der Hitze gelaufen.

Patrick hätte sicher viel eher auf einer Rast bestanden. Hätte er? Er hätte. Er hätte mir genau gesagt, wo und in welcher Richtung ich das Zelt aufbauen sollte und mit welchen Schutzzaubern es zu umgeben war. So wie damals, als wir durch die Alpen wanderten und er darauf bestand, das Zelt auf einem flachen grasbewachsenen Landstück unmittelbar am Ufer eines Bergflusses aufzubauen. „Bist du dir ganz sicher?“, hatte ich gefragt. Der Muggelwetterbericht hatte für die Nacht einen Wetterumschwung mit Gewittern angekündigt. „Aber Liebling, ich bitte dich, schau doch mal den wolkenlosen Himmel an! Wo soll da ein Wetterumschwung herkommen?“ Ich hatte nichts mehr gesagt und das Zelt aufgebaut. Weil ich wie angewiesen den „Salvio Hex“ in beide Richtungen ausgeführt hatte, hörten die Muggel unser Lachen nicht, aber wir auch nicht das Donnernrollen und Brausen des steigenden Flusses. Erst als das Zelt aus der Verankerung gerissen wurde, merkten wir, was los war. Mehr instinktiv als mit Überlegung griff ich im letzten Moment nach meiner Kosmetiktasche, die wie immer in Reichweite über meinem Kopf hing, ehe Patrick mich am Handgelenk packte und mit mir auf das rettende Ufer apparierte.

„Liebling, konntest du nicht meinen Rucksack mit dem Proviant mitnehmen statt deiner albernen Kosmetiktasche?“

Ich antwortete nicht, denn ich hatte damit zu tun, meine Hände ruhig zu halten, während ich die Schnalle öffnete und meinen Zauberstab herausnahm. Gemeinsam riefen wir Patricks Rucksack zu uns, aber er bestand nur noch aus Fetzen; unser Essen war inzwischen sonstwo.

„Das macht nichts“, sagte ich und holte zwischen Tampons und Watte ein Döschen heraus, das mit „Intimcreme“ beschriftet war. „Unsere Reisekasse ist noch vollständig vorhanden.“

In Erinnerung an Patricks verdattert-schuldbewusstes Gesicht muss ich jetzt noch lachen.

Unwillkürlich entfährt mir aber auch ein Seufzer. Patrick war immer so stark und klug und wusste alles – ich glaubte oft, ohne ihn bekäme ich nichts auf die Reihe. Und doch bin ich ganz allein, nur mit Hilfe meines Zauberstabes, durch so viele fremde Welten gekommen, habe mich in verschiedenen Gesellschaften behauptet, Gefahren getrotzt, Freunde und Feinde unterscheiden gelernt...

Vor allem aber habe ich eines geschafft: selbständig zu denken und zu handeln. ICH KANN OHNE PATRICK MCGONAGALL LEBEN. Warum also sollte ich jetzt noch Selbstmord begehen? Eigentlich könnte ich nach Hause zurückkehren. Wenn ich es denn kann... Ich werde auf jeden Fall einen Weg suchen, aber jetzt muss ich ausruhen und schlafen. Schlafen...

Nach drei weiteren Marschtagen (oder waren es vier?) stehe ich zu Füßen des Wasserfalls. Er stürzt gut und gerne hundert Meter senkrecht herab in einen großen Teich mit felsigen Ufern. Ich mache mir keinerlei Gedanken, ob das Becken natürlichen Ursprungs ist oder nicht, sondern werfe mein Kleid ab, steige in das eiskalte Wasser und tauche unter.

Fantasien - 1

Fantasien und seine Bewohner stammen aus der „Unendlichen Geschichte“ von Michael Ende und einigen Ergänzungsbüchern, an die ich mich nur noch bruchstückhaft erinnere

Urplötzlich finde ich mich in einer Stadt wieder. Von meinen Haaren tropft Wasser auf mein Kleid. Wieso bin ich angezogen?

Um mich herum herrscht unbeschreiblicher Lärm, Automobile rasen hupend vorüber, Menschen rennen vorbei, manche rempeln mich an. „Hört denn das nie auf?“, stöhne ich unwillkürlich.

Das Einhorn mit den grünen Augen ruft mich.

Ich werde langsam verrückt. Vielleicht bin ich es schon. Hinter mir hupt es dreimal.

Ein hübscher junger Mann in einem Cabrio ruft mir etwas zu, das ich nicht verstehe. Der Kerl erinnert mich an Tom Riddle und ich spüre Panik in mir aufsteigen. Hinter dem Cabrio hupt ein Bus, der Cabriofahrer gibt Gas und rast mit aufheulendem Motor davon.

Die Leute in dem Bus starren mich an, zeigen auf mich. Auch auf dem Fußweg bleiben Menschen stehen und gaffen. Ich stehe barfuß, im Brautkleid und tropfnass in einer fremden Stadt.

„Hilfe!“

Ich renne los, will mich irgendwo verstecken. Doch die Haustüren haben keine Klinken, nur Knäufe. An der Ecke ist eine Buchhandlung. ‚Karl Konrad Koriander, Antiquariat‘ verkündet ein Messingschild. Die Tür ist offen. Aufatmend trete ich ein. Rauschende Stille umfängt mich. Ich atme tief durch.

Das Rauschen ist in meinen Ohren, hier ist sonst gar nichts zu hören, kein Verkehrslärm von draußen, kein Rascheln und Flüstern und Blättern von drinnen. Hier ist niemand. Es riecht nach Staub und alten Büchern und etwas, das ich nicht zuordnen kann.

„Hallo?“, rufe ich zaghaft und bekomme keine Antwort.

Vorsichtig mache ich ein, zwei Schritte. Mein Kleid raschelt, das ist das einzige Geräusch. Links und rechts sehe ich Regale voller alter Bücher. Ich unterdrücke den Wunsch, hinzugehen und zu lesen. Ich muss jemanden finden, der mir sagen kann, wo ich mich befinde. Aber hier ist niemand.

Der Ladentisch ist leer, die Kasse offen und auch leer. Hat hier jemand eingebrochen? Was soll ich jetzt tun? Die Polizei rufen? Das wäre das vernünftigste, aber es ist falsch. Die Lösung des Rätsels ist im Hinterzimmer. Genau dorthin gehe ich, obwohl ich weiß, dass man nicht einfach in fremde Hinterzimmer geht. Wieder einmal treibt mich diese unsichtbare, unbekannte Kraft. Ich weiß einfach, dass es richtig ist, was ich tue. Angst habe ich trotzdem.

Das Hinterzimmer ist genauso gespenstisch still wie der Laden vorn und vollkommen leer. Ein Durchgang führt weiter. Ich finde mich auf einer Wendeltreppe wieder. Langsam steige ich nach oben. Vielleicht geht es hier hoch genug hinauf, dass ich einen Überblick bekomme und mir überlegen kann, welche Richtung ich einschlagen muss.

Die Treppe endet oben in einem stockdunklen Raum mit vermauerten Fenstern. Bleibt nur der Weg zurück.

Ich drehe mich um. Vor mir steht das Einhorn mit den grünen Augen, winkt mit den Ohren und verblasst.

Im Dämmerlicht meines Zauberstabes steige ich tief hinunter, tiefer als ich hinaufgestiegen bin, aber die einzige Tür, die ich finde, führt nicht in den Laden zurück, sondern ins Freie.

Statt in einem grauen Großstadthinterhof finde ich mich in einer blühenden Landschaft wieder. Das Einhorn mit den grünen Augen ist hier nicht, das spüre ich.

Als ich mich umdrehe, um in die Großstadt zurückzukehren, ist die Tür verschwunden. Hinter mir steht ein runder Turm ohne Tür, nur mit einem offenen Fenster ganz oben. „Rapunzel, Rapunzel, lass dein Haar herunter!“, rufe ich halbherzig. Es war der falsche Zauberspruch. Auch „Sesam öffne dich!“ bringt die Tür nicht zurück. Das Schicksal will mich über die Wiese jagen. Ich habe es satt. Ich will heim nach Schottland.

Vom Turm weg führt ein Pfad, der kaum noch als solcher zu erkennen ist. Mir bleibt wieder einmal nichts anders übrig, als auf der Suche nach einer lebenden Seele durch eine fremde Gegend zu marschieren.

Es ist still hier. Kein Vogel zwitschert, kein Insekt summt. Die Sonne steht groß und hoch am tiefblauen Himmel, aber sie wärmt nicht. Die Atmosphäre ist drückend, bedrohlich. Nicht wie vor einem Gewitter.

Schlimmer, drohender, bedrückender. Das einzige Geräusch kommt vom Rascheln meines Kleides, wenn ich mich bewege. Sobald ich ruhig bin, herrscht Stille, tödliche Stille.

Ich folge dem Pfad, in der Hoffnung, dass er irgendwohin führt, wo vernunftbegabte Wesen leben. Die alte Verzweigung greift nach mir, ich denke wieder an eine Stelle, an der ich den nächsten Versuch unternehmen könnte, mich zu Tode zu stürzen. Obwohl mir klar ist, dass ich auch diesen Versuch überleben werde und den nächsten und den übernächsten und den überübernächsten. Eigentlich will ich ja leben.

Je weiter ich durch unbekannte Gegenden wandere, umso mehr habe ich das Gefühl, dass daheim noch eine unerledigte Sache auf mich wartet, eine gewaltige, aber lohnende Aufgabe.

Ich laufe den ganzen Tag durch eine bedrohlich stille Welt, bis ich endlich einen fruchttragenden Birnbaum finde, der passenderweise ein paar Schritte von einer in Stein gefassten Quelle entfernt wächst. Sonst gibt es keine Spuren menschlichen Lebens hier, nur diese Steine.

Das Wasser schmeckt bitter und die Birnen sind unreif, aber immer noch besser als gar keine Nahrung.

Ich richte mir ein Nachtlager in einer Kuhle oberhalb der Quelle ein und falle in den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Im Traum sehe ich das Einhorn. Es sieht mich aus smaragdgrünen Augen hoffnungsvoll an, dreht sich um und läuft davon. Ich will hinterher, doch ich kann nicht aufstehen. Falle in eine bodenlose Schwärze.

Ich erwache vor Kälte. Über dem Horizont geht gerade die Sonne auf. Die Welt um mich herum hat sich verändert. Wo gestern noch der fruchttragende Baum stand, ist jetzt nur noch ein nacktes Gerippe. Von dem Gras unter meinen Füßen sind nur ein paar dürre Halme übrig. Wo sich gestern Abend in der Ferne Berge türmten, gähnt nun drohende, kalte Schwärze.

Voller Schrecken apparriere ich zurück zu dem Felsentor, durch das ich irgendwann gestern gegangen bin. Weiter wage ich mich nicht. Nur gut, denn vor meinen Füßen zerbröseln die mächtigen Steine zu Sand. Und dahinter ist – nichts. Nichts.

Mein Herz klopft wild. Ich rase in magischen Sprüngen über das Land, bis ich entkräftet zu Boden plumpse und nicht mehr weiter kann. Mit letzter Kraft erklimme ich ein Felsplateau und sehe mich einem riesigen Tier gegenüber. Ich habe keine Kraft mehr zum Flüchten, nicht einmal zum Fürchten. So etwas habe ich noch nie gesehen. Es ist blütenweiß, hat ein zotteliges Fell wie ein Eisbär, aber einen langen Schwanz wie ein übergroßer Hund, auch die Schnauze sieht eher aus wie bei einem Hund. Doch die Augen sind die großen, runden, braunen Kulleraugen eines Kuscheltiers. Am verblüffendsten ist der Ausdruck dieser Augen: gutmütig und intelligent. Das Wesen dreht langsam den Kopf zu mir herum und sagt mit einer angenehmen, freundlichen Stimme zu mir: „Hallo Minerva!“

Das Wesen kennt meinen Namen! „W-wer bist du?“, stottere ich. „W-wo sind wir hier?“

Das Wesen knurrt und es klingt wie ein belustigtes, halb unterdrücktes Lachen. Es IST ein belustigtes Lachen. „Du würdest nie darauf kommen, auch wenn ich dich hundert Mal raten ließe. Wir sind in Fantasien und es ist nicht deine Geschichte, in die du hineingeplumpst bist. Du hast dich verirrt, Minerva, jawohl, das hast du. Aber du hast das Glück, mich zu treffen. Ich bin Fuchur, der Glücksdrache.“

„Glücksdrache?“, frage ich und komme mir plötzlich sehr albern vor.

Das Wesen Fuchur antwortet mit einem gutmütigen Brummen.

„Wieso bröseln hier alles weg?“, frage ich unwillkürlich. „Dort, wo ich gestern gelaufen bin, ist heute nur noch ein riesiges schwarzes Loch.“

„Es ist das NICHTS“, erwidert Fuchur ruhig. „Fantasien zerfällt ins Nichts, weil niemand mehr an Geschichten glaubt und deshalb niemand mehr die Kindliche Kaiserin beim Namen nennt. Aber sei unbesorgt, Bastian Balthasar Bux ist auf dem Weg. – Du darfst mir eine Frage stellen, wirklich nur eine.“

Der Glücksdrache rollt sich brummend zusammen.

Ich darf ihm noch eine einzige Frage stellen. Dabei fallen mir auf der Stelle fünf ein. Ich zerbreche mir den Kopf, welches wohl die wichtigste Frage ist und überlege, wie ich mehrere Fragen in eine packen kann.

Es wird kälter. Das Felsplateau unter uns bebt.

Was fragt man einen Glücksdrachen, wenn man kurz davor ist, ins Nichts zu fallen? Jetzt, wo ich mich entschieden habe, am Leben zu bleiben und nach Hause zu gehen. Ich darf nicht ins Nichts fallen.

Plötzlich weiß ich es. „Ich suche ein Einhorn mit smaragdgrünen Augen, das mir den Weg in meine Heimat zeigt. Weißt du, wo ich es finden kann?“

„Du hast deine Frage gestellt und du bekommst eine Antwort.“ Der Drache richtet sich auf und sieht mich

freundlich an. „Die Antwort lautet: Nein.“

Das Nichts bildet einen Klumpen in meinem Magen.

„Ich weiß nicht, wo dein Einhorn mit den smaragdgrünen Augen ist. Denn der Weg dorthin ist deine eigene Reise und diese Reise kannst nur du allein vollenden.“

Der Klumpen Nichts in meinem Magen wächst. Ein eisiger Finger greift nach meinem Herz.

Aus. Jetzt, wo ich endlich begriffen habe, was ich zu tun habe, kann ich es nicht tun, weil ich mich gleich in Nichts auflöse. Panik ergreift mich.

„Es ist deine eigene Reise, Trägerin des Smaragden des ewigen Pfades. Du allein musst sie vollenden, aber ein Stück weit kann ich dich tragen. Steig auf!“

Fantasien - 2

Die Fliegerei war noch nie mein Ding. Jetzt auf einem bepelzten Wesen ohne Flügel über zerbröselndes Gelände zu rasen, verursacht mir mehr als nur leichtes Unbehagen. Um uns herum wird es zunehmend dunkler, nicht einmal Sterne sind zu sehen. Unter uns reitet ein Indianerjunge auf einem weißen Pferd um sein Leben. Ich verliere ihn aus den Augen, als wir uns einer Stadt nähern, oder besser: den Resten einer Stadt; sie besteht nur noch aus Trümmerhaufen. Am Rand ragt ein hoher Turm auf, er scheint das einzige zu sein, was noch ganz ist. Der Glücksdrache dreht seinen Kopf und erklärt: „Das ist der Elfenbeinturm mit der Kindlichen Kaiserin.“

Es rumpelt, der Elfenbeinturm wankt, ein Stück löst sich vom Dach und kracht herunter. An einem Fenster sehe ich ein edel gekleidetes junges Mädchen mit schreckensbleichem Gesicht. Da ertönt von überall her der Ruf eines Jungen: „Mondenkind!“

Der Schrecken im Gesicht der Kindlichen Kaiserin wandelt sich in reine Freude. Und dann passiert etwas Merkwürdiges: Der Brocken, der vorher vom Dach des Elfenbeinturmes gefallen war, schwebt wieder hinauf und rückt knirschend an seinen Platz. Überall formen sich Häuser aus den Gesteinshaufen, umgestürzte Bäume richten sich auf und bekommen grüne Blätter, die Sonne scheint, es wird heller und heller.

Unter uns vollführt der Indianerjunge mit seinem Pferd einen Freudentanz. Fuchur saust zur Erde hinunter und steigt in atemberaubendem Tempo wieder auf. Ich selber fühle mich, als hätte ich eine zentnerschwere Last abgeworfen, so leicht und frei und froh. Ich jauchze, Fuchur lacht und auf einmal gefällt es mir, auf seinem Rücken zu sitzen.

Der Glücksdrache trägt mich über ein Gebirge. Dahinter erstreckt sich eine Wüste, die verflixt der ähnelt, durch die ich so lange gelaufen bin. Ich meine in der Ferne den Taleinschnitt mit dem Wasserfall zu erkennen und befürchte, dass Fuchur mich hier herablässt und dann die ganze Lauferei wieder von vorn beginnt. Das bleibt mir zum Glück erspart, wir überqueren eine weitere Bergkette. Dahinter breitet sich eine abwechslungsreiche Landschaft aus. Es scheint Zamonien zu sein, ich kann die sauberen Häuschen der Buntbärenkolonie sehen. Am Horizont entdecke ich die unverkennbare Silhouette von Buchhaim. Auf der Straße dahin ist ein Lindwurm unterwegs. Ist das etwa Hildegunst von Mythenmetz? Am Ende hat er sich doch wieder aufgemacht und zieht umher. Egal, ob es das Orm, von dem er dauernd redete, wirklich gibt oder nicht – was ihm fehlte, war auf jeden Fall die Inspiration. So, wie Mythenmetz lebte – ganz mit sich und seiner Fanpost beschäftigt –, kann ein Schriftsteller nichts Gescheites schreiben, ihm fehlten gänzlich die neuen Eindrücke, die die Fantasie des Schreibers beflügeln.

Wir nähern uns dem Meer. Auf einer Klippe hoch oben ist das Schiff von Käpt'n Blaubär zu sehen. Solches Seemannsgarn wie er kann einer nur spinnen, wenn er die Welt gesehen hat...

Während ich so über Hildegunst von Mythenmetz und Käpt'n Blaubär nachsinne, hat Fuchur mit mir das große Wasser überquert. Inzwischen befindet sich unter uns wieder festes Land, das mir vertraut und fremd zugleich vorkommt. Zu unserer Rechten steigt schwarzer Rauch aus einem hohen kegeligen Berg am Horizont, vorn droht groß und dunkel ein Gebirgszug, der von einem schwarzen Turm beherrscht wird. Fuchur knurrt: „Das ist kein guter Ort. Hier ballt sich Böses. Der Nekromant *) strebt erneut nach Macht.“

Der Glücksdrache dreht nach links ab. Die Bäume unter mir erinnern mich an Lothlorien, wo ich so lange krank darniederlag, den Tod herbeiwünschte und mich grämte, weil er nicht kam. Inzwischen bin ich froh, dass der Sensenmann ferngeblieben ist, das Leben an sich ist lebenswert und ich bin gewillt, aus meinem das Beste zu machen.

Wieder überqueren wir ein Gebirge. Dahinter erstreckt sich ein grünes, hügeliges Land. Ich sehe Felder und Wege, aber keine Häuser. Dann entdecke ich, dass die Bewohner ihr Zuhause IN den Hügeln haben. Sie sind alle ziemlich klein und gehen barfuß.

Der Glücksdrache scheint etwas zu suchen. Er fliegt tiefer und langsamer und zieht Kreise über dem Rand einer solchen Hügelsiedlung. „Ah, da ist er“ – anscheinend hat Fuchur gefunden, was oder wen er suchte, er schwebt jetzt so dicht über dem Erdboden dahin, dass seine Pranken beinahe das Gras berühren. Unter einem Baum liegt auf dem Rücken ein junges Kerlchen und schläft. Fuchur haucht ihn an und sagt halblaut: „Du kannst jede Menge Glück gebrauchen, denn du bist derjenige, der die Last tragen müssen.“

Da ertönen Rufe ganz in der Nähe: „Frodo! Frodo Beutlin, wo steckst du Nichtsnutz wieder?“

Der Rufer ist ein älterer, beleibter Herr, dessen Gesicht anzusehen ist, dass er nicht halb so böse ist, wie seine Worte vermuten lassen.

Fuchur steigt rasch höher, dabei berührt seine Schwanzspitze die Stirn des Schlafenden – Zufall oder Absicht?

Schnurgeradeaus fliegen wir, mitten durch einen Berg hindurch. Auf der anderen Seite bietet sich ein Anblick, der ein ungutes Gefühl in meiner Magenröhre auslöst: Ich sehe nichts als Straßenschluchten mit grauen, glatten Häusern und hastenden Menschen in grün und braun. „Hier hat sich wohl gar nichts geändert.“ Mir ist gar nicht bewusst, dass ich das laut ausgesprochen habe, aber Fuchur antwortet: „Oh doch, oh doch, da ändert sich einiges. Du bist dem Allerhöchsten entgegengetreten, hast dich nicht wie vorgeschrieben vor ihm auf den Boden geworfen und darum gebeten, seine Gespielin werden zu dürfen. Dein Duell mit ihm wurde beobachtet und aufgezeichnet und verbreitet. Das hat den Leuten gezeigt, dass er nicht allmächtig ist, zumal du seinen Stab zerbrochen hast und entkommen bist.“

Der Glücksdrache sinkt tiefer. „Setz dich gerade hin und halte dich nicht so krampfhaft in meinem Genick fest. Du fällst schon nicht herunter!“

Ich habe mich zwar inzwischen an das Fliegen auf dem wolligen Drachenrücken gewöhnt, aber freihändig sitzen? Eine Hand bleibt zur Sicherheit in Fuchurs Pelz.

Unglaublich, aber die Leute hier jubeln mir zu. Zaghaft winke ich zurück.

„Soll ich dich hier absetzen?“, fragt Fuchur. „Sie verehren dich, Trägerin des Smaragden des ewigen Pfades. Du könntest ihre Anführerin werden, die neue Allerhöchste.“

Die Vorstellung, wie ein Grüngekleideter meine schmutzigen Füße küsst, erfüllt mich mit Grausen.

„Nein!“, rufe ich laut, „Bring mich nach Hause!“

Schon zwischen wir über die Straße und tauchen unter der Brücke durch, von der ich glaube, dass es die ist, von der ich mich stürzen wollte. Was für ein Glück, dass der arme Irre das vor mir versucht hat – wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn sie mich gefangen hätten.

Fuchur gluckst leise. Kann der Bursche etwa meine Gedanken lesen?

„Natürlich!“ Er dreht sich um und grinst mich an. „Aber nach Hause bringen kann ich dich nicht, weil du nicht weißt, wo dein Zuhause ist.“

Schluck. Er hat Recht. Was ist mein Zuhause? Wo ist mein Zuhause? Das Dorf, in dem ich großgeworden bin? Dorthin würde ich gehen, wenn es noch existieren würde. Aber man hat eine große Straße gebaut und eine riesige Siedlung angelegt mit schmalen Sträßchen, die von winzigen Häuschen auf kleinen Parzellen und ewig langen Reihenhauszeilen gesäumt werden. Die Dorfleute haben ihre Felder und Güter verkauft und verlassen; was nicht weggerissen wurde, verfällt.

Die Waldhütte meiner Großmutter? Die war schon bei meinem letzten Besuch halb verfallen; außerdem liegt sie viel zu einsam.

Die Wohnung in London? Auf keinen Fall. Dort erinnert mich jedes kleine Stück an Patrick, ich fürchte, ich verfallende dort in stumpfsinnige Trauer. Außerdem war alles kaputt und inzwischen ist die Wohnung bestimmt geräumt worden, weil ich keine Miete bezahlt habe.

Wohin dann?

Falls es mir je wieder gelingt, nach London zu kommen, muss ich in unserem – nein, meinem Verließ bei Gringotts nachsehen, wieviel Geld noch da ist. Auch das habe ich vollkommen Patrick überlassen und er hat mir nie gesagt, wieviel in dem Verließ ist. Allerdings habe ich auch nie gefragt...

Das Land unter uns ist öde und leer. Baumgerippe und verfallene Hütten künden davon, dass es einst hier Leben gab. Da und dort kann ich Spuren gewaltsamer Zerstörung erkennen. Fuchur zieht Kreise und geht tiefer, als würde er etwas suchen. Das Gelände erscheint mir seltsam vertraut. „Das Blumenland!“, fällt mir ein. „Was ist passiert?“

„Die Leute haben sich erst gelangweilt, dann gezankt, verprügelt und beschossen, weil jeder der erste und mächtigste sein wollte.“

Ich denke an mein Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel und bekomme ein schlechtes Gewissen: „Habe ich das ausgelöst?“

„Nur beschleunigt“, antwortet Fuchur knapp, streckt sich, steigt hoch und fliegt weiter.

Es wird kalt und feucht; wir durchqueren eine Nebelwand. Fuchur knurrt: „Die Nebel von Avalon lichten sich auch nicht mehr, seit die da unten vergessen haben, was sie wussten, und nur noch leere Rituale zelebrieren statt der Göttin des Lebens und der Weisheit zu dienen. Du hast Glück gehabt, Trägerin des Smaragden des Ewigen Pfades. Du bist genau zum richtigen Zeitpunkt auf die richtige Weise den richtigen Weg gegangen, so hat sich dir die Göttin gezeigt.“

„Du weißt wohl alles, was?“

Ein leises Lachen gluckst in Fuchurs Kehle. „Das ist meine Bestimmung als fantasischer Glücksdrache.“ Er streckt sich, wir lassen die Nebel hinter uns. Ich kann kleine Dörfer erkennen und irgendwann eine riesige Stadt. London?

Da fällt mir etwas ein. Wenn ein fantasischer Glücksdrache alles weiß, dann könnte er auch... „Was ist dieser Smaragd des Ewigen Pfades, von dem du immer redest?“

„Wenn dir die Person, die dir den Ring gab, nichts gesagt hat, kann ich dir auch nichts sagen. Es ist ein Zauberring, und du musst selbst herausfinden, was er macht.“

„Also noch mehr laufen“, denke ich und Fuchur sagt: „Ja.“

Wir fliegen und fliegen, schon ist es dunkel. In der Ferne sehe ich etwas unregelmäßig blinken und ich brauche eine Weile, um zu begreifen, dass es das Meer ist.

„Halt!“, rufe ich, „Halt an und lass mich absteigen. Irgendwo dort unten werde ich meine Heimat finden.“

„Gut.“ Fuchur zieht ein paar Kreise und landet schließlich auf einer von Wald umgebenen Hügelkuppe.

„Lass uns die Nacht hier verbringen und uns ausruhen. Morgen früh geht dann jeder seiner Wege, ich kehre zurück nach Fantasien und du beginnst die letzte Etappe deiner Reise.“

Fuchur rollt sich zusammen, ich schmiege mich an seine Seite und schlafe sofort ein.

Als ich am nächsten Morgen erwache, bin ich allein. Gerade noch so sehe ich den Glücksdrachen in einer Wolke verschwinden.

*) So wird Sauron in „Der Hobbit“ bezeichnet.

Auf dem Weg nach Hause - 1

Nach dem Aufstehen laufe ich los, weil ich immer nach dem Aufstehen losgelaufen bin. Tief im Wald erst wird mir bewusst, dass ich weder weiß, wo ich mich befinde, noch wohin ich gehen muss. Hier zwischen den riesigen alten Bäumen ist es noch dunkel und still. Die Geräusche der Nacht sind verstummt, aber noch zwitschert kein Vogel. Um mich herum kann ich nur dicke, moosbewachsene Stämme erkennen, am Boden ragen vereinzelte helle Felsbrocken aus dem weichen, kalten, feuchten Moos. Ich setze mich auf einen und überlege, was ich tun sollte. Ich denke hin und her und komme zu keinem Ergebnis.

Irgendwie fühle ich mich beobachtet. Vorsichtig schaue ich mich um – und blicke in zwei smaragdgrün leuchtende Augen. Das Einhorn! Deutlich sehe ich vor mir das weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen. Aber es ist längst nicht so körperlich wie in meinen Träumen, es wirkt durchsichtig wie ein Geist. Es lächelt.

Wie kann ein Einhorn lächeln?! Bin ich nun doch verrückt geworden?

Ein inneres Gefühl treibt mich hoch, vorwärts. Moment mal! Diese Macht in mir kenne ich, die habe ich schon oft gespürt. Und mehr als nur einmal hat sie mich zu Dingen getrieben, die ich nicht wirklich tun wollte. Ich beiße die Zähne aufeinander und setze mich wieder auf den Stein. Mein ganzer Körper schmerzt und bebt, doch ich setze mich. Der Smaragd an meinem Ring beginnt grün zu glühen, er taucht den Wald um mich her in ein Licht, das geisterhaft und tröstend zugleich ist. Damals, als ich in dieser Höhle aufgewacht bin, bin ich zum Fluss hinunter gegangen und wusste, dass ich den richtigen Weg gewählt hatte, obwohl ich noch nie zuvor in dieser Gegend gewesen war. In der Wüste hatte mir ein grüner Lichtstrahl den Weg zu dem Teich gewiesen, durch den ich in eine andere, fremde, irrationale Welt geraten war, wo ich letztlich aber auf Fuchur traf, der mich hierher brachte. Hierher, das ist auf jeden Fall Großbritannien und das ist besser als alles andere. Wenn ich nur wüsste, was es mit diesem Smaragden des Ewigen Pfades wirklich auf sich hat! Wen könnte ich bloß fragen?

Mir fällt nur Albus Dumbledore ein. Der weiß so viel, er kennt Mysterien, von denen noch niemand sonst etwas gehört hat. Ich werde nach Hogwarts gehen, ihm den Ring zeigen und ihn fragen.

Das grüne Glühen verlischt, stattdessen führt ein smaragdener Strahl in den Wald hinein. Ein paar Schritte weg, so dass ich es gerade noch sehen kann, wartet das Einhorn auf mich. Ich weiß, dass ich dem Strahl folgen muss, er wird mich direkt nach Hogwarts bringen.

Hm, eigentlich wollte ich erst nach London, um in Gringott's in dem Verließ nach meinem Geld zu sehen. Der Strahl ändert ein klein wenig die Richtung. So ist das also! Wenn ich ein Ziel habe, aber den Weg nicht weiß, führt mich der Strahl. Das Einhorn nickt.

Kein Wunder, dass ich so durch die verschiedenen Welten geirrt bin – ich hatte einfach kein Ziel für meine Wanderungen.

Für einen Moment kommt mir der Gedanke, nach London zu apparieren, aber ich verwerfe ihn wieder. Es ist besser, meine Reise zu Fuß zu vollenden.

Der Wald ist verzaubert. Die Kronen der riesigen uralten Bäume sind ineinander verflochten, darunter herrscht grüne Dämmerung. Ich kann kaum meinen grünen Leitstrahl erkennen. Es ist still; nur ganz selten ruft ein Vogel, dann und wann knackt ein Ast unter meinen Füßen.

Meiner Erschöpfung und meinem Hungergefühl nach zu urteilen, muss es längst Mittag sein, als ich einen Hügel hinauflaufe. Oben lichtet sich der Wald, ich kann nach dem Sonnenstand sehen – Mittag ist schon ein Weilchen vorbei. Auf der Kuppe des Hügels wachsen weniger Bäume, dafür liegen hier jede Menge große Brocken herum, einige stehen hochkant und bilden ein Oval. Eine Handvoll Eiskugeln rinnt mir den Rücken hinab – war hier einst eine Burg? Oder eine Opferstätte? Ich spüre Magie, die Luft knistert beinahe. In der Mitte des Ovals ist eine Feuerstelle zu erkennen, ringsum wurden mittelgroße Sitzsteine gelegt. Beides gibt es noch nicht so sehr lange, ich kann hier und da noch Spuren erkennen, wo die Steine entlang gerollt wurden.

Ächzend plumpse ich neben der Feuerstelle ins Gras und raste. Während ich an der kalten Kaninchenkeule herumknabbere, die von der letzten Mahlzeit übrig geblieben ist, lausche ich und sehe mich unentwegt um, denn ich habe das Gefühl, dass ich nicht allein bin an diesem Ort. Irgendwer beobachtet mich.

Schließlich verstaue ich den Knochen in meinem Beutel. Ich wage nicht, ihn einfach wegzuworfen oder einzugraben. Irrational, dieses Gefühl, ich weiß, aber ich kann mich nicht dagegen wehren.

„Kraah!“

Ich zucke zusammen. Ein Kolkrabe sitzt auf einem der stehenden Steine und schaut mich an. Als ich aufstehe, fliegt er weg. Was hat das zu bedeuten? Sind Raben nicht Unglücksboten?

Im Laufschrift renne ich den Hügel hinunter, je mehr Strecke ich zwischen mich und diesen Platz bringe, umso besser ist es.

Ohne anzuhalten marschiere ich durch den Wald, bis ich an einer Schlucht stehe. Die Gegend kommt mir bekannt vor und wieder rutschen Eiskugeln auf meinem Rücken herum. Ich stehe genau gegenüber der Stelle, an der alles begann, an der Schlucht ohne Wiederkehr. Ich bin zurückgekehrt. Lebendig. Und ich verspüre überhaupt keine Lust mehr, hinunter zu springen. Wer weiß, wo ich diesmal aufwachen würde. Noch so eine Reise durch fremde Welten mag ich nicht machen. Ich werde mir eine Bleibe suchen, ein zu Hause schaffen.

Ich hole tief Luft, konzentriere mich und apparriere. Die Landung ist weich, es fühlt sich an wie Moos unter den Füßen. Es ist Moos, ich habe es geschafft, bin auf der anderen Seite. Drei Schritte neben mir meine ich den Stein zu erkennen, von dem ich damals gesprungen bin. Kam mir damals die Tiefe der Schlucht, das Tosen des Wassers an ihrem Grund, verlockend vor, finde ich es heute beängstigend, furchteinflößend, toddrohend – und renne, renne, renne weg. Weit komme ich nicht, in dem feuchten Wald kriege ich nicht genug Luft. Keuchend bleibe ich stehen, beuge mich vor. Etwas piekt mich in die Seite. Mein Zauberstab, natürlich. Vielleicht...Einen Versuch ist es wert. „Accio Rucksack!“

Tatsächlich kommt der Rucksack mit meinen Sachen angeschwirrt. Alles ist unversehrt, sieht aus, als wären nur Minuten vergangen, seit ich ihn abgelegt habe und nicht Monate. Unterhemd, Bluse, Jacke, Hose, alles riecht ein sogar bisschen nach frischer Wäsche. Ich ziehe mich um, packe das Brautkleid ein. Nach kurzer Überlegung binde ich die schweren Wanderstiefel – sie sind frisch geputzt – außen an den Rucksack. Ich habe mich so ans Barfußlaufen gewöhnt, dass ich beschließe, auch den restlichen Weg ohne Schuhe zurückzulegen.

Auf dem Weg nach Hause - 2

Es ist kein Menschendorf, das das tröstliche Licht in die Dunkelheit sendet. Es ist eine Koboldsiedlung und der helle Schein kommt von ihren Schmiedefeuern. Rege Betriebsamkeit herrscht, junge und alte Kobolde laufen herum und reden durcheinander.

„Er wird es nicht bekommen, es gehört uns.“ – „Er will es mit Gewalt nehmen.“ – „Wir verstecken es und sprechen Zauber darüber.“ – „Dazu müssten wir es erst einmal in der Hand haben.“

Wieso sprechen Kobolde Englisch? Normalerweise reden sie doch Koboldogack, wenn sie unter sich sind, oder?

Wie ein Blitzstrahl fährt mir eine Erkenntnis ins Hirn.

Für einen Moment stehe ich da wie vom Lähmfluch getroffen und kämpfe mit der Gedankenflut in meinem Kopf. Dann setzt mein Handlungsvermögen wieder ein und ich ziehe mich ganz, ganz vorsichtig zurück. Abgesehen davon, dass man Kobolde nicht in ihren Heimstätten aufsucht, geht man aufgeregten Kobolden besser aus dem Weg. Und diese hier sind sehr aufgeregt...

Sicherheitshalber bringe ich eine Hügelkette zwischen mich und die Kobolde. Erst dann wage ich es, das Nachtlager herzurichten und ein Feuer zu machen.

Meine Glieder sind erschöpft von dem langen Tagesmarsch, doch mein Geist ist hellwach und läuft auf Hochtouren. Ich betrachte den Ring an meinem Finger. Patrick hatte einst gesagt: „Großmutter wollte mir noch etwas dazu erzählen, aber mehr als ‚Der Ring hat‘ konnte sie nicht mehr sagen...“ Was ist das für ein Zauberding?

Nachdenklich drehe ich den Ring. Das schattenhafte weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen kommt herbei und legt sich auf der anderen Seite des Feuers nieder, den Blick auf mich gerichtet. Ist das so? Ich drehe den Ring in die andere Richtung. Das Einhorn steht auf und verschwindet im Wald, doch ich spüre, dass es immer noch in meiner Nähe ist. Ich drehe den Ring wieder links herum, das Einhorn kommt herbei. „Ich bin immer bei dir, aber ich zeige mich nur, wenn ich mich zeigen will“, vernehme ich eine sanfte Stimme in meinem Kopf – dieselbe Stimme, die ich schon so oft im Traum gehört habe. So weit, so gut. Ich bin also nicht ganz verrückt.

Punkt zwei: Die Sprache. Ich habe mir keinerlei Gedanken gemacht, warum ich immer und überall verstanden habe, was gesagt wurde, bin nicht einmal stutzig geworden, als sich in Lothlorien bei den Elben der graue Zauberer darüber wunderte, dass ich die Elbensprache sprach. Die Orks habe ich verstanden und auch die Kobolde. Dabei sprechen Kobolde Englisch nur ungern und nur dann, wenn sie mit Menschen zusammen sind. Untereinander reden sie immer, immer, immer Kobolodogack, das kein Zauberer je beherrschte. „Also macht der Ring, dass man alle Sprachen der Welt versteht und spricht?“, sagte ich halblaut und in meinem Kopf ertönt die Antwort des Einhorns: „Alle Sprachen, sogar Parsel, auch wenn du kein Parselmund bist.“

Gut zu wissen.

Nächster Punkt: Dass der Ring mir Trost spendet, wenn ich keinen Weg weiß und dass er mir mit einem Lichtstrahl die Richtung zeigt, wenn ich ein klares Ziel habe, habe ich schon eher begriffen. Bleibt nur noch die Frage, ob es der Ring war, der verhindert hat, dass ich mich in den Tod stürzen konnte. „Was sonst“, sagt das Einhorn sanft und geduldig. Das hätte es mir eher sagen können!

„Nein. Du musstest selbst darauf kommen.“

Ich glaube, etwas in der Art hat der Glücksdrache auch gesagt.

Am Ende war es gar nicht meine eigene Widerstandskraft, die mich das Duell mit dem Allerhöchsten hat überleben lassen, sondern die Kraft des Ringes? Hat der Ring mich den Angriff der schwarzen Gestalten überleben lassen, diesen Überfall, mit dem alles begann?

„Ja.“

„Dann hat der Ring auch dafür gesorgt, dass ich Sarumans Krankheitszauber überlebt habe?“

„Die Elben haben sich geirrt. Es war kein Zauber, der dich krank gemacht hat, sondern der giftige Stachel einer Pflanze. Dagegen ist der Ring machtlos. Allein Legolas' Wärme hat dich gerettet.“

„Galadriel hätte ihn nicht fortschicken dürfen. Legolas hat es nur gut gemeint, zwischen uns war nichts.“

„Sie hat Legolas nicht deinetwegen weggeschickt. Sie hat ihn nur an einen Auftrag erinnert, den er von

seinem Vater bekommen hatte.“

Upps!

Ein glucksendes Lachen ertönt, das mich sehr an das Geräusch erinnert, welches ein kuscheliges Pelztier von sich gegeben hat.

„Bilde dir nur nichts ein! Die Elben haben dich längst vergessen.“

Wieder gluckst es in meinen Gedanken.

„Wer hat dafür gesorgt? Du oder Fuchur?“

„Unwichtig“, murmelt das Einhorn schläfrig. Ich werde plötzlich sehr müde.

Gähmend und mit bleischweren Gliedern krieche ich in meinen Rucksack. Mit den Zehen berühre ich etwas kühles, hartes – und fördere meine Uhr zu Tage. Ein merkwürdiges Gefühl überkommt mich. Monatlang, jahrelang habe ich ohne Uhr gelebt, habe es nicht für nötig gehalten, nach der Zeit zu sehen – der Stand von Sonne und Mond genügte mir. Und jetzt auf einmal bin ich froh, meine Zeit wieder in Stunden und Minuten einteilen zu können. Ich muss nur einen Blick auf eine andere Uhr werfen. Morgen.

Im Augenschließen erkenne ich ein grünes Lichtband zwischen den Augen des Einhorns und dem Smaragd an meinem Ring. Eins muss ich doch noch versuchen. Einem raschen Entschluss folgend ziehe ich den Ring ab. Es kostet mich ziemliche Überwindung und kaum hat das Zauberding meinen Finger verlassen, überfällt mich kalte Panik. Ich fühle mich einsam, bedroht und verlassen. Die Geräusche des nächtlichen Waldes bohren sich überlaut durch meine Ohren ins Gehirn. Schlagartig wird es zehn Grad kälter und ich fange an zu zittern.

Bebend stecke ich den Ring wieder an, kaum sitzt er an seinem Platz, ist alles, wie es vorher war: das Einhorn liegt mir gegenüber am Feuer, ich fühle mich behütet und sicher, mein Rucksack ist geräumig und gemütlich warm.

Mit einem Seufzer rutsche ich ganz hinein und gleite hinüber ins Traumland.

Ich habe gut geschlafen, fühle mich ausgeruht und frisch. Das Einhorn ist nicht zu sehen, aber ich weiß, dass es da ist.

Als ich meinen Schlafsack ausschüttle, um ihn wieder zu dem Rucksack werden zu lassen, der er eigentlich ist, plumpst ein schwarzes Beutelchen ins Gras. Meine Geldbörse ist das und so viel Muggelgeld darin, dass ich mir Essen kaufen kann, bis ich nach London komme und zur Bank gehen kann. Heute Morgen muss ich noch mit Wurzeln, Beeren und einem dicken Steinpilz vorliebnehmen.

Ich schlage den Weg ein, der in das nächste Muggeldorf führen müsste und wundere mich, dass ich schon am Nachmittag dort eintreffe. Damals, auf dem Hinweg, habe ich viel länger gebraucht, oder? Jedenfalls bin ich nicht mehr allein. Auf dem Wanderweg, in den mein Pfad mündet, sind ein paar junge Männer unterwegs. Einer von ihnen sieht auf die Uhr. „Fünf vor vier!“, ruft er erschrocken, „Der Bus!“ Und schon rennen sie los, nur einer bleibt zurück. An der Einmündung treffen wir uns. „Wenn Sie den Bus noch kriegen wollen, müssen Sie die Beine in die Hand nehmen“, meint er freundlich.

„Danke. Ich brauche keinen Bus, ich will laufen.“

Ob ich will oder nicht, wir gehen die letzten Meter zusammen. Das Dorf wirkt verlassen, nur auf der Liegewiese hinter dem Hotel sonnen sich ein paar Urlauberinnen. Der Bus kämpft sich am Horizont den Berg hinauf.

Zum Glück hat der Laden offen und ich kann mich mit Proviant eindecken. Wenn ich sparsam einkaufe und kein Geld für Übernachtungen in Herbergen verschwende, reicht meine Barschaft wirklich bis London. Es ist ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, wo man sich befindet und im Notfall auch weitere Strecken apparieren zu können.

Am Dorfausgang treffe ich den jungen Mann wieder, der mit einer Fotokamera hantiert und den originellen Wegweiser ablichtet. Von hier aus geht es in alle großen Städte der Welt: Peking, Moskau, Rom,... und eben auch London. „Na, wohin laufen Sie denn? Peking?“

Ein bisschen gegen meinen Willen muss ich lächeln. „Ich begnüge mich mit London. Und Sie?“

„Ich auch.“

„Muss das sein?“, denke ich und frage: „Ernsthaft? Sie wollen wirklich nach London wandern?“

„Ja. Ich wohne in einem Vorort von London. Und weil ich immer noch nicht weiß, was ich mit meinem Leben anfangen will, laufe ich hin. Wissen Sie, in meinem Leben ist einiges schief gegangen, und ich muss ganz neu anfangen, weiß aber noch nicht, wie und womit. Es ist – wie nennt man das – eine Pilgerreise. Eine

Pilgerreise zu mir selbst, verstehen Sie?“

„Nur zu gut“, rutscht es mir heraus, „Ich mache genau das gleiche, suche zu Fuß nach einem Weg in die Zukunft.“

Er lacht und stellt sich mir als John vor. „Gehen wir ein Stück gemeinsam.“

Das beruhigt mich ein wenig. Er hat nicht gleich gesagt: „laufen wir zusammen nach London.“

Am Abend verabschieden wir uns und wünschen uns gegenseitig alles Gute. John will in das nächste Dorf gehen und in einer Pension übernachten, ich ziehe die Freiluftvariante vor. Er versucht glücklicherweise nicht, mich zu überreden oder gar die Übernachtung zu spendieren. Ich will zu nichts verpflichtet sein.

Später am Abend, als ich im Schlafrucksack liege, wundere ich mich über ein sehnsuchtsvolles Ziehen in Brust und Bauch und ich kann eine Weile nicht einschlafen. Die ganze Zeit war ich mehr oder weniger allein, und jetzt auf einmal fühle ich mich einsam? Monatelang – oder waren es Jahre? – habe ich die Nächte allein verbracht (die Nächte mit Legolas zählen nicht, die habe ich nicht bewusst wahrgenommen und ein Mäuserich gilt nicht als Bettgenosse). Und nun hätte ich gar nichts dagegen, mit einem wildfremden Wanderer zu kuscheln? Oder mehr zu tun?

Um die Mittagszeit raste ich im Schatten einer Buche. Kein menschengemachter Laut ist zu hören. Ich lausche dem Gesang der Vögel, dem Zirpen der Grillen und dem Murmeln eines Bächleins in der Nähe, lasse meine Augen über die Landschaft schweifen, finde alles wunderschön und wundere mich, dass ich es beinahe fertiggebracht hätte, auf das alles zu verzichten.

Da kommt ein Wanderer des Weges. Es ist John und ich habe nichts dagegen, dass er sich zu mir setzt und mir einen Apfel anbietet. „Keine Angst, der ist nicht vergiftet“, sagt er mit einem verschmitzten Lächeln, das mir einen verlangenden Schauer über den Rücken laufen lässt.

„Ich bin ja auch nicht Schneewittchen“, entgegne ich und beiße demonstrativ in die rote Seite.

„Wie war deine Nacht?“, fragt John beiläufig, so wie vielleicht ein heimkommender Ehemann die Frau fragen würde, wie ihr Tag war.

„Ganz gut“, antworte ich leichthin, „Ein bisschen kühl, aber es war auszuhalten.“

„Dann hattest du es wahrscheinlich besser als ich. Der Gasthof war laut und schmutzig, das Essen ekelhaft. Und überteuert war es dazu.“

„Oh“, entfährt es mir. „In die Versuchung komme ich gar nicht erst, meine Reisekasse ist so leer, dass ich mir keine Herberge mehr leisten kann.“ Hilfe, warum erzähle ich das? Minerva, du bist verrückt!

„Bei mir ist nicht nur die Reisekasse leer“, antwortet John ernsthaft, „ich muss mir in London dringend Arbeit suchen.“

„Ich auch.“ Und schon sind wir mitten in einem Gespräch über Traum- und Alptraumberufe. Während wir reden, entsteht vor meinen Augen ein Bild: Ein großes Schloss auf einem Hügel an einem See, das Ganze umgeben von dunklen Wäldern und hohen Bergen.

Hogwarts.

„Ich liebe alte Bücher“, höre ich mich sagen, vor meinen Augen steht die Verbotene Abteilung der Hogwarts-Bibliothek. „Vielleicht lasse ich mich zur Buch-Restauratorin ausbilden.“

Als die größte Hitze vorbei ist, machen wir uns in stillem Einverständnis gemeinsam auf den Weg. Keiner von uns sagt ein Wort und so hänge ich bald wieder meinen Gedanken nach. Meinem Reisegefährten ergeht es nicht anders, wie ich bei einem raschen, verstohlenen Blick feststellen kann.

Ich frage mich, wie lange es her ist, seit ich aus dem Bus gestiegen und in den Wald gelaufen bin, um mich kopfüber in den Tod zu stürzen – ein sinnloses Unterfangen, wenn man den Smaragden des Ewigen Pfades trägt. Was hätte ich getan, wenn ich damals schon gewusst hätte, was der Ring macht? Ihn weggeworfen? Ganz bestimmt nicht, er stammt doch von Patrick! Aber wäre ich gesprungen, wenn ich gewusst hätte, dass mit dem Sprung eine Odyssee durch verschiedene Parallelwelten beginnt? Wäre meine Neugier so stark gewesen? Müßige Überlegungen, es ist nun einmal so passiert, wie es passiert ist. Nur: wie lange war ich unterwegs? Als ich meine Reise begonnen habe, war gerade Frühling geworden, jetzt herrscht anscheinend Hochsommer. Ich wage nicht, John danach zu fragen, denn dann müsste ich ihm von meinen fantastischen Reisen erzählen.

Eine Kleinstadt, die wir am späten Nachmittag erreichen, lassen wir links liegen und laufen noch zwei Stunden, ehe wir in einer baumbestandenen Senke, in der ein glasklarer Bach einen Teich bildet, einen

Rastplatz finden.

Jetzt habe ich ein echtes Problem. Mein scheinbar prallgefüllter Rucksack enthält außer dem bisschen Essen weiter nichts als eine Garnitur Wechselwäsche und mein Brautkleid. Ich habe keine Decke bei mir, keinen Schlafsack und erst recht kein Zelt. Wozu auch, ich bin ja eine Hexe. Doch nun bin ich mit einem Muggel unterwegs in Großbritannien und hier gilt das Geheimhaltungsgesetz. Ich darf also in Johns Gegenwart nicht zaubern oder ich muss nach jeder Hexerei in seinem Gedächtnis die Erinnerung daran löschen. Letzteres ist nicht ungefährlich, vor allem, wenn man es innerhalb kurzer Zeit öfter tut.

John verspürt anscheinend ein dringendes Bedürfnis, er wirft seinen Rucksack hin und verkriecht sich ins Gebüsch. Das gibt mir die Gelegenheit, aus Steinen und trockenen Blättern alles Notwendige zu zaubern. Damit alles in den Rucksack passt, muss ich das Brautkleid zu einem kleinen Päckchen zusammenfalten.

Hoffentlich habe ich nichts Wichtiges vergessen, John kommt zurück. „Wollen wir Feuer machen?“, fragt er in neutralem Ton.

Ich erschrecke. An Zündhölzer und dergleichen habe ich überhaupt nicht gedacht. Wie man Zündhölzer zusammenhext, weiß ich gar nicht. Holz sammeln musste ich auch nie, das Feuermachen war bei mir immer mit ein paar Zauberstabschwüngen erledigt.

John klappt den Spaten auf, den er am Rucksack befestigt hatte, und bereitet den Feuerplatz vor. Ich gehe Holz sammeln, zum ersten Mal, seit ich unterwegs bin. Geschickt türmt John die Äste auf, er macht so was nicht zum ersten Mal. Mit ein paar trockenen Blättern und einem Zündholz – er hat eine ganze Schachtel voll, zum Glück – bringt er das Feuer zum Brennen. Wir setzen uns einander gegenüber und packen das Essen aus.

In der Nacht liege ich wach, betrachte die Sterne und verzehre mich vor Sehnsucht nach ein bisschen Körperwärme. Legolas, wo bist du jetzt? Ich weiß nicht einmal, ob er mich wirklich berührt hat oder einfach nur neben mir gelegen; ich erinnere mich nur an das wohlige Gefühl der Geborgenheit, das er mir gab. Wenn ich die Wahl hätte und noch einmal jemanden besuchen dürfte von den Leuten, die ich auf meinen Wanderungen getroffen habe, würde ich zu den Elben gehen.

Ich drehe mich mit dem Gesicht zu den Resten unseres Feuers. John hat die Augen auch offen, er schläft ebensowenig wie ich. Sehnt er sich auch nach jemandem?

Er sieht mich an und schweigt. Hinter ihm steht mein Begleiter, das weiße Einhorn, und wacht mit smaragdgrünen Augen über uns.

Ich hebe meine Decke an und bedeute John, herüberzukommen.

„Wirklich?“, fragt er.

„Komm schon, und wärme mich ein bisschen“, fordere ich ihn auf.

„Ich weiß nicht... Wir kennen uns ja kaum.“

„Du musst nicht. Aber ich würde mich freuen. Ich bin einfach zu lange alleine gewesen.“

Nach einer Weile entschließt er sich doch, zu mir zu kommen. „Das verpflichtet zu nichts“, sage ich und meine es auch so. „Mein Mann ist tot und ich bin noch lange nicht bereit für eine neue Bindung. Aber ein bisschen Wärme tut trotzdem gut.“

Das Einhorn ist noch da. Unauffällig drehe ich meinen Ring. Das Einhorn grinst mich an und geht beiseite. Hat dieses Einhorn, dieser Schatten, jetzt wirklich GEGRINST?

Auf dem Weg nach Hause - 3

Wir erreichen London eher als gedacht, nicht zuletzt, weil mich der grüne Strahl auf dem kürzesten Wege führt.

Ohne dass wir noch ein Wort darüber verloren haben, sind wir zusammen weitergegangen, schweigend, solange wir liefen und angenehm plaudernd, wenn wir rasteten. Wir konnten es uns leisten, nachts unachtsam zu sein, denn ich habe heimlich um jeden Rastplatz einen Schutzzauber gelegt, außerdem war das Einhorn da.

In weniger als einer Stunde werden wir einander versprechen, uns nie wiederzusehen. Dann geht jeder seiner Wege und das ist gut so, denn weder war John ehrlich zu mir noch ich zu ihm.

Gestern Abend hat John mich gefragt, ob ich auch auf der absoluten Trennung bestehen würde, wenn er der Kronprinz wäre.

„Dann erst recht“, habe ich geantwortet, „ich könnte mir vorstellen, dass die Gemahlin des Kronprinzen ziemlich unter der Fuchtel der königlichen Schwiegermutter steht.“

John hat nur gelacht und das Thema gewechselt.

Der Kronprinz ist er mit Sicherheit nicht, dafür ist er zu alt. Aber ich bin sicher, dass John – wenn das wirklich sein Name ist - der Sohn eines wohlhabenden Adligen oder Industriellen ist. Wie sonst wäre zu erklären, dass er eine große Wohnung samt Dienstmädchen sein eigen nennt?

Was mich betrifft – es ist nach wie vor verboten, einem Muggel den Zauberstab zu zeigen, bevor man offiziell mit ihm verlobt ist. Und eine neue Ehe ist genau das, was ich mir absolut nicht vorstellen kann.

Wir haben bereits die ersten Vororte der Hauptstadt erreicht, auch wenn es hier noch ziemlich ländlich zugeht und Hühner auf der Straße scharren. Nachdem ich mit dem linken Fuß in einen Kuhfladen getreten bin, wasche ich mir die Füße und hole die Schuhe hervor.

Wie verabredet laufen wir noch bis zur ersten großen Kreuzung gemeinsam, dann reichen wir uns die Hände, sagen „Mach´s gut“ und gehen in verschiedene Richtungen. Mir tun schon die Füße weh, ich apparriere in die Nähe vom „Tropfenden Kessel“. Das rostige Wirtshauschild hängt noch an Ort und Stelle. Ich trete ein und sehe mich um. Hier hat sich gar nichts verändert. Die Kneipe ist voller Lärm und Leute. Ist das nicht Abraxas Malfoy, dort in der Ecke? Er redet mit einem Mann, der nicht aussieht, als würde ich ihm gern nachts in einer engen Gasse begegnen. Abraxas schaut zu mir herüber, ich nicke ihm zu, aber er tut so, als würde er mich nicht erkennen. Hastig wirft er Münzen in einen Beutel und schiebt ihn dem Kerl zu. Malfoy macht also immer noch heimliche Geschäfte mit der Unterwelt. Soll er, ich habe nichts mit ihm zu schaffen, auch wenn er ein Vetter dritten Grades ist.

„He, passen Sie doch auf!“ Um ein Haar wäre ich mit dem Wirt zusammengestoßen. „Tom? Bist du das oder träume ich?“

„Minerva! Tatsächlich, Minerva Mulciber gibt sich die Ehre! Wo hast du nur gesteckt in den vergangenen drei Jahren? Hättest ruhig zur Einweihungsfeier kommen können!“

„Ist ´ne lange Geschichte, Tom. Ich erzähle sie dir später, jetzt habe ich einiges zu erledigen.“

„Aber wirklich kommen! Universumsforscherehrenwort?“

„Universumsforscherehrenwort!“

Universumsforscherehrenwort – wie kindisch! Und wie rührend. Keinem haben die „Erforscher des Universums“ so viel bedeutet wie Tom. Keiner wurde so verspottet und gehänselt wie der bucklige Wirtsohn und fast alle haben gelacht, als er um Aufnahme in unseren Geheimbund bat. Patrick, der im Prinzip der Anführer der Gruppe war und von dem Tom überhaupt von deren Existenz erfahren hatte, wollte Tom Peterson gar nicht erst zu den Proben zulassen. Doch in unseren von allen unterschriebenen Statuten stand, dass jeder mitmachen durfte, der von der Gruppe wusste und die Aufnahmeprüfungen bestand. Dies war das erste und leider auch letzte Mal, dass ich Patrick widersprochen und mich widersetzt habe, was er mir ziemlich übelnahm. „Ich hätte nicht gedacht, dass Du mir in den Rücken fällst“, sagte er zornig.

„Wieso falle ich dir in den Rücken? Die Statuten stammen hauptsächlich von dir und du selber hast festgelegt, dass jeder aufgenommen werden muss, der darum bittet und die Proben besteht.“

„Aber doch nicht der krumme Tom! Was soll der uns schon nützen?“ Patrick schnaubte verächtlich.

Ich war ziemlich wütend. „Tom ist krumm und bucklig, aber schlau und mutig. Oder könntest du

seelenruhig im Verbotenen Wald schlafen, wenn ringsum Werwölfe heulen? Keiner kriegt solche Schutzzauber hin wie Tom Peterson.“

Wir haben uns noch ein kleines bisschen gezankt und drei Tage nicht mehr miteinander geredet. Dann habe ich um Schönwetter gebettelt und musste Patrick versprechen, seine Autorität nicht noch einmal zu untergraben. Wäre ich damals nur hellhörig geworden!

Patrick widersprechen, meine eigene Meinung äußern – hätte ich das nur öfter getan!

Ich hasse Sätze mit „hätte“.

Bei Gringott's sieht es so aus wie eh und je. Griesgrämig dreinschauende Kobolde hocken hinter den Schaltern. Fröhlichkeit und Freundlichkeit sind Dinge, die der Natur von Kobolden widersprechen. Sie singen nicht und sie tanzen nicht, aber sie machen eine Art Musik, indem sie sich mit ihren Schmiedearbeiten im Kreis setzen und nach einem komplizierten Muster rhythmisch klopfen. Außerdem erzählen sie Geschichten aus alten Zeiten, doch das tun sie nie in Gegenwart von Nicht-Kobolden und so ist es nicht verwunderlich, dass weltweit nicht eine einzige Übersetzung einer Kobold-Legende existiert.

Dies alles weiß ich von meiner Mutter, die das Wesen der Kobolde erforscht hat, ehe sie heiratete. Überhaupt wusste Mom sehr viel über magische Geschöpfe, sie zu studieren war ihre Leidenschaft. Erst waren es Hauselfen, dann Zentauren, die sie beobachtete und schließlich die Kobolde. Mutter brachte uns bei, alle Wesen zu achten, selbst die Kaninchen, deren einzige Bestimmung es war, als Braten auf unseren Tellern zu landen.

Ganz besonderen Wert legt Mom auf den freundlichen Umgang mit Hauselfen. Wie sagte sie doch immer? „Es ist im Wesen der Hauselfen begründet, dass sie jeden Befehl ihres Meister befolgen müssen. Doch man vergibt sich nichts und gewinnt unglaublich viel, wenn man seinen Befehl als Bitte formuliert.“

Mit dieser Meinung war meine Mutter eher die Ausnahme als die Regel. Wenn ich nur an Dolores Jane Umbridge denke! Die trietzte die Hogwarts-Hauselfen mehr als im alten Amerika die Sklaventreiber ihre Sklaven. Das sagte zumindest Professor Dumbledore. Er verbot den Hauselfen, sich um die Sachen der Umbridge zu kümmern, worauf diese giftete – das habe ich zufällig selbst gehört: „Wenn ich erst Zaubereiministerin bin, ändere ich die Gesetze!“ Mit etwas geringerem als Zaubereiministerin als Berufswunsch fing dieses machtgierige kleine Biest gar nicht erst an.

Ich folge dem Bankkobold zur Verließbahn. Ein Wagen ist gerade herangerollt und heraus steigt – Dolores Jane Umbridge. Sie ist aufgetakelt wer weiß wie sehr, das Haar onduliert mit einem Schleifchen darin, geschminkt wie eine Nutte und trägt immer noch schweinchenrosa. Überheblich grinsend mustert sie mich von oben herab. „He, Mulciber, bist du unter die Landstreicher gegangen?“

Sofort ist die alte Feindschaft wieder da, die nicht nur darauf basierte, dass wir verfeindeten Häusern angehörten. Ich weiß nicht wie oft ich in meiner Zeit als Schülersprecherin Auseinandersetzungen mit Umbridge hatte, wenn die falsche Schlange versuchte, andere für Dinge bestrafen zu lassen, die auf ihr eigenes Konto gingen.

„Ooch, ich habe frei und komme gerade von einer langen Wanderung. Und du Dolly, was macht deine Karriere?“

„Ich arbeite im Zaubereiministerium“, kommt es angeberisch zurück. Dolores dreht sich um und marschiert davon, ihre Wichtigkeit betonend, indem sie bei jedem Schritt die Hacken auf den Fußboden knallt.

„Federanspitzerin ist sie, weiter nichts“, raunt eine Stimme hinter mir. Sie gehört Theophilus Fudge, einem von Patricks alten Freunden.

Zaghaft sage ich hallo. Ich weiß nicht so recht, wie ich mich Theo gegenüber verhalten soll. Der scheint jedoch meine Verlegenheit nicht zu bemerken und redet weiter über Dolores Umbridge: „Wusstest Du, dass mein Cousin Cornelius ihr Halbbruder ist? Mein Onkel hat nicht nur ein Kind auf der Wildbahn...“

Der Kobold hinter uns knurrt: „Einsteigen! Ich habe nicht ewig Zeit!“

Rasch steige ich ein, Fudge winkt mir kurz zu, während ich mich in den Wagen setze und dann geht die Fahrt ab in die Tiefe.

Federanspitzerin also. Wie kommt es bloß, dass so eine Möchtegern-Chefin den niedrigsten, schlechtestbezahlten Job im Ministerium annimmt? Der letzte, kleinste Angestellte hat die Macht, eine Federanspitzerin und Botin durch die Gänge zu jagen. Der einzige Vorteil, den dieser Job bietet, ist der, dass man so ziemlich alle Mitarbeiter kennenlernt. Die gutbezahlten Jobs und begehrten Ausbildungsplätze waren für Dolores mit ihren eher miesen Leistungen in Theorie und Praxis nicht zu haben, aber vielleicht will das

hinterhältige Biest ja Beziehungen nutzen, die sie im Zaubereiministerium aufbaut. Wer weiß! Ich hoffe nur, dass ich mit Dolores Jane Umbridge nie mehr zu tun bekomme.

Das Verließ, das nun mir allein gehört, befindet sich in den mittleren Etagen des Gringott's-Gewölbes und hat immerhin drei Schlösser. Ganz unten gibt es welche mit sieben Schlössern, die Schatzkammern der uralten Zaubererfamilien. Die der Mulcibers benutzt jetzt der letzte Spross aus der direkten Linie, ein von generationenlanger Inzucht gezeichneter Einfaltspinsel. In der Nebenlinie, der mein Vater entstammte, gibt es so viele Muggel, dass ich beinahe als Halbblut gelte, aber dadurch kam ausreichend frisches Blut in die Familie.

Das Klacken der Schlösser lenkt mich von meinen Gedanken ab. Ich halte die Luft an. Was werde ich finden? Ich hatte Patrick die Verwaltung des Geldes überlassen und mich überhaupt nicht um unsere Finanzen gekümmert.

Es sieht besser aus als ich befürchtet hatte. Ein Teil des Geldes, hauptsächlich Galleonen, ist gestapelt, Knuts und Sichel dagegen liegen in unordentlichen Haufen durcheinander. Ich fange an zu sortieren und zu zählen. Hinter mir schimpft der Kobold: „Warum wollen Sie das alles zählen? Haben Sie noch nichts von der Verließfüllungsauskunft gehört?“

Habe ich tatsächlich nicht. „Ist das neu? Ich war einige Jahre im Ausland.“

Der Kobold wird nicht freundlicher. „Seit fünf Jahren haben wir das. Sie sagen uns das Codewort und wir sagen Ihnen, was alles drin ist in ihrer Kammer.“

„Ich habe kein Codewort.“

Ein unverständliches Knurren ist die Antwort.

Ich nehme mir reichlich Geld, denn auf mich kommen einige Ausgaben zu. Der Kobold wirft die Tür zu, drängt mich zur Bahn und wir fahren wieder nach oben. In der Schalterhalle angekommen, schiebt er mir ein Pergament zu, das ich ausfüllen soll. Jetzt bin ich es, die schlechte Laune hat, die Koblode wollen viel zu viel von mir wissen. Eine Adresse habe ich nicht und ein Einkommen kann ich auch nicht vorweisen. Der Angestellte nimmt das Pergament dennoch gnädig entgegen, runzelt die Brauen und kramt in einem Aktenschrank. Schließlich zieht er ein Pergament hervor, rollt es auf und sagt: „Für dieses Verließ wurde bereits ein Passwort ausgegeben.“

Sieh an, davon habe ich gar nichts gewusst. „Mein Mann ist verstorben, ohne es mir mitzuteilen.“

„Keine Adresse, kein Einkommen, kein Passwort. Tut mir Leid.“

Ich zucke mit den Schultern und gehe großlos. Früher waren die Koblode freundlicher.

Geld habe ich jetzt, und nun?

Die alte Wohnung am Stadtrand. Ich will dort nicht wohnen; entweder ist sie wieder vermietet oder abgerissen, Gerüchte hatte es schon gegeben. Den Geistern der Vergangenheit stellen will ich mich. Nach dem Begräbnis meiner Großmutter war ich noch einmal dort, um aufzuräumen und nach brauchbaren Sachen zu suchen. Doch kaum hatte ich das Brautkleid in die Tasche gelegt, wurde ich von Panik erfasst und bin gerannt wie ein Hase.

In London fällt es nicht auf, wenn jemand plötzlich verschwindet oder auftaucht; ich appariere direkt bis hin. Tatsächlich gähnt an der Straße eine leere Fläche, nur unser Haus und das daneben stehen noch. Die Haustür fehlt, Fensterscheiben sind eingeworfen. Im Durchgang riecht es nach Hundepisse, feuchten Ziegeln und ... Kohl? Auf dem von Staub, abgeblätterter Farbe und Putzbrocken bedecktem Boden sind deutlich frische Fußspuren zu sehen, die zu den Treppen und in den Hinterhof führen. Langsam steige ich die Treppe nach oben. Im Erdgeschoss kann ich bis auf die Straße sehen, die Tür fehlt. Hier hat einst der Hausmeister gewohnt mit seiner Frau, die sich als Aufpasserin verstand. „Miss Miller, Sie hatten schon wieder Herrenbesuch!“ – Miss Miller war unsere Nachbarin und der Herrenbesuch bestand ausschließlich aus ihrem Bruder, der jeden zweiten Sonntag kam und um Geld bettelte. – „Misses McGonagall, wann haben Sie eigentlich das letzte Mal Fenster geputzt?“ – Mein Hölzerner Helfer musste oft genug dafür sorgen, dass die Hausmeisterin vergaß, sich zu wundern, dass sie mich nie beim Putzen sah...

Im ersten Stock gibt es noch eine Tür, sie ist angelehnt und hier hin führen die Spuren. Die Cormings wohnten hier, ein nettes älteres Ehepaar, mit dem wir ab und zu bei einem Glas Wein zusammensaßen. Ich klopfe, erhalte keine Antwort und drücke die Tür auf. Der Flur ist auffallend sauber, an einem Haken hängt eine abgeschabte Jacke, darunter stehen ein Paar ziemlich neue Filzpantoffeln. Gegenüber war das

Schlafzimmer der Cormings, der wuchtige Schrank steht noch, allerdings fehlen die Türen. In den Fächern liegt ein bisschen Wäsche, Frauensachen. Die Wohnzimmereinrichtung besteht aus einem Matratzenlager, einem Sessel, einem Esstisch mit einem Plastikstuhl und ein paar Pappkartons. Matratze, Sessel und Tisch kenne ich gut, es waren unsere Sachen. Jemand hat die Schlitze in den Polstern geschickt vernäht und die Kerben im Tisch glattgeschliffen. In der Küche finde ich auf unserem stark verkleinerten Bücherregal ein paar Geschirrtile und Lebensmittel, auf dem Ofen steht ein Topf mit Kohl.

Hier hat sich jemand häuslich niedergelassen und das Ganze geht mich nichts an. Leise ziehe ich mich zurück. Obendrüber, in unserer Wohnung ist nichts zu finden als Dreck. Das alles lässt mich kalt, hier gibt es keine Geister mehr für meine Seele.

Beruhigt apparriere ich wieder in die Winkelgasse, gehe in das neueröffnete Cafe, bestelle einen Eisbecher und überlege, was ich als nächstes tun soll. Viel ist es nicht. Zuerst werde ich zu Madam Malkins gehen und Kleider kaufen, bei Tom im „Tropfenden Kessel“ übernachten und morgen früh dorthin apparieren, wo ich mich von John getrennt habe. Dann werde ich wirklich nach Hogwarts laufen und Albus Dumbledore besuchen. Ihm kann ich von meinen Wanderungen erzählen, ich glaube, er ist der einzige, der nicht an mir zweifeln oder über mich lachen würde. Dieser Besuch soll dann der Abschluss meiner Wanderungen sein; danach werde ich mir eine kleine Wohnung und Arbeit suchen, am liebsten etwas, bei dem ich mit möglichst alten Büchern zu tun habe. Wenn ich auf meiner Reise etwas vermisst habe, dann das Lesen, das völlige Vertiefen in Bücher, den Duft von altem Pergament, Tinte und Druckerfarbe.

Während ich mein Eis löffle, das übrigens vorzüglich schmeckt, blättere ich in einem zerlesenen „Tagespropheten“. Mein Blick bleibt an dem Wort „Hogwarts“ hängen: „Die Hogwarts-Schule für Hexerei und Zauberei sucht zum sofortigen Beginn eine Bibliothekarin oder einen Bibliothekar. Bewerbungen sind zu richten an Albus Dumbledore, Schulleiter.“ Mein Herz macht einen Satz. Das wäre... Diese alten Bücher... diese vielen Bücher... und der von mir so verehrte Albus Dumbledore als Chef...

Auf dem Weg nach Hause - 4

Ich habe keine Bewerbung geschrieben. Schuld daran ist ein Mann. Tom.

Am Montagabend war nicht viel los im „Tropfenden Kessel“, Tom hatte Zeit und wir unterhielten uns stundenlang. Seine Worte klingen mir noch in den Ohren: „Bibliothekarin in Hogwarts – das ist doch nichts für dich, Minerva! Willst du wirklich so eine vertrocknete, papierstaubgepuderte alte Schachtel werden wie Ella Cunningdale? Jeden Tag Dienst bis Ultimo und dann den Büchern hinterherjagen – ich bitte dich!“

Ich hatte nur geschluckt und versucht, schnell das Thema zu wechseln. Tom redete genau wie Patrick, gleiche Wortwahl, gleicher Tonfall. Genau davon hatte ich mich immer „überzeugen lassen“, Patrick wusste es einfach besser. Tom auch? Der kannte mich doch gar nicht! Oder wirkte ich wie ein Kind, das man vor einer Dummheit bewahren muss? Ins Grübeln gekommen bin ich trotzdem: ist es richtig, was ich da tun will?

Ich habe beschlossen, zunächst meine Wanderung fortzusetzen. Wenn ich mich nicht verrechnet habe, bin ich drei Wochen vor Schuljahresbeginn in Hogwarts. Bis dahin will ich mich entschieden haben, was ich machen werde. Bewerbe ich mich als Hogwarts-Bibliothekarin oder nicht? Es gibt einiges, was dafür spricht: Hogwarts verspricht Ruhe und Sicherheit, junge Leute und alte Bücher, vor allem aber ungehinderten Zutritt in die Verbotene Abteilung. Vor allem die Verbotene Abteilung zieht mich an. Drei Viertel des Bestandes sind keineswegs schwarzmagische Bücher, sondern einfach nur sehr alt, historisch wertvoll oder selten. Oder alles zusammen.

Was spricht gegen den Job? Nicht viel. Ich glaube, man muss nicht von morgens um acht bis abends um neun präsent sein, schließlich gibt es Autosortierzauber und selbstschreibende Karteikarten.

Im Moment steht mir der Sinn nicht nach Ausgehen und Zerstreuung; Bequemlichkeit verspricht die Schule allemal.

Aber ist es wirklich das Richtige für mich? Zum dritten, vierten, fünften Mal drehen sich meine Gedanken im Kreis, höre ich wieder Toms Worte, dieses nachsichtig-nachdrückliche „das ist nichts für dich“.

Schluss damit! Es ist ganz allein meine Entscheidung! Ich wollte mir doch nie wieder etwas einreden lassen. Wie soll ich denn wissen, was das Richtige für mich ist, wenn ich es nicht probiere? Wenn es mir nicht gefällt, kann ich immer noch kündigen. Schluss. Aus. Ich werde nach Hogsmeade laufen, mir ein Zimmer suchen und als erstes die Bewerbung schreiben.

Alarmiert halte ich inne. Etwas hat sich verändert. Ich lausche angespannt, sprungbereit, die Hand am Zauberstab. Still ist es geworden, drückend. Die Vögel haben aufgehört zu zwitschern. Fängt doch noch einer an zu pfeifen, hält er sofort wieder inne, als wäre es ungehörig, jetzt zu singen. Die Sonne ist weg, dunkle Wolken türmen sich am lilafarbenen Himmel. Ein leichter Wind hat sich aufgemacht, ein Wind, der keine Abkühlung bringt, der bedrohlich wirkt. Gewitterstimmung eben.

Ich beschleunige meinen Schritt. Lange halte ich das nicht durch, ganz schnell gerate ich ins Schnaufen, der Schweiß rinnt in Strömen an mir herunter. Die drückende Luft hemmt jede schnelle Bewegung. Dennoch muss ich sehen, dass ich einen trockenen Platz finde. Wenn dieses Gewitter losbricht, wird es heftig.

Gerade eben war die Straße noch voller Muggel in ihren Automobilen, jetzt bin ich plötzlich mit einer Familie mit zwei Kindern und einem Bauern mit einem Handwagen voller Reisig allein.

Erlösend weist ein Schild den Weg ins nächste Dorf. Ich mache mir gar nicht erst die Mühe, den Ortsnamen zu entziffern, sondern laufe los. Schon grollt von Ferne der erste Donner.

Die ersten dicken Tropfen fallen gerade, als ich den Dorfrand erreiche. Obwohl früher Nachmittag, ist es dämmrig. Es herrscht jene Stille, in der jedes Geräusch überlaut zu hören ist. Ich haste weiter, in der Hoffnung, eine Herberge zu finden.

Eine Sekunde lang ist alles ringsum in gleißendes Licht getaucht, ein Krachen lässt es erbeben. Eine panisch schreiende Katze läuft mir vor die Füße, fast wäre ich gestolpert. Ich renne los, auf der anderen Seite des Dorfangers habe ich das erlösende Wirtshausschild erspäht.

Der Himmel öffnet seine Schleusen, als ich nur noch ein paar Schritte bis zur Tür habe. Trotzdem bin ich nass bis auf die Knochen, als ich eintrete.

Ich frage mich, ob ich schon wieder durch ein Weltentor geraten bin. Die Gaststube hier sieht so aus, wie man es aus mittelalterlichen Geschichten kennt: dicke Mauern mit hoch liegenden, kleinen Fenstern, derbe

Holztische und Stühle, der Fußboden aus gestampftem Lehm. Das Holz im Kamin qualmt, es riecht nach Rauch. An den Wänden hängen Öllampen. In einer Ecke ist ein junger, kräftiger Mann damit beschäftigt, die Fensterläden zu schließen. Unter der Lederschürze, die ihn als Wirt ausweist, trägt er Jeans und ein kariertes Hemd.

„Einen Moment bitte, Miss“, sagt er nach einem kurzen Blick in meine Richtung, „ich kümmere mich gleich um Sie.“

Das ist nicht nötig, denn aus der Küche kommt eine dralle Frau gelaufen, die ein Kleid trägt, wie ich es kürzlich in London zu Dutzenden gesehen habe. „Schrecklich da draußen“, sagte sie nach einem Blick auf meine nasse Erscheinung. „Sie möchten bestimmt ein trockenes, warmes Plätzchen.“

Ich nicke bekommen. Draußen kracht ein Donnerschlag, der die festgefügtten Mauern erbeben lässt. Der Wind heult durch die Ritzen. Wo bis jetzt kein Feuer im Ofen gebrannt hat, bleibt es kalt. Doch wenn ich nicht wieder hinaus will in das Unwetter, muss ich der Wirtin folgen.

Meine Befürchtungen erweisen sich als nicht ganz unbegründet. Das Zimmer ist klein, aber trocken und einigermaßen warm und es hat ein eigenes Badezimmerchen. Aber es ist dunkel und ich sehe weder Lampe noch Lichtschalter. Die Wirtin drückt mir eine elektrische Taschenlampe in die Hand, dazu ein Öllicht und Zündhölzer. „Elektrischen Strom haben wir hier nicht, die Leitung hört oben am Schloss auf.“ An der Tür dreht sie sich noch einmal um: „Essen gibt es von sechs bis acht.“

Weg ist sie und ich stehe da mit der funzeligen Taschenlampe in der Hand. Bevor die Batterie ganz ihren Geist aufgibt, mache ich die Öllampe an. Kein Strom – na, macht nichts. In Hogwarts gab es kein elektrisches Licht und bei meiner Großmutter auch nicht. „Elektrische Birnen haben in einem Hexenhaushalt nichts zu suchen“, das war immer ihr Standardspruch. Meine Mutter hatte sich irgendwann nach vielen Diskussionen mit meinem Vater durchgesetzt und elektrische Lampen, einen Staubsauger und sogar eine Waschmaschine angeschafft, Dinge, wie sie in Muggelhaushalten üblich waren. Ich glaube, Mom hat das für Arabella gemacht.

Wo meine Schwester jetzt wohl ist? Ob sie noch in Australien lebt?

Beim Abendessen, das reichlich ist und vorzüglich schmeckt, entschuldigen sich die Wirtsleute dafür, dass sie am Nachmittag so kurz angebunden waren. Das Gewitter hatte alle überrascht und sie hatten alle Hände voll zu tun gehabt, Haus und Ställe zu sichern und ihr Vieh ins Trockene zu bringen. Verständlich, draußen toben immer noch die Elemente. So etwas habe ich noch nicht erlebt, nicht einmal der Großvater der Wirtin kann sich an solch ein Unwetter erinnern.

Auf dem Weg nach Hause - 5

Der Himmel ist wieder blau. Am Morgen hat ein kräftiger Wind die letzten Wolken weggeblasen. Der Wirt des kleinen Dorfgasthofes meinte, es würde nun bestimmt eine ganze Woche schön warm werden.

Zwei, höchstens drei Tagesmärsche habe ich noch bis Hogsmeade. Ich werde mich in den „Drei Besen“ einquartieren und meine Bewerbung schreiben. Ob der alte Spinnett wohl immer noch der Wirt ist? Oder hat er seine „Drohung“ wahrgemacht und das Lokal verkauft? Nun, das werde ich bald herausfinden.

Ich habe mich so darauf versteift, in Hogwarts die Bibliothek zu übernehmen, dass ich keinen Gedanken daran verschwendet habe, was ich tue, falls ich die Stelle nicht bekomme. Die Anzeige im Tagespropheten war ja schon einige Wochen alt...

Bleibt noch die Bibliothek des Zaubereiministeriums, obwohl ich kaum Chancen habe, dort eingestellt zu werden, nur weil ich Bücher liebe. Ich habe keine Verwandten im Ministerium, die ein gutes Wort für mich einlegen könnten und ausgebildet bin ich als Lehrerin für Grundschulkinder. Das ist aber genau das, was ich nie wieder machen möchte: verwöhnten Gören reicher Eltern das Alphabet beibringen.

Mein Geld müsste ausreichen, um ohne Einkommen für ein, zwei Jahre zu Untermiete zu leben. Mehr als nur einmal habe ich in den letzten Tagen mit dem Gedanken gespielt, meine Reiseerlebnisse aufzuschreiben und als Buch herauszubringen. Wenn ich es als Fantasiegeschichte bezeichne, kann ich darin eine Hexe bleiben und es Muggelverlagen anbieten. Ob ich allerdings von dem Honorar leben kann, bleibt abzuwarten.

Vielleicht setze ich auch das in die Tat um, was ich John gegenüber als meinen Plan für die Zukunft angegeben habe und werde Buchbinderin. Ich kann das Wohn-Automobil von Onkel Zac herrichten lassen und damit durchs Land ziehen.

Die Sache mit dem Wohnmobil ist auch so eine Überlegung wert. Dann hätte ich ein Dach über dem Kopf und wäre gleichzeitig unabhängig. Egal was ich mache, schreiben könnte ich trotzdem.

Schade, dass ich mich von John getrennt habe mit der Verpflichtung, einander keinesfalls zu suchen. Er war ein angenehmer Weggefährte, am Tage wie in der Nacht. Dass er genau wie ich nicht ganz ehrlich war, was Reisegründe und Reiseroute betrifft, hat mich nicht gestört. Ihn hoffentlich auch nicht. Vielleicht, wenn ich das Buch wirklich schreibe und er sich darin wiedererkennt...

Wieso ist es auf einmal so dunkel, kalt und windig? Mir klappern ja schon die Zähne! Mit eiskalten Fingern hole ich meine Jacke aus dem Rucksack; ich bekomme kaum die Verschnürung auf.

Es ist alles sinnlos. Warum bin ich nicht gestorben? Ich bräuchte mich nie mehr herumzuplagen...

Verdammt, das sind doch Dementoren! Eins, zwei, drei...

Sie kommen auf mich zu. Die Kälte, die von ihnen ausgeht, lähmt Körper und Geist. Unter Aufbietung der letzten Kräfte gelange ich mit der rechten Hand an den Zauberstab, der im linken Ärmel steckt. Zorn übermannt mich, sobald ich den Stab zwischen meinen Fingern spüre, heißer Zorn. Und das ist gut so. Mein Arm mit dem Zauberstab peitscht durch die Luft, ich denke an die letzte Nacht mit John und schreie mit aller Kraft: „Expecto Patronum!“

Nun geschieht ein kleines Wunder: aus der Spitze meines Stabes springt ein blendend weißes Einhorn, während gleichzeitig am Boden das weiße Einhorn mit den smaragdgrünen Augen auf die Dementoren losgeht, das Horn gesenkt, den Schwanz gestreckt.

Beim Üben in der Schule entstanden immer nur Wölkchen und Kringel, nie ein körperlicher Patronus. Aber ich war auch nie in einer Situation, in der ich ernsthaft einen Patronus brauchte. Bis jetzt.

Die Dementoren verflüchtigen sich mit einem schauerlichen Schrei. Ich halte mir die Ohren zu, den Zauberstab fest in den Fingern. Endlich wird es wieder warm und hell; ich richte mich auf.

Mich überkommt ein derartiger Appetit auf Schokolade, dass ich ins nächste Dorf laufe – zum Glück ist eines in Sichtweite -, zwei Tafeln Schokolade kaufe und eine sofort aufesse.

Danach geht es mir besser, keine Spur mehr von Traurigkeit. Ich laufe in Richtung Hogsmeade und nehme meine Gedanken wieder auf. Egal, wofür ich mich entscheide, gleichgültig, ob ich allein bleibe oder wieder einen Mann finde, ich werde nie mehr zulassen, dass jemand so über mein Denken und Wollen bestimmt wie Patrick. Wenn ich eines gelernt habe, dann dies: selbst zurechtzukommen.

Neubeginn

Ich bin müde und aufgeregt in gleichem Maße. In den vergangenen zwei Wochen habe ich von früh bis spät daran gearbeitet, meine Vorbereitungen für die erste Unterrichtswoche fertig zu stellen, habe Lehrpläne und Bücher gewälzt.

Professor Dumbledore hat mich genommen.

Die Antwort auf mein Schreiben war eulenwendend gekommen. „Ihre Bewerbung habe ich dankend zur Kenntnis genommen. Bitte finden Sie sich am Mittwoch 11 Uhr zu einem Gespräch in meinem Büro ein. A.D.“

Mehr nicht.

Dann stand ich vor ihm, in das grüne Samtkleid gezwängt, das ich bei Madam Malkins gekauft hatte, Hut und Umhang passend dazu. Meine Füße schmerzten in den engen Schnürschuhen aus Salamanderleder.

Dumbledore musterte mich lange über seine Brille hinweg. Es war genau jener undeutbare Blick aus diesen unglaublich blauen Augen, der einen zu durchdringen schien, der Blick, der mir schon als Schülerin Unbehagen bereitet hatte. Mir wurde abwechselnd kalt und heiß.

Dann fragte Dumbledore: „Sie möchten Bibliothekarin werden. Warum?“

Dieses ‚warum‘ kam wie ein Peitschenknall, wie ein Schuss in der Stille des Büros.

„Ich liebe Bücher“, erwiderte ich zaghaft.

Dumbledore schmunzelte: „Besonders die in der Verbotenen Abteilung, hm?“

Ich sagte nichts. Mir war das Blut in den Kopf geschossen.

„Die Stelle in der Bibliothek ist bereits besetzt.“

Aus.

Ich wollte schon gehen, suchte noch nach Abschiedsworten, da sprach Dumbledore weiter: „Aber ich brauche jemanden, der der Verwandlung übernimmt, da ich nicht mehr selbst unterrichten werde. Wie wäre das?“

Langsam, ganz langsam erwachte ich aus meiner Betäubung. Verwandlung – nun, was die Praxis angeht, hatte ich in den letzten Monaten ausreichend Erfahrung gesammelt. Die Theorie ließ sich schnell auffrischen, aber das praktische Unterrichten? Mein Pädagogik-Studium lag Jahre zurück und wirklich unterrichtet hatte ich nie, immer nur Privatstunden gegeben. Patrick hatte nicht gewollt, dass ich an einer Schule arbeite, er hatte mir eingeredet, das sei zu viel für mich.

„Brauchen Sie Bedenkzeit?“

Woher soll ich wissen, ob etwas zu viel für mich ist, wenn ich es noch nie ausprobiert habe? Mit einem Schlag wird mir klar, was Patrick McGonagall wirklich wollte: ein Frauchen, das daheim auf ihn wartet, das Essen fertig und die Pantoffeln bereit hat, wenn er kommt, das zu ihm aufschaut und ihn bewundert, wenn er von seinen beruflichen und sonstigen Heldentaten berichtet, das keine eigene Meinung hat, ein Hausputtelchen wollte er, das ohne ihn nicht fähig ist, zu überleben. Und ich in meiner grenzenlosen verliebten Blindheit, ich war drauf und dran gewesen, genau so zu werden.

„Nein. Ich mache es.“

Dumbledore streckte mir die rechte Hand entgegen. „Willkommen in Hogwarts, Professor McGonagall.“

Ich schlug ein.

Professor Minerva McGonagall. Das klingt gut, respektheischend.

Aber Respekt verdient sich ein Lehrer nicht dadurch, dass er mit ‚Professor‘ angeredet wird. Vor Professor Owen hatten wir damals überhaupt keinen Respekt, sie hatte ihn gleich in der ersten Stunde verspielt, als sie uns Sechstklässler mit Geschichten von ihrer kleinen Tochter langweilte. Da konnte Sandy Owen zehn Mal am Tage darauf pochen, dass sie Professorin war – wir nahmen sie einfach nicht für voll.

Andrew Starfinder hingegen... Er war immer gut gelaunt, erzählte Anekdotchen, wenn es zum Unterricht passte, meckerte nicht ´rum, wenn einer das ‚Sir‘ vergaß, aber er verstand es, uns den Umgang mit magischen Kreaturen so beizubringen, das wir schließlich sogar mit einem Drachen klarkamen.

Schade dass Starfinder nicht mehr da ist. Von ihm hätte ich mir einiges anschauen können. Von den Lehrern, die ich selbst hatte, sind außer Dumbledore nur noch Professor Perkins und Professor Slughorn im Dienst. Wer weiß, wozu das gut ist.

Heute war also mein erster Tag als Hogwarts-Professorin.

Der Hogwarts-Express war wie immer am späten Nachmittag angekommen und zu Beginn des Begrüßungsfestes sind die Schüler noch lange nicht damit fertig, sich gegenseitig ihre Ferienerlebnisse zu erzählen. Diese Atmosphäre kenne ich gut, es ist ein Gefühl der freudig-bangen Erwartung.

Es wurde schlagartig still, als Jason Perkins, der stellvertretende Schulleiter, die Erstklässler hereinführte. Jeder einzelne musste nach vorn gehen und sich den Sprechenden Hut aufsetzen. Diese Tradition ist so alt wie Gryffindors Hut.

Es hieß, dass die Mitglieder einer Familie über Generationen hinweg immer ins selbe Haus kommen. Deshalb hatte ich auch an einen Irrtum geglaubt, als der Hut „Gryffindor“ gerufen hatte, kaum dass er auf meinem Kopf gelandet war. Alle Vorfahren meiner Eltern waren Slytherins gewesen, soweit die Aufzeichnungen reichten. Ich war die erste Mulciber seit Menschengedenken, die nach Gryffindor geschickt wurde.

Mit Interesse verfolgte ich die Aufteilung der Erstklässler. Mit Andromeda Black bin ich um einige Ecken verwandt, unsere Ururgroßmütter – oder war es noch ein „Ur“ mehr? – waren Schwestern. Nun ja, die reinblütigen Zaubererfamilien sind alle mehr oder weniger miteinander verflochten, aber niemand von meiner unmittelbaren Verwandtschaft ist unter den Schülern.

Interessanterweise gelangte Andromeda entgegen der Blackschen Familientradition nach Gryffindor und es war deutlich zu sehen, dass sie sich darüber freute.

Ich hatte seinerzeit lange geheult und meinen Eltern noch in der Nacht eine Eule geschickt. Die Antwort meines Vaters sehe ich noch vor mir: „Die Entscheidungen dieses alten Hutes sind nicht immer nachvollziehbar, aber immer richtig. Du bist eine Gryffindor geworden, also mach das Beste daraus.“

Ich denke, das habe ich getan.

Morgen werde ich das erste Mal vor eine Klasse treten. Ein neues Leben beginnt. MEIN neues Leben.

Eine schöne Wohnung haben sie mir gegeben, gemütlich, geräumig, mit viel Platz für Bücher. Inzwischen ist der Sekretär geliefert worden, den ich in dem Antiquariat in Edinburgh aufgestöbert habe. Ein richtiges Schmuckstück ist das mit Intarsien, allerlei Kästchen und Fächern und sogar einem geheimen Geheimfach. „Das gehört dazu“, hat der Händler gesagt, als ich ihn nach dem versiegelten Päckchen in dem einen Fach gefragt habe. Natürlich gehörte das Päckchen dazu, es ist die Anleitung zum Öffnen des Geheimfaches. Nur Sekunden später habe ich es offen vor mir.

Ich ziehe den Ring mit dem Smaragd des Ewigen Pfades vom Finger. Den brauche ich nicht mehr. Ich habe meinen Weg gefunden. Ich will über mein Leben selbst entscheiden, aber nicht über die Art und die Stunde meines Todes.

Kurz entschlossen lege ich den Ring in das unscheinbare Pappschächtelchen, das den Schlüssel zum Sekretär enthielt, stecke es in das Geheimfach und schließe es.

Schnapp. Der Riegel ist zu. Dieses Fach werde ich nie öffnen.

Epilog

Es war längst dunkel geworden. Minerva McGonagall stand noch immer da, unbeweglich, die Gedanken weit weg, den Blick auf ihre Hand gerichtet, wo der Smaragd des ewigen Pfades sein tröstliches, wegweisendes, hoffnungsspendendes grünes Licht verbreitete. Nachdem Minerva nach ihrer langen, verrückten Reise daheim in Hogwarts angekommen war, hatte sie den Ring ins hinterste Geheimfach ihres Sekretärs gelegt und sich geschworen, ihn nie wieder anzustecken. Sie wollte selbst bestimmen, wohin sie ging und falls ihr auf dem selbstgewählten Lebensweg irgendwo ein gewaltsamer Tod beschieden war – nun ja.

Doch das, was Albus Dumbledore ihr heute Mittag erzählt hatte, hatte Minerva doch zu dem Ring greifen lassen. Du-weißt-schon-wer war dabei, zurückzukehren. Albus hatte verlässliche Hinweise erhalten, dass er es geschafft hatte, nach Großbritannien zu kommen.

Dumbledore hatte zu ihr gesagt: „Ich denke, Voldemort wird versuchen, Harry Potter zu finden und ihm Schaden zuzufügen, solange der Junge noch klein und kein ausgebildeter Zauberer ist. Wir müssen ihn unbedingt schützen und dazu den Orden wiederbeleben. Es wird neuen Krieg geben unter den Zauberern und es wird schlimmer werden als je zuvor.“

Hagrid hatte den Auftrag bekommen, den Stein der Weisen aus dem Verließ von Gringott's zu holen und Minerva hatte sich angeboten, Gryffindors Gigantenschach wiederzubeleben. Albus hielt es für sicherer, den Stein der Weisen hier in Hogwarts aufzubewahren, wo er besser darauf aufpassen könnte als auf das Verließ in der Bank. Hoffentlich irrte der Chef sich da nicht – im September wurde Harry Potter in Hogwarts erwartet.

Kurz entschlossen steckte Minerva McGonagall den Ring an ihren Finger.

Damit endet diese Geschichte und eine neue, uns längst bekannte, beginnt - die Geschichte von Harry Potter...

Vielen Dank an meine unbekanntenen Leser für die Treue - ein paar mehr Kommentare hätte ich mir schon gewünscht.

Bis bald auf diesen Seiten

Euer käfer